**Die vorliegende Neuausgabe von**
***Die Französische Revolution***
**wurde von den Herausgebern und vom Verlag**
**mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.**

**Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und**
**wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.**

**In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.**

# Thomas Carlyle

# Die Französische Revolution

## Band 1
## Die Bastille

Mit einer biographischen Einleitung
von Egon Friedell

*The French Revolution : A History*
*Vol. I. The Bastille.*
(London: Chapman & Hall, 1837)

*Die Französische Revolution. Geschichtsbild von Thomas Carlyle.*
*Neue Ausgabe in zwei Bänden. Erster Band. Übersetzt von L. Dausalik.*
(Halle a. d. S.: Otto Hendel, o. J. [1-291])

Die Einleitung von Egon Friedell ist dem Band
*Kleine Porträtgalerie. Fünf Essays* (München: C. H. Beck, 1949) entnommen.

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in der Antiquaschrift Warnock wiedergegeben, Antiquaeinschübe in der serifenlosen Myriad.
Im Fließtext des Originals gesperrte Wörter werden kursiv hervorgehoben.
Einige wenige Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert. Um der besseren Lesebarkeit willen wurde die Zeichensetzung sowie die Groß- und Kleinschreibung nach Doppelpunkt behutsam überarbeitet.
Die bibliographischen Fußnoten Carlyles wurden nicht aufgenommen.

Redaktion: Hannes Riffel
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]
Typographie & Satz: Hardy Kettlitz

ISBN 978-3-944720-88-3

© dieser Ausgabe 2016 by Golkonda Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

## Inhaltsverzeichnis

Carlyle. Von Egon Friedell. ..... 9

*Erstes Buch. Der Tod Ludwigs XV.*

Erstes Kapitel. Ludwig der Vielgeliebte. ..... 68
Zweites Kapitel. Verwirklichte Ideale. ..... 72
Drittes Kapitel. Das Viatikum. ..... 84
Viertes Kapitel. Ludwig der Unvergessene. ..... 87

*Zweites Buch. Das papierene Zeitalter.*

Erstes Kapitel. Astraea redux ..... 98
Zweites Kapitel. Eine Petition in Hieroglyphen. ..... 105
Drittes Kapitel. Bedenklich. ..... 108
Viertes Kapitel. Maurepas. ..... 112
Fünftes Kapitel. Astraea redux mit der leeren Tasche. ..... 117
Sechstes Kapitel. Windbeutel. ..... 121
Siebentes Kapitel. Contrat social. ..... 126
Achtes Kapitel. Bedrucktes Papier. ..... 130

*Drittes Buch. Das Parlament von Paris.*

Erstes Kapitel. Zurückgewiesene Wechsel. ..... 138
Zweites Kapitel. Controleur Calonne. ..... 143
Drittes Kapitel. Die Notabeln. ..... 147
Viertes Kapitel. Loménies Edikte. ..... 158
Fünftes Kapitel. Loménies Donnerkeile. ..... 164
Sechstes Kapitel. Loménies Ränke. ..... 169
Siebentes Kapitel. Gegenseitige Vernichtung. ..... 175
Achtes Kapitel. Loménies Todesringen. ..... 181
Neuntes Kapitel. Begräbnis und Freudenfeuer. ..... 193

*Viertes Buch. Die Generalstände.*
Erstes Kapitel. Noch einmal die Notabeln. ..... 200
Zweites Kapitel. Die Wahl. ..... 206
Drittes Kapitel. Gewitterluft. ..... 213
Viertes Kapitel. Die Prozession. ..... 217

*Fünftes Buch. Der dritte Stand.*
Erstes Kapitel. Sieg der Unthätigkeit. ..... 242
Zweites Kapitel. Der Götterbote de Brézé. ..... 252
Drittes Kapitel. Der Kriegsgott Broglie. ..... 261
Viertes Kapitel. Zu den Waffen! ..... 267
Fünftes Kapitel. Gebt uns Waffen! ..... 273
Sechstes Kapitel. Sturm und Sieg. ..... 281
Siebentes Kapitel. Keine Revolte. ..... 291
Achtes Kapitel. Sie erobern ihren König. ..... 296
Neuntes Kapitel. Die Laterne. ..... 301

*Sechstes Buch. Die Konsolidierung.*
Erstes Kapitel. Macht die Konstitution! ..... 310
Zweites Kapitel. Die erste konstituierende Versammlung. ..... 317
Drittes Kapitel. Der allgemeine Umsturz ..... 323
Viertes Kapitel. En Queue. ..... 333
Fünftes Kapitel. Der vierte Stand ..... 337

*Siebentes Buch. Der Weiberaufstand.*
Erstes Kapitel. Patrouillotismus. ..... 342
Zweites Kapitel. O Richard, o mon Roi! ..... 347
Drittes Kapitel. Schwarze Kokarden. ..... 352
Viertes Kapitel. Die Mänaden. ..... 354
Fünftes Kapitel. Der Gerichtsbote Maillard. ..... 359
Sechstes Kapitel. Nach Versailles. ..... 365

Siebentes Kapitel. In Versailles. ..... 370
Achtes Kapitel. Das gemeinsame Mahl. ..... 374
Neuntes Kapitel. Lafayette. ..... 381
Zehntes Kapitel. Les grandes entrées. ..... 385
Elftes Kapitel. Von Versailles nach Paris. ..... 391

## Carlyle

von
Egon Friedell

Es ist ungemein leicht, Carlyle zu tadeln, und es ist ungemein schwer, ihn zu loben. Wer irgendeine seiner Schriften gelesen hat, ja auch nur die ersten zehn Seiten irgendeiner seiner Schriften, der wird mühelos eine Menge von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Unzulänglichkeiten an ihm entdecken können. Er wiederholt sich; er widerspricht sich; er übertreibt; er hat seine Mittel nicht in der Gewalt; er schreibt dunkel und weitschweifig; sein Pathos ist überheizt; sein Tempo ist unsicher; seine Bilder und Gleichnisse sind schief oder gesucht, seine Gedanken sind ungeordnet und barock.

Alle diese Defekte und noch viele andere lassen sich ohne weiteres herausfinden und genau bezeichnen; will man aber ebenso kurz feststellen, welche guten Eigenschaften ihnen gegenüberstehen, so gerät man in Verlegenheit. Wollte man zum Beispiel sagen, daß Carlyle Temperament, Denkschärfe, psychologische Feinfühligkeit, plastische Charakterisierungsgabe besitzt, daß er originell, interessant oder geistreich ist, so wäre damit so gut wie gar nichts über ihn gesagt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies alles zutrifft, aber es trifft ihn nicht. Jeder, der ihn kennt, hat das unabweisbare Gefühl, daß mit solchen Worten an das Phänomen Carlyle nicht heranzukommen ist, daß sie vollständig an ihm abgleiten.

Die Verlegenheit beginnt sogar schon in dem Augenblick, wo man angeben soll, in welche literarische Kategorie er überhaupt gehört. Ist er Philosoph, Historiker, Kritiker, Soziologe, Biograph, Ästhetiker, Romancier; ist er dies alles zusammen oder vielleicht auch nichts von alledem? Ja, ist er überhaupt auch nur ein

Schriftsteller? Er selber hat diese Frage verneint. »Wenn es etwas gibt«, sagte er, »wofür ich kein besonderes Talent habe, so ist es die Literatur. Hätte man mich gelehrt, die einfachste praktische Tätigkeit auszuüben, so wäre ich ein besserer und glücklicherer Mensch geworden.« Diese Selbstbeurteilung eines Mannes, dessen Bücher heute in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, mag zunächst überraschen; indes, sobald man näher zusieht, wird man etwas an ihr finden. Wenn man nämlich unter einem Schriftsteller einen Menschen versteht, der die Gabe besitzt, seine Beobachtungen und Empfindungen leicht und glänzend zur Darstellung zu bringen, der gelernt hat, alles, was in ihm ist, gewandt und mühelos herauszusagen, kurz einen Menschen, der besonders gut imstande ist, seine Eindrücke auszudrücken, so war Carlyle ganz gewiß kein Schriftsteller. Die literarische Arbeit war ihm nie etwas anderes als eine Qual, niemand hat mehr unter den Hemmungen und Widerständen des Produzierens gelitten als er. Wenn er von einem Stoff erfüllt war, so fühlte er sich wie unter einer schweren Last wandelnd, er empfand nichts als einen unerträglichen Druck, die Freudigkeit des Gestaltens fehlte ihm vollständig. Und auch das fertige Werk trägt bei ihm noch die Spuren des Kampfes mit der Materie. Der Grundcharakter seines Stils ist eine merkwürdige Verbindung von Lebhaftigkeit und Schwerfälligkeit; es ist eine Ausdrucksweise, bei der man fortwährend im Zweifel ist, ob man sie feurig oder holprig nennen soll, ein Pathos, das unwiderstehlich mitreißt und dennoch immer mühselig mit sich selbst ringt, sich überstürzend, dann wieder hinkend und zurückbleibend, formlos und formell; mit seinen hunderterlei Einschiebungen, Einschränkungen, Rückbeziehungen, plötzlichen Parenthesen, angehängten Nachsätzen und zerreißenden Interjektionen die Verzweiflung vieler Leser; eben hierdurch erhält ja Carlyles Prosa ihren eigenartigen Rhythmus. Wollte man Carlyles Wesensart mit einem einzigen Worte bezeichnen, so könnte man ihn vielleicht, indem man dabei aus Carlyles eigenem Vokabular schöpft, einen *Denkerhelden* nennen. Carlyle hat die verschiedenen Äußerungen des Heldentums in allen

menschlichen Betätigungen aufgesucht und aufgefunden: seine Auffassung war, daß im Grunde jeder wahrhaftige und tüchtige Mensch ein Held sein kann und daß daher die äußere Gestalt des Helden, so wechselnd sie ist, nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Nur eine Form des Heldentums hat er übersehen: den »hero as thinker«; aus einem sehr einfachen Grunde: weil er sie nämlich selbst verkörperte. Indes ist gerade sie die wirksamste und umfassendste von allen. Der Denker ist gewissermaßen der Universalheld, er begreift alle Formen des Heldentums in sich: er ist Prophet, Dichter, Priester, Schriftsteller, Organisator. Sein Einfluß währt am längsten und reicht am tiefsten. Ohne es zu wissen, leben, fühlen und handeln die Menschen nach seinen Vorschriften, obgleich oder vielmehr weil seine Wirksamkeit oft eine geheime, unterirdische ist. Die Gedanken, die Jesus zu einigen einfachen Landleuten sprach, die sie zur Hälfte anzweifelten und zur Hälfte mißverstanden, haben gleichwohl die halbe Erdoberfläche revolutioniert. Die Erfolge der großen Eroberer und Könige sind nichts gegen die Wirkungen, die ein einziger großer Gedanke ausübt. Er springt in die Welt und verbreitet sich langsam und unwiderstehlich mit der Kraft eines Elementarereignisses, einer geologischen Umwälzung: nichts vermag sich ihm in den Weg zu legen, nichts vermag ihn ungeschehen zu machen. Und der Denker ist nicht nur die mächtigste Form des Heldentums, sondern auch die reinste, die menschlich größte; gerade weil er nicht im konkreten Handeln sein Ziel und seine Aufgabe sieht. Jede Handlung hat einen gewissen Grad von Beschränktheit, Blindheit, Ungerechtigkeit zur Voraussetzung: ihr Inhalt ist immer nur eine bestimmte, gegebene, momentane Wahrheit; aber der Denker will die ganze. Er versteht, durchschaut, durchdringt alles, erkennt alles in seiner Berechtigung.

Damit ist aber keineswegs gegeben, daß der Denker in temperamentlosem Indifferentismus alles gelten läßt. Im Gegenteil: Jeder echte Denker ist ein leidenschaftlicher Reformator, ja, noch mehr: ein Monomane. Der Ton, in dem er spricht, ist nicht milde und konziliant, sondern rechthaberisch und gewalttätig. Es genügt

ihm nicht, seine Wahrheiten für sich gefunden zu haben, er will sie zum Besitz der ganzen Welt machen, sie ihr beibringen, auch gegen ihren Willen. Er trägt Dinge in seinem Herzen, die gebieterisch nach außen drängen, die er jedermann ins Ohr schreien, über jeden Türpfosten schreiben, an jeder Straßenecke plakatieren möchte. Das schöpferische Denken ist eine Leidenschaft, und eine der fruchtbarsten und furchtbarsten.

Durch diese Züge ist Carlyles Schaffen bestimmt. Er fühlt sich nicht als Verfasser von Büchern, die der Belehrung oder Unterhaltung dienen, sondern als Träger einer Mission. Die Form ist ihm gleichgültig. Er wiederholt seine Leitsätze immer wieder, refrainartig, denn er weiß, man muß eine Wahrheit hundertmal sagen, bis ein einziger an sie glaubt. Er ist unmäßig im Lob und im Tadel wie ein grober wohlwollender Schullehrer. Er vermag nur in Majuskeln zu schreiben. Er geht *immer* zu weit; absichtlich. Aber schließlich: alle echten und tiefen Gefühle sind »übertrieben«, hyperbolisch, hypertrophisch; die Mutterliebe, der Patriotismus, die Geschlechtsliebe: das sind lauter Übertreibungen und gerade dadurch sind sie produktiv; man könnte fast sagen: alle wirklich lebendigen Empfindungen haben Überlebensgröße. Carlyles Technik besteht einfach darin, daß er sich von jeder starken Impression, die er hat, willig fortreißen läßt, bis zu den letzten, äußersten Konsequenzen oder Inkonsequenzen: die Technik *aller* großen Künstler. Und zudem fehlt es ihm auch nicht an der ausgleichenden Selbstironie. Wenn man genauer achtgibt, kann man ihn bisweilen hinterher über sich selber herzlich lachen hören.

Seine Äußerungen, so subjektiv in der Form, haben das denkbar empfindlichste Gerechtigkeitsgefühl zur Grundlage. Es gibt sicher wenige so objektive Beobachter und Beurteiler wie Carlyle. Es ist ihm vollkommen unmöglich, sich eine Sache für seinen Zweck herzurichten und zurechtzustutzen. Plötzlich fällt ihm mitten in einer Argumentation ein, daß er irgendeinen Umstand außer acht gelassen hat, und dann ist er imstande, die ganze Beweisführung umzukrempeln. Daher kommt es sehr oft vor, daß er sich

widerspricht. Aber dies ist nur die natürliche Folge seiner Wahrheitsliebe und seiner Beobachtungsgabe. Er widerspricht lieber sich als den Tatsachen. Diese sind seine alleinige Richtschnur. Denn dieser extreme Idealist und Ideologe ist zugleich der praktischste, nüchternste, sachlichste Wirklichkeitsmensch. Seine Gabe zu sehen ist außerordentlich. Er vermag einen Menschen, ein Buch, eine Landschaft mit drei Worten so zu umreißen, daß wir das Original vor uns zu sehen glauben, obgleich wir zum erstenmal davon hören. Obgleich er immer von gewissen Abstraktionen ausgeht, so schreibt er doch niemals im geringsten abstrakt; er bewegt sich immer in einer greifbaren, tastbaren Welt, ja er hat sogar die Fähigkeit, Ideen so zu beleben, als seien sie wirkliche Menschen, persönliche Freunde oder Gegner. Er besaß selber im höchsten Maße jene Eigenschaft, die er *vision* zu nennen pflegt. Er trifft stets mit unfehlbarer Sicherheit den Kern jeder Sache, einerlei welchem Gebiete sie angehören mag. Es ist dies im Grunde das Wesen der Genialität; in allen Fächern. Sehen, worum es sich handelt, dies genau bezeichnen und alles andere beiseite werfen: auf dieser so einfachen Tätigkeit beruhten alle epochemachenden Fortschritte in der menschlichen Entwicklung, ob es sich nun um einen Erfinder, einen Künstler, einen Staatsmann oder einen Philosophen handelte.

In einem solchen Kopfe muß sich notgedrungen alles ganz von selber zum Weltbilde runden. Tatsachen haben eine unwiderstehliche Affinität zu Tatsachen und fügen sich völlig selbsttätig ineinander. Das erste ist jene geheimnisvolle Gabe der *vision*: man könnte sagen, diese allein ist schon eine vollständige Weltanschauung, ja vielleicht die einzige, die diesen Namen wirklich verdient.

Man kann Carlyles Leben recht wohl ein Heldenleben nennen, in dem Sinne, den er diesem Worte gegeben hat. Ein Leben in Stille und göttlichem Schweigen; nicht glatt und ebenmäßig, sondern rauh und kantig; unartikuliert; voll von Irrtümern, aber frei von

Lügen; viele Schwächen lassen sich darin finden, aber nicht eine einzige niedrige Handlung. Ob es ein glückliches Leben gewesen ist, wollen wir nicht fragen, denn es ist zu gut für diese Frage. Es war das Leben eines Menschen, der immer seinen Weg ging, genau den Weg, der ihm innerlich vorbestimmt war. Und schließlich ist dies vielleicht die Definition des menschlichen Glücks.

Thomas Carlyle wurde am 4. Dezember 1795 in Ecclefechan, Distrikt Annandale, Grafschaft Dumfries geboren. Aber die Vorstellungswelt, in die er eintrat, war nicht die des achtzehnten Jahrhunderts, sondern der Reformation, und zwar der puritanischen, aus der John Knox und die Covenanters hervorgegangen sind. Diese Traditionen waren in seiner Heimat mit Zähigkeit festgehalten worden und hatten sich immer tiefer eingelebt; der Bibelglaube hatte sich seine ursprüngliche Reinheit und Strenge bewahrt, der Ritus hielt sich nach wie vor frei von allem äußeren Gepränge und die Gemeinden behielten ihre demokratische Kirchenverfassung. Aus diesem tiefreligiösen Geist, der sich durch Abstammung und Erziehung auf Carlyle übertrug, erklärt sich manches Seltsame in seiner Gedankenbildung und Ausdrucksweise, jene einzigartige Mischung aus modernen Bildungselementen und altertümlichen Ideen und Bildern, die unmittelbar dem Vorstellungskreis der Bibel und des schlichten schottischen Kirchenglaubens entnommen sind. Etwas vom hebräischen Propheten, so wie er der Einbildung seiner Landsleute sich darstellte, war zweifellos in Carlyles Wesensart und mag auch, bewußt oder unbewußt, ihm als Lebensideal vorgeschwebt haben: seine Lehrweise hat gar nichts von der abgeschliffenen, konzilianten Form des modernen Schriftstellers, der nur ungern widerspricht und dessen Ehrgeiz es ist, alles mit möglichst runden Manieren vorzubringen, sondern er gleicht sehr oft einem polternden Landpfarrer, der zu einer störrischen und denkfaulen Bauernversammlung spricht und dessen Predigten Strafgerichte sind. Carlyle gehört dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert an oder, wenn man will, dem sechzehnten und siebzehnten; aber das achtzehnte Jahrhundert mit allem,

was es hervorgebracht hat, empfand er immer als seinen äußersten Gegensatz: es diente ihm nur dazu, das *Falsche* erkennen zu lernen und so durch Kontrastwirkung auf die richtige Bahn gelenkt zu werden.

So wenig die Zeit, in der Carlyle geboren wurde, für ihn charakteristisch ist, so sehr ist es das Volk, dem er entstammte. Carlyle ist durch und durch Schotte, und zwar ein Schotte des Tieflands, wo der keltische Einschlag viel geringer ist als bei den Hochschotten, und das niederdeutsche Element sogar stärker als bei den Engländern. Es mag damit zusammenhängen, daß er von allem Anfang an deutschem Geistesleben ein so tiefgehendes Interesse und Verständnis entgegengebracht hat und daß er andererseits in England anfangs so großes Befremden erregte. Seine Schriften bilden denn auch in der Tat bis heute in ihrer Vortragsart sowie in ihrer ganzen Form der Gedankenbewegung ein Unikum in der gesamten englischen Literatur. Obschon er nicht in einem heimatlichen Sonderdialekt schrieb, wie es sein Landsmann Burns getan hat, sondern sich des gewöhnlichen Schriftenglisch bediente, so fällt es doch schwer, ihn einen englischen Autor zu nennen. Und noch unenglischer ist seine ganze Art zu sehen: es ist die widerspruchsvolle, schwer zu entziffernde Natur des Schotten, die seinem Leben und Denken ihr Gepräge gibt, jene merkwürdige Verbindung von Verträumtheit und Lebensklugheit, von launischer Reizbarkeit und robuster Widerstandskraft, von Melancholie und Humor, Eigensinn und Anpassungsfähigkeit, Unzugänglichkeit und Geselligkeit; alles dies findet sich in Carlyle, und oft in jener unheimlichen Vergrößerung, in der geniale Menschen die Eigenschaften ihres Volkes zu verkörpern pflegen. Buckle bezeichnet als den Grundzug des Schotten den Hang zur Deduktion, und etwas davon hat auch Carlyle: indem er immer von einigen großen Prinzipien, innersten Überzeugungen, unmittelbaren seelischen Grunderlebnissen ausgeht; aber man kann dies nicht Spiritualismus nennen, denn das Gegengewicht dazu bildet ein anderer Charakterzug, der ebenso schottisch ist, nämlich ein sehr gesunder Tatsachensinn,

eine scharfe und lebhafte Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, sich der Wirklichkeit zu akkomodieren. Carlyle ist ungemein zäh und konservativ in Dingen der »Theorie« und ebenso beweglich und fortschrittsfähig in der Anwendung seiner Theorien auf die Praxis; und diese Doppeleigenschaft ist in der Tat die Voraussetzung alles fruchtbaren Denkens.

Und zum Schlusse vergessen wir nicht: Carlyle entstammt einem Volke, dem die Gabe des *second sight*, des zweiten Gesichts zugeschrieben wird. Mag diese Fähigkeit erwiesen sein oder nicht: in einem anderen und höheren Sinne besaß er sie gewiß, denn wenn man Carlyles Wesen und Bedeutung am kürzesten zusammenfassen wollte, so dürfte man vielleicht sagen: Er war ein *Geisterseher*.

Carlyle war das älteste Kind aus der Ehe James Carlyles mit Margarete Aitken. Der Vater war Steinmetz; das Häuschen, in dem die Familie wohnte, war von ihm gebaut. Carlyle schildert ihn als einen schweigsamen, ernsten und ungemein wahrheitsliebenden Mann; doch fehlte es ihm, wenn er sich mündlich oder schriftlich über etwas äußerte, nicht an der Gabe kraftvoller Rede, und die Worte und Gleichnisse, die ihm ungesucht zuströmten, trafen immer den Kern der Sache. Von ihm scheint Carlyle die leidenschaftliche Aufrichtigkeit und die Verläßlichkeit, Tüchtigkeit und Genauigkeit im Arbeiten geerbt zu haben. Er selbst sagte von sich: er wolle seine Bücher so schreiben, wie sein Vater Häuser gebaut habe, und er betrachte sich nur als eine Fortsetzung und einen zweiten Band seines Vaters. Die Mutter, der es vergönnt war, ihren Sohn bis in sein hohes Mannesalter zu begleiten und seine ganze ruhmvolle Entwicklung mitzuerleben, war eine ungewöhnlich gottesfürchtige und kluge Frau, klug nicht durch Bücher oder gelehrten Umgang, sondern durch die natürliche und gesunde Anlage ihres Verstandes und Weltblicks. Sogar das Schreiben erlernte sie erst spät: ihrem Sohn zuliebe, um mit ihm korrespondieren zu können; gleichwohl gelang es ihr überraschend gut, in das Verständnis seiner zum Teil doch recht komplizierten Werke einzudringen; sie las alles, was

er zu ihren Lebzeiten schrieb, und macht darüber in ihren Briefen oft sehr treffende Bemerkungen. Sie war sicher derjenige Mensch, den Carlyle am meisten geliebt hat, ihr gegenüber ging er auch am leichtesten aus sich heraus, und der Briefwechsel der beiden ist ein ebenso belehrendes wie rührendes Dokument. Von seinen Geschwistern scheint ihm sein Bruder John der liebste gewesen zu sein; aber er hatte zu allen ein überaus herzliches Verhältnis, denn ein starker Familiensinn gehörte zu den ausgeprägten Charaktereigenschaften aller Carlyles.

In dieser Welt des Glaubens und der Arbeit verbrachte Carlyle seine ersten neun Lebensjahre. Für seine Jugendgeschichte kann sein Roman *Sartor resartus* in vielem als eine Art autobiographische Quelle betrachtet werden, obschon das wenigste darin buchstäblich genau zu nehmen ist. Indes: bei einem bedeutenden Schriftsteller wird alles, was er produziert, mehr oder weniger eine Art Autobiographie sein; denn da er nie etwas schildert, was er nicht in dieser oder jener Form an sich und in sich erlebt hat, so werden alle seine Gedanken und Gestalten unwillkürlich die Züge ihm wohlbekannter Beobachtungen und Schicksale tragen. Wir brauchen uns daher keineswegs bloß an *Sartor* zu halten. So ist zum Beispiel Carlyles Schilderung der Jugendgeschichte Burns' sicher zum Teil ein Abbild seiner eigenen Kindheitsjahre: der wackere Vater, eine Art »stummer Dichter«, die munteren Geschwister, das friedliche und tätige Landleben, die tapfer ertragenen mannigfachen Entbehrungen, die gemeinsamen biblischen Erbauungsstunden und noch vieles andere; wie denn auch weiterhin für die Darstellung der Universitätsjahre Johnsons die eigene Studienzeit das Modell abgegeben haben mag.

Es hatte sich bald herausgestellt, daß Carlyle für das Lernen sehr begabt war, und so beschlossen denn die Eltern, aus ihm den üblichen Theologen zu machen. Er kam im Jahre 1804 auf die Schule zu Annan, wo er aber nicht besonders viel profitiert zu haben scheint. Der Unterricht bestand mehr in Prügeln und im Eindrillen toter Daten als in der Vermittlung wirklichen Bildungsstoffes.

Im *Sartor* sagt Carlyle von den Professoren des Gymnasiums in »Hinterschlag«, das in vielem der Schule in Annan nachgebildet ist: »Sie wußten von der Syntax das Nötige; und von der menschlichen Seele im wesentlichen dies: daß man auf sie durch Vermittlung der Muskelhülle einwirken könne, und zwar unter Anwendung von Birkenruten.« Er war ein verträumtes und scheues Kind und daher der Gegenstand der Neckerei seiner Kameraden, und so war er denn froh genug, als er mit vierzehn Jahren die Universität in Edinburgh beziehen konnte.

Indes, auch diese Zeit war ziemlich freudlos. Edinburgh war damals eine sehr ärmliche Universität. Von dem fröhlichen Studententreiben deutscher Hochschulsitze oder der Eleganz englischer Universitätsstädte fand sich dort nichts. Die Schüler lebten sehr eingezogen und dürftig in ihren Mietsstuben, ihre Nahrung bestand in regelmäßigen Sendungen von Butter, Hafermehl oder, wenn es hoch kam, Eiern, die sie aus der Heimat empfingen. Im Frühjahr und Sommer war die Universität bezeichnenderweise überhaupt geschlossen, weil die meisten Hörer zu Hause bei den Feldarbeiten benötigt wurden. Die Reise vom Heimatsdorf wurde in der Regel zu Fuß zurückgelegt. Von den Kollegien befriedigte Carlyle nur das mathematische. Die klassischen Sprachen lernte er ziemlich gut lesen. Homer und Tacitus erregten seine Bewunderung, Horaz dagegen fand er egoistisch und frivol, und Cicero erschien ihm als eine »windige Persönlichkeit«. In diesen wenigen Urteilen, die uns aus jener Zeit aufbewahrt sind, entdecken wir bereits einige Grundlinien der Carlyleschen Weltanschauung; sie überraschen, wenn man bedenkt, in wie jugendlichem Alter sie gefällt wurden und daß damals Cicero als Philosoph und Prosaist ein kanonisches Ansehen genoß und Horaz als das Urbild eines großen Dichters galt. Es ist der gesunde Sinn für Tatsachen, Carlyles Haupt- und Grundeigenschaft, der sich hierin bereits ausspricht und ihn die knappe, präzise, sachliche Darstellung eines Tacitus und die ursprüngliche, ungesuchte Gegenständlichkeit eines Homer bevorzugen läßt. Aus derselben Wurzel entsprang wohl auch seine große Vorliebe für Geometrie,

die zunächst befremden mag, da seine späteren Studien eine ganz andere Richtung genommen haben. Es ist jedoch merkwürdig, daß fast alle großen Denker der neueren Zeit von mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten ihren Ausgang genommen haben: wir brauchen uns bloß an Namen wie Bacon, Descartes, Spinoza, Leibniz oder Kant zu erinnern; es scheint, daß ein derartiger Entwicklungsgang in der Struktur des modernen Denkens tief begründet ist. Carlyles überhaupt erste Veröffentlichung in Buchform war eine Übersetzung von Legendres *Eléments de géométrie* mit Anmerkungen und Zusätzen und einer Einleitung über Proportionen, die in Fachkreisen allgemeine Anerkennung fand; und noch in seinem Testament an die Edinburgher Universität bestimmte Carlyle ein besonderes Stipendium für gute Leistungen in der Mathematik, denn dies sei allemal »ein Zeichen nicht nur von anhaltendem Fleiß, sondern auch von klarem, methodischem Verstande« und verspreche viel für alle Arten von Künsten und Studien.

Mit seinen Kameraden stand er sich in Edinburgh besser als in Annan; es waren manche junge Leute von scharfer Auffassungsgabe und liebenswürdigem Charakter darunter, und alle, mit denen er in nähere Berührung kam, erkannten seine geistige Überlegenheit. Man diskutierte lebhaft und viel, vor allem natürlich über die Fragen, die damals alle Welt bewegten: die Napoleonischen Kriege mit den mannigfachen politischen und sozialen Umwälzungen, die sie im Gefolge hatten; aber auch die Neuerscheinungen der Literatur, vor allem Byron und Scott, traten in den Gesichtskreis des Interesses. Carlyle hatte wegen seines geistvoll-sarkastischen Wesens den Spitznamen »Dean«, eine Anspielung auf Jonathan Swift. Ironische Schärfe ist ihm auch später stets zu Gebote gestanden, sie war ihm aber immer nur ein Mittel der Belehrung, niemals Selbstzweck, und ein Satiriker im landläufigen Sinne ist er niemals gewesen.

Nun war es aber Zeit, ans Geldverdienen zu denken, und so kam Carlyle, noch nicht ganz zwanzigjährig, als Lehrer der Mathematik nach Annan. Seinen Beruf erfüllte er gewissenhaft, denn er war von

der »Heiligkeit der Arbeit« zu sehr überzeugt, als daß er irgendeine einmal übernommene Aufgabe je in seinem Leben vernachlässigt hätte; aber er fühlte sich keineswegs glücklich. Nach zwei Jahren erhielt er eine Berufung als Schulleiter nach Kirkcaldy. Auch dort blieb er nur zwei Jahre; aber die beiden Stellungen waren für damalige Verhältnisse anständig bezahlt, und so hatten diese vier pädagogischen Lehrjahre wenigstens den Vorteil, daß sie ihm für einige Zeit ökonomische Unabhängigkeit verschafften und es ihm ermöglichten, seinen Lieblingsbruder John, den er stets in aufopferndster Weise unterstützte, Medizin studieren zu lassen.

So eintönig diese Zeit auch war, sie sollte ihm doch zwei Erlebnisse bringen, die für seine spätere Entwicklung von großer Bedeutung waren: die Bekanntschaft mit der deutschen Literatur und mit Irving. Er las Goethe, Schiller, Novalis, Jean Paul und erkannte hier sogleich eine ganz neue Gedanken- und Gestaltenwelt, von der englischen himmelweit entfernt und ihr himmelweit überlegen, und er beschloß, diese neuen Werte seinen Landsleuten zu erschließen. Er begann mit einer Übersetzung des *Wilhelm Meister*, den er mit sicherem Instinkt als das Zentralphänomen dieser ganzen geistigen Bewegung erfaßt hatte. Seine Studien trieben ihn immer tiefer, und so wurde er bald der begeistertste und wohl auch der genaueste Kenner der deutschen Literatur, den es im damaligen England gab. Die Frucht dieser Arbeiten war eine Reihe meisterhafter Essays über neuere deutsche Dichtung und Philosophie; und nicht allein dies: seine ganze Produktion wurde neu orientiert und vertieft und bekam von da an jenes originale Gepräge, das ihn zu einem vielbestaunten und vielbefeindeten Kuriosum in seinem Lande gemacht hat.

In Kirkcaldy befand sich noch eine zweite Schule; ihr Leiter war Edward Irving, in dem Carlyle seinen ersten intimen Freund fand. Er kam als Konkurrent, aber die beiden jungen Männer traten sogleich in eine herzliche Beziehung. Irving war damals noch ebenso unbekannt wie Carlyle. Sein Aufstieg zum Ruhme sollte sich rascher vollziehen als der Carlyles, aber auch viel früher

enden. Irvings Lebenslauf ist nicht ohne eine gewisse Tragik. Als er wenige Jahre später nach London kam, hatte er mit seinen Predigten einen derartigen Erfolg, daß er zur großen Saisonberühmtheit wurde. Herzoginnen drängten sich zur Kirche, Männer wie Brougham, Canning und Makintosh ließen Plätze belegen, er war eine Zeitlang *lion.* Aber das Interesse war eine bloße Modelaune der blasierten Londoner Gesellschaft gewesen, nicht tiefer gehend als die Huldigungen für einen Schauspieler oder Violinvirtuosen: Nach kurzer Zeit war Irving wieder vergessen. Aber er konnte sich nicht mehr in die alte Rolle zurückfinden, die zahlreiche begeisterte Anhängerschaft hatte in ihm den Prophetenwahn gezüchtet, und er begann eine eigene Sekte zu gründen, die alsbald in die abstrusesten Verirrungen ausartete, in Glossolalie, Visionen und anderen Hokuspokus. Anfeindungen, Kirchenverbote und fortgesetzte Aufregungen steigerten das reizbare Temperament Irvings bis zu einer Art religiösen Wahnsinns, und er starb schon 1834 unter den betrüblichsten Umständen. Damals aber, in Kirkcaldy, war er mit seinem lebhaften warmen Naturell und seiner unbedingten Ehrlichkeit in Glaubensdingen der wünschenswerteste und förderlichste Freund, den Carlyle in seiner damaligen Verfassung finden konnte. Dieser war schon seit längerer Zeit von quälenden Gewissensfragen heimgesucht, die ihm das Festhalten an der theologischen Laufbahn immer unmöglicher erscheinen ließen. Die Erweiterung des Gesichtskreises, die er durch das Studium der neueren englischen, französischen und deutschen Literatur und die Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften erfahren hatte, ließ in ihm die schwerwiegendsten Bedenken gegen die überlieferte Kirchenlehre erwachen. Die Lektüre Gibbons, die in jene Zeit fällt, hatte ihn noch hierin bestärkt. Er war nicht der Mann, solche Zweifel beiseite zu schieben, wie es damals die meisten Gebildeten taten, und hier gewährten ihm die offenen und rückhaltlosen Aussprachen mit Irving eine große Erleichterung. Aber eine völlige Befreiung vermochten sie ihm nicht zu verschaffen, die konnte naturgemäß nur durch ihn selbst kommen.

Zu diesen seelischen Indispositionen traten auch körperliche. Damals bekam er zum erstenmal seine dyspeptischen Zustände, die ihn sein ganzes Leben lang nicht völlig verlassen sollten. Sie waren manchmal sehr schmerzhaft, so daß er sie mit dem Nagen einer Ratte verglich, doch ließen sie, zumal in späteren Jahren, infolge rationeller Körperbewegung und Diät erheblich nach. Als Krankheit waren sie vermutlich nie besonders ernst zu nehmen, obschon sich Carlyle in vielen Briefen in den bittersten Worten über sie beschwert. Aber so heroisch er im Ertragen seelischer Leiden war, so gehörte er doch nicht zu jenen Menschen, welche körperlichen Attacken mit Ruhe standzuhalten vermögen. Wir dürfen daher wohl auf seine Klagen kein allzu großes Gewicht legen, obschon die Sache sicher oft mehr als lästig war. Trotzdem kann die Tatsache seiner Dyspepsie nicht leicht unterschätzt werden. Denn sie hat vermutlich auf seine Geistesrichtung einen bedeutenden Einfluß gehabt. Wir sind hoffentlich heutzutage über das Vorurteil hinaus, in den physiologischen Umständen eines Menschen bloße Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten zu erblicken. Nur oberflächliche Köpfe werden Untersuchungen über solche Dinge oberflächlich finden. Es ist keineswegs bloß das Gehirn, das philosophiert, sondern ebensosehr der Blutkreislauf, die Verdauung, der ganze Stoffwechsel. Es ist durchaus möglich, daß Schopenhauer ohne seine habituelle Obstipation kein Pessimist geworden wäre. Und was Carlyle angeht, so erstreckt sich die Nachwirkung seiner Dyspepsie geradezu bis auf seinen Stil. Das soll selbstverständlich keinen Einwand gegen seine Schreibweise bedeuten, deren Reiz gerade zum großen Teil in dieser ihrer Charaktereigentümlichkeit besteht, die man vielleicht als schwerfällige Peristaltik bezeichnen könnte.

Schließlich fällt in jene Zeit auch Carlyles erstes Liebesabenteuer, wenn man es so nennen darf. Es war eine schwärmerische Beziehung zu Miß Margarete Gordon, einem liebenswürdigen und gebildeten jungen Mädchen; der Verkehr ist jedoch über die allerersten Stadien nicht hinausgekommen. An etwas Ernsthaftes

haben wohl beide Teile niemals gedacht; die Sache verdient aber eine kurze Erwähnung, weil jene junge Dame das Urbild der Blumine im *Sartor resartus* ist. Die Frauen haben überhaupt in Carlyles Leben nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt: er hat in ihnen nie mehr gesehen als einen angenehmen Schmuck des Lebens oder eine anmutige kleine Erholung von der Arbeit, und einer wirklichen erotischen Leidenschaft war er wohl vermöge seiner ganzen Charakteranlage überhaupt nicht fähig. Das Problem der Geschlechter ist vielleicht das einzige, das sich in keiner seiner Schriften behandelt findet. Er spricht wohl bisweilen von »Liebe«, aber man hat nicht den Eindruck, daß er darunter etwas versteht, das von der Zärtlichkeit oder Verehrung, die man für eine Mutter, eine Schwester oder einen Freund empfindet, im innersten Wesen verschieden ist. Da auch Daten über erotische Erschütterungen irgendwelcher Art in seiner Lebensgeschichte nicht zu finden sind, so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß diese Seite des menschlichen Wesens bei ihm ebenso schwach entwickelt war wie bei so vielen großen Denkern. Wie und warum er den Widerspruch beging, trotzdem zu heiraten und nicht lieber unverehelicht zu bleiben, wie es fast alle bedeutenden Philosophen von Heraklit bis Nietzsche gewesen sind, darauf werden wir noch zurückkommen.

Im Jahre 1818 verließ Carlyle fast gleichzeitig mit Irving Kirkcaldy; beide hatten die »Schulmeisterei« satt. Carlyle begab sich nach Edinburgh zurück, um Rechtsstudien zu betreiben, denn mit der Theologie hatte er, nicht ohne Widerstand seiner Eltern, endgültig gebrochen. Aber es wurde auch aus der Jurisprudenz nicht viel. Immer mehr erkannte er, daß der einzige Beruf, der seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach, der des Schriftstellers war. Aber wenn er damit hätte auskömmlich leben und sich Anerkennung verschaffen können, hätten entweder die damaligen literarischen Zustände in England oder sein Talent und sein Charakter anders beschaffen sein müssen. Es standen ihm große Anstrengungen und Enttäuschungen bevor, aber es war doch schon ein

Gewinn, daß er sich über seine Stellung und Bestimmung in der Welt, wenn auch nur in allgemeinen unbestimmten Umrissen, klar geworden war; und daß er keinen leichten Lebensweg eingeschlagen habe, dessen war er sich wohl bewußt. Sein Lebensmotto, schrieb er an seine Mutter, sei von nun an das Wort d'Alemberts: »Wahrheit, Freiheit und Armut«.

In diese Zeit fallen Carlyles erste Veröffentlichungen. Es sind eine Reihe von Beiträgen zu Brewsters Enzyklopädie, kurze Monographien über historische, literarische und geographische Gegenstände. Obgleich seine Artikel die anerkannt besten in dem übrigens ziemlich schwachen Werk waren, so konnte ihn natürlich eine solche kompilatorische Tätigkeit nicht befriedigen, und er hat später sehr geringschätzig über diese Arbeiten gesprochen. Seine ganze geistige Entwicklung näherte sich überhaupt jetzt einer gefährlichen Krise, die in dem Zustande der damaligen Kultur, seinem bisherigen Bildungsgang und seiner persönlichen Charakteranlage aufs tiefste begründet ist.

Es war ihm gelungen, sich im Laufe der Jahre eine ungewöhnlich genaue und umfassende Kenntnis der poetischen und wissenschaftlichen Literatur seiner Zeit anzueignen. Aber die Resultate, die er hieraus gewann, vermochten ihn nicht zu einer beruhigenden Weltanschauung zu führen. Auf der einen Seite stand die in Formeln und Riten erstarrte, nur noch gewohnheitsmäßig geübte Religiosität, der kritiklose Glaube an Dogmen und biblische Geschichten, die längst unglaubwürdig geworden waren, auf der anderen Seite Skepsis, Atheismus, Utilitarismus, Materialismus, schrankenloser Individualismus: lauter Theorien, die den Menschen, die Natur, den Staat, die Gesellschaft, das ganze Weltall in einen toten Mechanismus aufzulösen drohten und gegen deren Glaubwürdigkeit sich seine innerste Natur sträubte. So befand er sich in einem quälenden Dilemma: jenen alten Glaubenssätzen, die die Kirche bot, widersprach sein Verstand, und jenen neuen Lehren, die alles in einen trostlosen Atomismus verwandelten, widersprach sein Herz; ein Drittes schien es aber nicht zu geben.

Der Engländer half sich in diesen Dingen von jeher mit dem bequemen Auskunftsmittel einer sauberen Zweiteilung: am Sonntag glaubt er an Gott und die Biblische Geschichte und an Werktagen an die Physik und den Börsenbericht, er vertauscht einen Tag in der Woche sein Hauptbuch mit der Bibel und hat so der Religiosität und dem gesunden Menschenverstand in gleicher Weise Genüge getan. Für Carlyle jedoch war ein solcher billiger Ausgleich unmöglich. Er empfand das Leben als eine Einheit; es galt, diese Einheit zu finden oder völlig zu verzweifeln. Eine Weltanschauung mit doppeltem Boden, wie sie das ganze achtzehnte Jahrhundert besaß und wie sie selbst einem so scharfen und unerbittlichen Denker wie Kant keine Schwierigkeiten bot, war für ihn überhaupt keine Weltanschauung. So drückte ihn denn die Erkenntnis, daß die Welt nichts sei als eine »enorme, tote, unermeßliche Dampfmaschine«, vollständig zu Boden. Er befand sich damals in Stimmungen, in denen er allen Ernstes an Selbstmord dachte. Es war jene Epoche völliger Ratlosigkeit und nihilistischer Verzweiflung, die wir im Leben fast aller großen geistigen Potenzen vorfinden. Es ist die Übergangszeit, in der der werdende Geist sich einerseits nicht mehr rein aufnehmend zu verhalten vermag und andererseits doch noch nicht die klaren Richtlinien einer kommenden Produktivität gefunden hat. Man hat bereits den geschärften Blick für die Widersprüchlichkeit, Unvollkommenheit, ja Sinnlosigkeit so vieler Dinge und Beziehungen des Daseins, und man hat noch nicht das, was allein diesem Pessimismus und der hohen Reizbarkeit, die die Vorbedingung alles genialen Schaffens bildet, die Waage zu halten vermag: das klare und sichere Bewußtsein einer Aufgabe.

In solchen äußerlich und innerlich traurigen Lebensumständen befand sich Carlyle die nächsten drei Jahre in Edinburgh, die wahrscheinlich die unglücklichsten seines Lebens waren, bis im Sommer 1821 eine Art Wendung eintrat, die er selbst in seinen Lebenserinnerungen als seine »Bekehrung« bezeichnet. Zugleich hat er bezeugt, daß die einzige Stelle im *Sartor resartus*, die für seine Lebensgeschichte als authentisch betrachtet werden darf, eben jene

ist, die von der Bekehrung des Helden handelt. Dieser erzählt, daß ihm, als er eines Tages, von seinen Zweifeln gepeinigt, ruhelos durch die Straßen irrte, eine plötzliche Erleuchtung kam: »Mit einem Male stieg ein Gedanke in mir auf und fragte mich: Wovor fürchtest du dich eigentlich? Warum willst du ewig klagen und jammern und zitternd und furchtsam wie ein Feigling umherschleichen? Verächtlicher Zweifüßler! Was ist die Summe des Schlimmsten, das dich treffen kann? Tod? Wohlan denn, Tod; und sage auch die Qualen Tophets und alles dessen, was der Mensch oder der Teufel gegen dich tun kann oder will! Hast du kein Herz? Kannst du nicht alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter die Füße treten, während es dich verzehrt? So laß es denn kommen! Ich will ihm begegnen und ihm Trotz bieten. Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Ich war stark in ungeahnter Stärke: ein Geist; fast ein Gott. Von dieser Zeit an war die Natur meines Elends eine andere.«

Worin bestand nun diese Bekehrung? Sie war im Grunde nichts anderes als jene entscheidende Wendung, die den Ausgangspunkt und das fortlaufende Thema der ganzen neueren Philosophie bildet, vom cartesianischen *cogito ergo sum* bis zu Kant und dessen Schülern: die sichere und tröstliche Erkenntnis von der Priorität des Ich; ein Durchbruch zur endgültigen Befreiung von allen mechanistischen und materialistischen Theorien, eine Erkenntnis, die keine bloße logische Schlußfigur ist, sondern eine Willenshandlung, ein philosophischer Akt, der stärkste und bestimmendste, den der Mensch begehen kann. So hat Fichte die Sache gefaßt, und so erschien sie auch Carlyle: nicht bloß als ein erkenntnistheoretisches, sondern ebensosehr und noch mehr als ein moralisches Phänomen: die Selbstsetzung des Ich.

Damit war ein fester Punkt gefunden; aber wohin ihn seine innere Bestimmung treibe, das wußte Carlyle immer noch nicht. In jener Zeit versuchte er es auch mit Versen, aber er kam bald zu der

Einsicht, daß hier sein Wirkungsfeld nicht liegen könne. Wenn man unter einem Dichter einen Menschen versteht, der schöne Reime machen kann, so war Carlyle gewiß kein Dichter; für ihn, den es zeitlebens die größte Mühe gekostet hat, seine gärenden Ideenmassen überhaupt in irgendeiner geordneten Wortfolge zu äußern, mußte das Umgießen von Gefühlen und Gedanken in eine Form, die durch Metrum und Gleichklang genau bestimmt ist, eine völlige Unmöglichkeit bilden. Zudem, so sonderbar es klingen mag: seine Wahrheitsliebe sträubte sich auch dagegen. Sein Ziel war immer: das, was in ihm war, auszusprechen; genau so, wie er es empfand. Wo aber das Gesetz der Schönheit an die erste Stelle tritt, da muß naturgemäß die Aufrichtigkeit kleine Konzessionen machen, und ohne Zurechtbiegen und Zurechtlügen geht es dabei niemals ab. Das Material, in dem Carlyle ein großer Dichter geworden ist, war ein ganz anderes. Was er am Ende seines Lebens in einem seiner Briefe einem jungen Dichter als Lebensaufgabe empfahl: »statt gereimter Verse ein gereimtes Leben zu versuchen«, das hat er selbst innerhalb der Grenzen der menschlichen Unvollkommenheit vollbracht.

Bald darauf bot sich ihm eine angenehme Stellung, die zu der Aufheiterung seines Gemütes das ihrige beitrug. Er wurde auf Irvings Empfehlung Hauslehrer bei den Söhnen eines Mr. Buller, zwei begabten und liebenswürdigen Knaben. Da ihn die Stellung nur unter Tags in Anspruch nahm, so blieb ihm genug Zeit für seine literarischen Arbeiten, und das ansehnliche Gehalt von jährlich zweihundert Pfund gab ihm völlige Unabhängigkeit und versetzte ihn in die Lage, seinen Bruder reichlicher als bisher zu unterstützen. Carlyle war gewöhnt, bei seinen Einnahmen immer mindestens ebensosehr an andere wie an sich selbst zu denken; und auch in späteren Jahren hat er nie eine größere Geldsendung erhalten, ohne seiner Mutter oder seinen Geschwistern etwas davon zu schicken.

In jene Zeit fallen seine zwei ersten größeren Publikationen: die Übersetzung des *Wilhelm Meister* und das *Leben Schillers*,

das zuerst im London Magazine und ein Jahr später in Buchform erschien. Es zeigt Carlyle noch nicht in seiner vollen Originalität, aber die Methode, alles aus der gewaltigen menschlichen Persönlichkeit des Dichters zu entwickeln, war für England vollkommen neu, und die ganze Art, wie der Stoff aufgebaut und gegliedert ist, verrät bereits ein großes architektonisches Talent: Es offenbart sich hier zum erstenmal jene Fähigkeit Carlyles, aus einer Fülle von verwirrenden Details immer das Wesentliche herauszugreifen und einen Lebensgang in seinem übersichtlichen Grundriß, gewissermaßen im Skelett vor dem Leser bloßzulegen. Indes: obgleich Carlyle Schillers Lebensschicksalen mit großer Lebendigkeit und Wärme zu folgen vermochte, schon weil sie den seinigen nicht ganz unähnlich waren, so stand doch schon damals nicht Schiller im Mittelpunkte seines Interesses. Was ihn an Schiller nicht völlig befriedigte, war dies, daß seine ganze Weltanschauung im wesentlichen rein ästhetisch orientiert war: Die Kunst erscheint bei ihm als Zentralphänomen des menschlichen Lebens und höchstes Endziel aller Kultur. Dazu kam, daß Carlyle zu Kant, ohne den eine völlige Würdigung Schillers und der klassischen Ästhetik nicht möglich ist, keine rechte Beziehung finden konnte. Die Hauptperson der deutschen Literatur war für ihn Goethe.

Es mußte daher ein großes und beglückendes Ereignis in Carlyles Leben bedeuten, daß gerade Goethe einer der allerersten Menschen war, die sein Talent und seine Eigenart erkannten. Er hatte ein Exemplar seiner Übersetzung des *Meister* nach Weimar geschickt, Goethe hatte in freundlichster Weise geantwortet, und es entwickelte sich ein ziemlich reger Briefwechsel und Austausch von Büchern und kleinen Aufmerksamkeiten, der bis zu Goethes Tode andauerte. Über Carlyles *Life of Schiller* schrieb Goethe unter anderem: »Lassen Sie mich vorerst, mein Theuerster, über Ihre Biographie Schillers das Beste sagen. Sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Vorfälle seines Lebens beweist, so wie denn auch das Studium seiner Werke und eine innige Teilnahme an denselben daraus hervorgeht. Bewunderungswürdig ist es, wie

Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, wie es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen. Hier bewahrheitet sich jedoch das alte Wort: ›Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntnis.‹ Denn gerade, daß der Schotte den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, dadurch erhebt er sich zu einer Klarheit, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten.« Goethe veranlaßte auch eine deutsche Übersetzung des Buches, zu der er ein Vorwort schrieb. Wie er über Carlyle im allgemeinen dachte, zeigen die Worte, die er am 25. Juli 1825 zu Eckermann sprach und die zugleich die vollständigste Charakteristik des damaligen Carlyle enthalten: »An Carlyle ist es bewunderungswürdig, daß er bei Beurteilung unserer deutschen Schriftsteller besonders den geistigen und sittlichen Kern als das eigentlich Wirksame im Auge hat. Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.«

Der Unterricht bei den jungen Bullers dauerte zwei Jahre; bald darauf unternahm Carlyle seine erste größere Reise. Er begab sich zunächst im Segelschiff, das damals noch das gebräuchlichere Beförderungsmittel war, nach London, wo er eine Reihe interessanter Personen kennenlernte, darunter Coleridge, den damaligen Literaturpapst, den er jedoch für »einen Mann von großem, aber nutzlosem Genie« erklärte, er sah Stratford, Birmingham und schließlich Paris. Die ausführlichen Schilderungen, die er in seinen Briefen von diesen Städten gibt, zeigen ihn als einen Beobachter von außerordentlicher Schärfe und Genauigkeit; die Landschaft, die Menschen, die Geselligkeit, das Straßentreiben, sogar die charakteristischen Geräusche: Alles dies ist mit lebendigster Anschaulichkeit wiedergegeben.

Kurz nach seiner Rückkehr verlobte er sich mit Jane Welsh. Er war mit der jungen Dame schon fünf Jahre früher durch Irving

bekannt geworden, der ihr Lehrer war. Sie lernten einander bald schätzen, und es entstand zwischen ihnen eine Freundschaft, die im Anfang einen rein literarischen Charakter trug. Wenn sie einander nicht sahen, so schrieben sie sich Briefe, in denen jedoch von Liebe nicht die Rede war. Anfangs hatte Carlyle es versucht, den Ton konventioneller Ritterlichkeit anzuschlagen, doch Miß Welsh hatte ihn in liebenswürdiger, aber bestimmter Weise ersucht, dies zu unterlassen. Der Mann, den sie liebte, war Irving, und es scheint, daß auch er ihre Gefühle erwiderte; aber er war nicht mehr frei. Wir haben uns unter der damaligen Miß Welsh eine geistig sehr selbständige, außergewöhnlich kluge und gebildete Dame von feinen und anziehenden Umgangsformen und sehr angenehmem Äußern vorzustellen, die ihre lateinischen Klassiker ebensogut zu lesen verstand wie ein Edinburgher Student und die sich für die literarischen und philosophischen Bestrebungen der Zeit eingehend und verständnisvoll interessierte. Ihr Gespräch war geistvoll, heiter, belebt, nicht ohne Spott und Ironie. Sie hatte Carlyle sogleich als einen ungewöhnlichen und genialen Menschen mit unberechenbaren geistigen Möglichkeiten erkannt, und dieser wiederum war glücklich, auf ein feines weibliches Nachempfinden zu treffen. Miß Jane wünschte nichts sehnlicher, als einen so bedeutenden Menschen von den Sorgen und Hemmnissen des täglichen Lebens befreit zu sehen, und sie sah schließlich ein, daß der einzige Weg für sie, ihm hierbei nach Kräften zu helfen, eben nur die Ehe war. Dieser mehr vernunftmäßigen Erwägung ist es zuzuschreiben, daß eine Heirat zustande kam, an die sie zunächst durchaus nicht gedacht hatte. Im Herbst 1826 wurden sie vermählt und bezogen eine kleine Wohnung in Edinburgh, Comely Bank.

Über diese Ehe, die vierzig Jahre währte, ist, zumal von englischer Seite, vieles und Widersprechendes gesagt und geschrieben worden. Was einstimmig zugegeben wird und wohl auch nicht gut geleugnet werden kann, ist dies, daß beide zwei außerordentliche und sowohl geistig wie moralisch ungemein hochstehende Menschen gewesen sind. Daß die Ehe Frau Carlyle manches Bittere

gebracht hat, war bei dem Charakter ihres Mannes selbstverständlich und wurde von ihr gar nicht anders erwartet. Carlyle war nichts weniger als ein *homme à femmes*: Epochemachende Denker und Gelehrte pflegen dies überhaupt selten zu sein. Aber auch für den gewöhnlichen Ehemann fehlten ihm so gut wie alle Voraussetzungen. Er war von Jugend auf an ein ungeselliges Leben gewöhnt, ja, er brauchte die Einsamkeit als notwendige Vorbedingung seines Schaffens. Er hat sich daher selbst öfters einen »Beduinen« genannt. Tagsüber war er rastlos geistig tätig: schreibend, lesend oder auch nur stumm mit seinen werdenden Gedanken ringend; und bei alledem mußte er allein sein. Noch mehr: Der geringste Lärm brachte ihn außer sich. Ein Hühnerhof oder eine Jagd in seiner Nähe waren für ihn eine Katastrophe. In dem allergrößten Teil seiner Briefe befinden sich Bemerkungen über lästige Geräusche, vor allem über die ihm besonders verhaßten krähenden Hähne. Schopenhauers Klagen über Peitschenknallen und dergleichen waren auch die seinigen. Nachts konnte er aus demselben Grunde nur schwer die Ruhe finden: Sein Schlafzimmer mußte ganz isoliert liegen. Die wenigen Erholungsstunden, die er sich gönnte, gehörten der Zigarre oder der Pfeife, die er sehr liebte, nächtlichen Wanderungen durch die Stadt und Spazierritten, die er seiner Dyspepsie wegen unternahm. Die Mahlzeiten erschienen ihm oft nur als unwillkommene Störung, zumal wenn er in einer Arbeit steckte. Er konnte zehn Seiten täglich übersetzen, was bei der großen Sorgfalt, mit der er das tat, eine enorme Leistung ist, oder zehn Stunden hintereinander lesen: Die fünfundzwanzig Bände Diderot zum Beispiel, die er als Vorbereitung für seinen Essay durchzuarbeiten hatte, erledigte er in drei Wochen. Man wird zugeben, daß in einem solchen Leben eine Lebensgefährtin wenig berücksichtigt, aber andererseits auch nicht unumgänglich notwendig ist.

Dazu kam, daß Carlyle das war, was man einen Haustyrannen zu nennen pflegt. Er war in seinen körperlichen Bedürfnissen durchaus nicht verwöhnt; ein gutes Bett, eine ruhige Stube (unter Ruhe

verstand er Grabesstille), sorgfältig zubereitetes Essen, das er schon seines Magenleidens halber brauchte, und minutiöse Sauberkeit: Das war so ziemlich alles, was er verlangte; wenn aber diese bescheidenen Ansprüche nicht peinlich erfüllt wurden, so konnte er sehr unangenehm werden. Er war den kleinen Dingen des Daseins gegenüber gänzlich hilflos, und wir finden auch bei ihm, wie bei so vielen geistigen Kapazitäten, eine große Kraft im Ertragen großer Leiden und Schicksalsschläge vereinigt mit völliger Widerstandsunfähigkeit gegen die Nadelstiche des Alltagslebens. Der Ruß der Eisenbahn, die Unzuverlässigkeit eines Lieferanten, die Nachlässigkeit der Dienstboten, die Mißhelligkeiten eines Umzugs, alle diese selbstverständlichen und unvermeidlichen Dinge geben ihm in seinen Briefen immer wieder Gegenstand zu den beweglichsten Klagen.

Alles dies, wozu noch in den ersten Jahren der Ehe materielle Beschränktheit kam, erforderte wohl ein großes Maß von Aufopferung; aber Jane Carlyle hat es besessen, ja, sie hat sich nie auch nur darüber beklagt. Sie wußte, wen sie zum Manne genommen hatte, und sie wußte, daß der Preis, den die Natur für Genie und ungewöhnlichen Geist zu verlangen pflegt, in dem Mangel an gewöhnlichen bürgerlichen Tugenden besteht; und sie hat diesen Preis gern bezahlt, der um so größer war, als Carlyle ihre Aufopferung gar nicht besonders anerkannte. Ebenso wie er es für etwas ganz Selbstverständliches hielt, daß er bei seinen Einkünften stets mehr an seine bedürftigen Eltern und Geschwister als an sich dachte und alles, was er besaß, in uneigennützigster Weise mit ihnen teilte, ebenso fand er es nur natürlich und angebracht, daß seine Frau mehr an sein als an ihr Wohlbefinden dachte, indem sie die ganze Last des Hauswesens auf sich nahm und ihrem zarten Körper oft zu viel zumutete. Er hat sie gewiß sehr geliebt, auf seine Art; aber es war ihm nicht gegeben, seine Liebe in der Weise zu zeigen, wie Frauen es wünschen; auch er war ein »unartikulierter Mensch«, wie er seinen Cromwell nennt; er konnte oft gerade seine tiefste Zärtlichkeit nicht mit Worten aussprechen, eher noch in den liebevollen

und teilnehmenden Briefen, die er aus der Ferne an seine Gattin richtete. Aber auch hier geht der Ton nie über das Maß milder Freundschaft hinaus, er redet zu ihr bestenfalls wie zu einem Lieblingstöchterchen. Wir dürfen nach allem wohl annehmen, daß Frau Carlyle in dieser Ehe nicht glücklich war. Aber wir müssen uns fragen, ob sie überhaupt glücklich sein wollte. Sie hätte zweifellos das erlangen können, was man eine »Partie« nennt, denn sie hatte Bewerber genug; aber sie zog es vor, das Leben des düsteren, dyspeptischen schottischen Propheten zu teilen und die einzige Belohnung in dem Bewußtsein zu finden, daß sie, soweit eine Frau dies vermag, das ihrige dazu getan hatte, um eine große moralische und geistige Kraft zu fördern und zu ihren besten Möglichkeiten zu steigern. Denn obschon Carlyle niemandem in seiner Umgebung einen entscheidenden Einfluß auf seine Gedankenbildung einräumte, so hat sie ihn doch auch geistig vielfach unterstützt; er anerkannte stets, daß sie seine klügste und unparteiischste Kritikerin sei, und ihre Briefe und Erinnerungen, die erst nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, zeigen, daß sie eine zweifellos hochbedeutende Frau gewesen ist.

Nur die ersten anderthalb Jahre ihrer Ehe verbrachten Carlyles in Edinburgh; dann übersiedelten sie nach Craigenputtock, dem Familiengute der Welshs. Dieser Ort wird von Froude, Carlyles ausführlichstem Biographen, in sehr düsteren Farben geschildert. Er nennt ihn »the dreariest spot in all the British dominions«. »Das nächste Bauernhaus ist mehr als eine Meile entfernt. Die hohe Lage hindert die Bäume am Wachstum. Das Haus mit seinen Feldern liegt wie eine Insel in einem Sumpfsee. Die Monotonie der Landschaft ist durch keinerlei Anmut oder Großartigkeit unterbrochen.« Wir haben jedoch Grund, anzunehmen, daß es nicht ganz so schlimm war. Als Goethe um jene Zeit Carlyle den Wunsch aussprach, etwas über seine näheren Lebensumstände zu erfahren, hat dieser eine ausführliche Schilderung der Lokalität gegeben, und da sieht das Bild wesentlich freundlicher aus. Für die immer etwas kränkelnde Mistress Carlyle war es freilich nicht der richtige

Aufenthalt. Carlyle jedoch, niemals gewohnt und geneigt, auf die Vorgänge der Umwelt zu achten, ahnte nicht, wie schädlich das rauhe, feuchte und stürmische Klima Craigenputtocks für seine Frau war.

Dem *Wilhelm Meister*, der in England eine sehr geteilte Aufnahme fand, obgleich die Übersetzung als ein Meisterwerk anerkannt wurde, waren weitere Übertragungen gefolgt: vier Bände *Specimens of German romance*, Probestücke aus Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, E. Th. A. Hoffmann, Jean Paul, Goethe, mit biographischen und kritischen Einleitungen. Francis Jeffrey, der damalige Chefredakteur der EDINBURGH REVIEW, war auf Carlyle aufmerksam geworden, und da er außerdem ein entfernter Verwandter von Frau Carlyle war, so traten sie bald in Beziehung zueinander und Carlyle wurde zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Das Resultat der Annäherung dieser beiden so sehr verschieden gearteten Männer war eine Reihe von größeren Beiträgen, die Carlyle in den nächsten sechs Jahren lieferte; er arbeitete aber auch gleichzeitig für die FOREIGN REVIEW, die FOREIGN QUARTERLY REVIEW, die WESTMINSTER REVIEW und FRASERS MAGAZIN. Die Gesamtproduktivität jener Zeit ist sehr bedeutend; am wichtigsten sind die umfangreichen Monographien über Jean Paul, Burns, Novalis, *Goethes Works*, Diderot, Johnson und das Nibelungenlied; daneben laufen eine Menge kleinerer Aufsätze über historische und literarische Themen. Die Grundlinien von Carlyles Lebensanschauung sind in diesen Untersuchungen mit fortschreitender Klarheit und Schärfe ausgeprägt; der Ton wird immer bestimmter, die Darstellung immer voller und beziehungsreicher. So findet sich zum Beispiel in den Aufsätzen über Diderot und Voltaire Carlyles Auffassung von der Französischen Revolution bereits vollständig vorgebildet: sie sei ein lediglich negativer Abschnitt in der menschlichen Geschichte gewesen, dessen Aufgabe darin bestand, falsche Götzen zu zertrümmern, eine Zeit des Unglaubens, fruchtbar im Zerstören, aber unfähig, etwas Dauerndes und Lebensfähiges zu erzeugen, ein Strohfeuer, das eine Zeitlang den Himmel verdüsterte,

»aber die Sterne sind noch immer da und werden eines Tages wieder leuchten«. Die Bedeutung des Humors ist in dem Essay über Jean Paul schon ganz in dem Sinne erfaßt, den Carlyle ihm sein ganzes Leben hindurch beilegte: er kommt ebensosehr aus dem Herzen wie aus dem Kopf, seine Wurzel ist nicht Verachtung, sondern Güte, Mitgefühl, »warme brüderliche Sympathie mit allen Daseinsformen«. Und in dem Aufsatz über Boswells »Leben Johnsons« tritt uns zum erstenmal der Begriff der *hero-worship* entgegen. Der lächerliche, aufgeblasene, törichte Boswell verwandelt sich in einen bewunderswerten Menschenkenner, sobald er von seinem Helden Johnson spricht: Die liebevolle verehrende Begeisterung für den höheren ermöglicht es einem der oberflächlichsten und wertlosesten Menschen, eine der tiefsten und wertvollsten Biographien zu schreiben. Carlyles eigener Held aber war Goethe. Er wird nicht müde, immer wieder diese Erscheinung seinen Landsleuten zu erklären und nahezurücken. Gerade hierin aber fand er den größten Widerstand. Man hielt in England die ganze neue deutsche Literatur für einen Versuch, überwundenen Standpunkten wieder Geltung zu verschaffen; Goethe erschien den meisten als ein Mensch, der sich in abstruse Mystik verloren hatte; seine Werke waren wenig bekannt und man fühlte kein Bedürfnis, diese Bekanntschaft zu erweitern. In der deutschen Literaturgeschichte William Taylors, der einzigen, die es gab, gipfelte die Entwicklung in Kotzebue. Zudem fand die Methode, die Carlyle in seinen Essays damals schon mit großer Vollkommenheit handhabte, wenig Verständnis. Das Interesse an historischen und ästhetischen Untersuchungen war durchaus nicht gering; schon die große Zahl ernster und gediegener Revuen beweist dies. Aber man verstand darunter etwas anderes als Carlyle. Ihm war es vor allem darum zu tun, eine Persönlichkeit aus dem innersten Kern ihres eigenen Wesens heraus zu erhellen und so gewissermaßen selbstleuchtend zu machen, während die damals gebräuchliche und beliebte Betrachtungsart sich damit begnügte, nur von außen Licht auf ihren Gegenstand fallen zu lassen, wobei sie naturgemäß nur die Oberflächen

der Sache treffen konnte; aber diese verstand sie freilich glänzend zu beleuchten. So entstand die Kunstform der durch wissenschaftliche Gründlichkeit, umfassende Bildung und Menschenkenntnis und feine geschmackvolle Form veredelten Plauderei, und sie wurde zum Lieblingsgenre des Publikums. Ihr bedeutendster und populärster Vertreter ist Macaulay. Seine berühmten *Essays* sind Unterhaltungsliteratur im allerbesten Sinne des Wortes. Er besitzt die Gabe, ernste und spröde Themen einem breiten Leserkreis, dessen Bedürfnisse auf seichte Romane eingestellt sind, anziehend und genießbar zu machen, und er vergibt sich dabei niemals das geringste. Die Solidität und Vielseitigkeit seiner Kenntnisse ist außerordentlich, ohne jemals aufdringlich hervorzutreten; seine Untersuchungsweise ist ruhig, vornehm und klug, sein Stil von mustergültiger Klarheit und Anmut.

Man halte nun dagegen Carlyle, den Bauernsohn aus Annandale, dem die Form nichts, das Gefühl alles ist, dessen Sätze dahinschießen wie die Wasser eines Gebirgsbachs über Steine und Gestrüpp, dessen Gedanken sich gewaltsam nach außen entladen wie die glühenden Eruptionen eines Vulkans, der niemals bereit war, einer anderen Partei zu dienen als der Sache, die er darzustellen hatte, der überhaupt unter Kritik niemals Tadel verstand, sondern begeistertes Nacherleben. »Bevor wir einem Manne vorwerfen, was er nicht ist, sollten wir uns lieber klarmachen, was er ist«: In diesen Worten lag Carlyles kritisches Programm. Selbst seine Abhandlung über Voltaire, den er als seinen Antipoden empfindet, wurde unwillkürlich zu einem künstlerischen Gemälde des großen literarischen Revolutionärs. Für die EDINBURGH REVIEW, die einflußreichste und angesehenste aller damaligen Zeitschriften, war aber Kritik in erster Linie Bemängelung, Aufdecken von Fehlern und Irrtümern, Besserwissen. Vor allem waren bestimmte Regeln zu beobachten, deren Vernachlässigung man sozusagen am Korrekturrand peinlich vermerkte; und auch die politische Richtung eines Künstlers war keineswegs gleichgültig. So wurde zum Beispiel Burns verurteilt, weil er nicht gesetzmäßig gedichtet hatte, und als Carlyle

nachwies, daß gerade das Ursprüngliche, Naturwüchsige dieses Poeten seine Genialität ausmache, stieß er auf großen Widerspruch. Seine Verehrung für Goethe erschien Jeffrey als *foeda superstitio*, die ganze Vorliebe für die deutsche Literatur als »Extravaganz«. Es kam infolgedessen zu mancherlei Reibereien, zumal Carlyle nicht die geringsten Konzessionen machte und bei aller Bescheidenheit, die er von Natur besaß, dennoch im literarischen Verkehr jenes selbstbewußte diktatorische Wesen zur Schau trug, das aus der Überzeugung entspringt, daß man die Wahrheit besitzt. Er ist deshalb in dieser Rücksicht bisweilen mit Johnson verglichen worden. Doch darf man andererseits nicht verkennen, daß Jeffrey seine Gaben vollauf würdigte und den besten Willen hatte, ihn zu fördern; auch hatte er mit manchen Schwächen, die er ihm vorhielt, wie »Wortreichtum« und »Neigung zum Übertreiben«, gar nicht so unrecht, obgleich sie zu der ganzen geistigen Physiognomie Carlyles notwendig gehören, und daß er diese neuartige und in England unerhörte Erscheinung völlig hätte verstehen sollen, kann man billigerweise nicht verlangen. Und wenn er auch nicht Carlyles bester Kritiker war, so war er doch einer seiner wohlwollendsten Freunde, indem er ihn unermüdlich, oft gegen seine eigenen Ansichten nach allen Richtungen unterstützte. Als sich herausstellte, daß Carlyle möglicherweise von seinen Arbeiten nicht auskömmlich werde leben können, tat er alles, um sie günstig zu placieren, und bot ihm sogar aus seiner eigenen Tasche ein Jahresgehalt von hundert Pfund. Doch Carlyle lehnte das Anerbieten ab; er haßte jede Abhängigkeit, auch die, welche aus allzugroßer Dankesschuld entspringt.

Während Carlyle eine so vielseitige und ausgedehnte publizistische Tätigkeit entfaltete, arbeitete er daneben in aller Stille an der Vollendung eines Werkes belletristischer Natur, des ersten und letzten dieser Gattung, das er geschrieben hat, wenn man es überhaupt dahin rechnen darf, denn man ist in Verlegenheit, als was man den nachmals so berühmten *Sartor resartus* ansprechen soll. Seiner Anlage und Bestimmung nach muß man ihn in die

große Gruppe der »Bekenntnisromane« einreihen; die Form ist jedoch noch lockerer, als es bei diesem Genre von jeher üblich war. *Life and opinons of Herr Teufelsdroeckh* lautet der Untertitel: aber Leben und Meinungen des Helden sind nicht zu einem organischen Ganzen ineinandergearbeitet, sondern laufen getrennt nebeneinander her. Obgleich das Buch gewiß keine genaue und gegenständliche Beschreibung von Carlyles eigenen Lebensschicksalen ist, so kann man es doch in einem höheren Sinne eine Autobiographie nennen, insofern es eine Darstellung der geistigen Kämpfe und Ergebnisse bildet, die Carlyles erste Lebenshälfte erfüllt haben. In der äußeren Einkleidung knüpft es an jene literarischen Mystifikationen an, die seit Jean Paul und den Romantikern oft angewendet worden sind und etwa in Kierkegaard ihren Höhepunkt erreichen, der sich bisweilen als Herausgeber des Herausgebers geriert, und dann noch unter Pseudonym. Ein höchst bizarres Buch, vielleicht der echteste Carlyle, den wir besitzen, aber eben darum auch mit allen Absonderlichkeiten und Schwerverständlichkeiten Carlyles behaftet, dazu noch im Zustand unfertiger Halbreife, auch äußerlich unvollendet, da es plötzlich abbricht; ein genialischer Torso, von dem man ohne Verwunderung vernimmt, daß er von dem damaligen englischen Publikum, das noch nicht einmal Carlyles Vorbilder kannte, nicht im geringsten verstanden wurde. Zunächst erschien das Werk in Fortsetzungen in FRASERS MAGAZIN; es regnete erbitterte Zuschriften der Abonnenten über den »tollen Schneider«; die Zeitschrift SUN erklärte es in einer Kritik für eine »Sammlung verrückten Unsinns«. Heute ist es eines der gelesensten englischen Bücher; es gehört aber sicher nicht zu Carlyles Meisterwerken, und der deutsche Geschmack hat sich auch nie damit befreundet. Carlyle war kein Romanschriftsteller, er war weniger und mehr als das.

Damals konnte Carlyle für das Buch keinen Verleger finden; die Reise, die er zu diesem Zwecke nach London machte, verlief resultatlos. Sie gewährte ihm aber doch insoweit einige Befriedigung, als er sehen konnte, daß er kein ganz Unbekannter mehr

war; besonders die heranwachsende junge Generation ergriff für ihn Partei. Auch lernte er in London einige neue wertvolle Persönlichkeiten kennen, so vor allem Leigh Hunt und John Stuart Mill. Mit beiden blieb er befreundet, obgleich der letztere sich später in seiner geistigen Entwicklung sehr weit von ihm entfernte. Kurz nach seiner Rückkehr erfuhr er eine weitere Anerkennung, die ihn nicht weniger erfreute, durch den Besuch eines jungen Amerikaners, der in vielem eine ähnliche Entwicklung genommen hatte wie er und nun gekommen war, den um acht Jahre älteren Geistesgenossen seiner Zustimmung und Bewunderung zu versichern. Es war Ralph Waldo Emerson, dessen Name mit dem Carlyles so oft zusammen genannt zu werden pflegt. Auch Emerson war von der Theologie ausgegangen und nach ernsten inneren Konflikten schließlich auf das eigene Ich als den einzigen würdigen und sicheren Gegenstand menschlichen Forschens zurückgelenkt worden. Auch er hatte in einer Welt, die der Industrialisierung zu verfallen drohte, den Kampf gegen die Alleinherrschaft des Dollars aufgenommen. Und die schriftstellerische Wirksamkeit, die er dann entwickelte, erinnert in vielem an Carlyle, wobei es sich weniger um eine Beeinflussung durch diesen als um eine natürliche innere Solidarität handelt. Wenn man etwa Emersons »Representative Men« mit Carlyles »Hero-worship« vergleicht, so springt die Ähnlichkeit, die bis in die äußere Architektonik geht, sofort in die Augen. Obgleich die beiden sich nur selten sehen konnten und hauptsächlich auf den Briefverkehr beschränkt waren, so bestand doch zwischen ihnen von allem Anfang an eine herzliche und bis zum Schlusse ungetrübte Freundschaft, und sie erkannten sogleich bei der ersten Begegnung die tief begründete Wahlverwandtschaft, die sie verband. Doch darf man über dem Übereinstimmenden auch nicht die Verschiedenheiten übersehen. Emerson war die harmonischere und ausgeglichenere, aber auch die weichere und zerfließendere Natur. Beide wirken vermöge ihrer vollendeten Ursprünglichkeit und Echtheit wie eine Naturkraft, nur daß Carlyles Art die elementare Wucht eines alles mit sich fortschwemmenden,

über seine eigenen Ufer tretenden wilden Gewässers hat, während Emersons Erscheinung mehr an das sanfte Dahingleiten eines Wiesenflusses erinnert, der sich langsam und friedlich sein Bett gräbt. Etwas vom Prediger hatten beide; aber Emerson ist kein ungestümer, zürnender Prophet wie Carlyle, sondern spielt mehr die Rolle eines milde überredenden Pastors. Emersons konzilianter Optimismus enthält in der Tat, besonders in späterer Zeit, bisweilen etwas »Mondschein«, wie Carlyle es in seinen letzten Lebensjahren auszudrücken pflegte. Auch Emerson vermag allem, was er sagt, den geheimnisvollen, beziehungsreichen Charakter des Unendlichen zu geben, so gut wie Carlyle, aber der unbegrenzte Ozean, in dem wir uns bei ihm befinden, enthält im ganzen zu wenig Salz, wir schwimmen in einem Meer von Süßwasser; womit aber andererseits wieder zusammenhängt, daß Emerson die ruhigere Hand hat.

In der Vorrede, die Carlyle im Jahre 1841 zu Emersons Essays schrieb, nennt er diese sehr treffend »a true soul's soliloquy«. Es ist damit das Gemeinsame beider bezeichnet und zugleich die Grenzlinie, die ihn von seinem Freunde schied. Immer mehr zog sich dieser auf sich selbst zurück, es genügte ihm, wenn es ihm gelang, die Einwirkungen der Außenwelt in seiner Seele zu einer inneren Harmonie zu bringen. Keine der Schriften Carlyles könnte man einen Monolog nennen; sie tragen ausnahmslos dialogischen und rhetorischen Charakter. Carlyle spricht immer zu einem fiktiven Hörer oder vielmehr zu einer Menge von Hörern, die er mit allen Mitteln belehren, widerlegen, anfeuern will. Still die Dinge auf sich wirken zu lassen, war nicht seine Sache; er wollte vielmehr auf die Dinge wirken. Worin sich Emerson und Carlyle aber immer wieder fanden, das war die Liebe zur Wahrheit.

Das Jahr 1832 brachte Carlyle zwei Verluste, die er, jeden in seiner Art, sehr tief empfand: den Tod seines Vaters und Goethes; dazu kamen die literarischen und materiellen Mißerfolge und der zunehmende Überdruß an dem in vieler Hinsicht doch recht beschwerlichen und monotonen Leben in Craigenputtock. So wurde denn die endgültige Übersiedlung nach London beschlossen, und nach

Überwindung von allerlei Schwierigkeiten zog man in der neuen Wohnung in Chelsea, Cheyne Row 5, ein. In diesem Hause hat Carlyle sein ganzes ferneres Leben verbracht. Die Vorstadt Chelsea bot in glücklicher Verbindung die Vorteile des Landes und der Stadt; soweit es ihm bei seinem Temperament überhaupt möglich war, hat sich Carlyle dort recht wohlgefühlt.

Damit schließt die erste Lebenshälfte Carlyles ab. Es beginnt jetzt nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich ein neuer Abschnitt. Bisher war Carlyles geistiges Schaffen vorwiegend literarisch orientiert gewesen, und dies konnte gar nicht anders sein. Er war ein Suchender gewesen, und da ergab sich ihm naturgemäß die Vermutung, daß ihm die Welt der Bücher Aufschluß und Trost geben könne. Und gerade jene Führer, die er sich erwählt hatte, die deutschen Dichter und Denker des achtzehnten Jahrhunderts, mußten diese Richtung noch in ihm verstärken und vertiefen. Ganz Deutschland war um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts in Literatur aufgelöst, das Leben war zu einem philosophischen Dialog geworden, nur Goethe hatte die von niemand begriffene Wendung zur Wirklichkeit genommen. Wie Faust begann auch Carlyle zunächst mit der Introspektion und als Stubengelehrter. Aber nun sollte seine geistige Entwicklung die entscheidende Richtung aufs Leben nehmen. Dies bedeutet, obschon es in seiner ganzen Natur tief angelegt und lange vorbereitet war, eine vollständige Umwandlung der Prinzipien, Methoden und Ziele, die von nun an seine Geistestätigkeit organisieren.

Der große wirtschaftliche und industrielle Aufschwung, in dem England seit dem Beginn des Jahrhunderts begriffen war, hatte nicht eine entsprechende Verbesserung der sozialen Zustände zur Folge gehabt. Man stand damals noch ausschließlich auf dem Standpunkte der Lehren der »klassischen Nationalökonomie«: Zu einer Arbeitergesetzgebung waren nicht einmal Ansätze vorhanden. Schon 1819 war es in Manchester zu einer bewaffneten Revolte des Proletariats gekommen; andere gewaltsame Reformversuche folgten. Irland befand sich in fortwährender Gärung, die

Lostrennung von England wurde teils mit friedlichen, teils mit kriegerischen Mitteln ungestüm und unablässig betrieben. Diese beiden Bewegungen, durch geschickte Agitatoren wie O'Connell und O'Connor verstärkt und beschleunigt, vereinigten sich zu dem allgemeinen dringenden Ruf nach Reformen. »The People's Charter« und »The Repeal of the Union« waren die aufregenden Losungsworte der Dreißiger- und Vierzigerjahre. Als dritter Faktor der Unzufriedenheit kamen noch die Gesetze über die Kornzölle hinzu, die dadurch, daß sie jegliche Einfuhr fremden Getreides verboten, die einheimischen Preise immer höher hinauftrieben und nun auch die bürgerlichen Kreise Englands der Opposition zuführten. Es kam zur Bildung der *Anti-corn-law-ligue,* die aber sehr bald allgemein politischen Charakter annahm. In Irland kam es zu Hungersnot und Auswanderung, in den Fabrikstädten zu tumultuarischer Arbeitsverweigerung (einen organisierten Streik gab es damals noch nicht), im Parlament lösten Torys und Whigs einander ununterbrochen ab, ohne daß eine der beiden Parteien etwas allgemein Befriedigendes zustande brachte. Die Chartisten beriefen sich auf die modernen Staatstheorien und forderten allgemeines und gleiches Wahlrecht, geheime Abstimmung, jährliche Neuwahlen und dergleichen; die Liguisten beriefen sich auf die modernen Wirtschaftsprinzipien und verlangten Aufhebung aller Zölle und sonstigen staatlichen Eingriffe in Handel und Gewerbe; die Iren schließlich waren nicht weit entfernt von anarchistischen Grundsätzen.

In diesen Wirren war der weitaus einsichtigste, vorurteilsloseste und weitblickendste Kopf Sir Robert Peel, der, anfangs strenger Tory, allmählich eine liberalere Richtung eingeschlagen hatte und, mit bewunderungswürdiger Anpassungsfähigkeit an die Tatsachen, zwischen den extremen Wünschen und Antrieben der Parteien die Mitte zu halten verstand. Daß Carlyle zu seinen persönlichen Anhängern zählte, ist nicht erstaunlich. Er erkannte, daß dieser Staatsmann, den seine Gegner schwach und inkonsequent schalten, weil er häufig das Programm wechselte, dies eben

aus einem sehr gesunden Wirklichkeitssinn tat, indem er nicht nach einer starren Parteidoktrin vorging, sondern sein Verhalten nach den jeweiligen Umständen und Gegebenheiten richtete. So gelang es ihm, die irische Frage wenigstens soweit zu regeln, daß es nicht zu einer Katastrophe kam, die Chartistenbewegung in parlamentarische Formen zu lenken und die Abschaffung der Kornzölle durchzusetzen.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse vollzog sich in Carlyle die entscheidende Wendung von der Literatur zur Geschichte und Soziologie. Er lebte jetzt in der größten, belebtesten und modernsten Stadt Europas und war gezwungen, sich mit den Wirklichkeiten, die ihn umgaben, auseinanderzusetzen. Es war ihm unmöglich, eine Zweiteilung in Theorie und Praxis vorzunehmen, sich nur mit seiner eigenen inneren Vervollkommnung zu beschäftigen und die Vervollkommnung der äußeren Beziehungen der Menschen anderen zu überlassen, das stille Dasein eines Denkers oder Künstlers zu führen und bloß neben dem Leben zu schaffen und zu gestalten, ebenso wie es ihm seinerzeit unmöglich gewesen war, in Glaubenssachen Theorie und Praxis voneinander zu trennen. Er sah die Mißstände, und er fühlte sich gezwungen und verpflichtet, über sie zu sprechen. Aber er war weit davon entfernt, in einem unklaren und unverständigen Radikalismus das Heil zu sehen. Er blickte tiefer. Er sah, daß diese vielfachen Schäden nicht durch notdürftige äußere Reparaturen zu heilen waren, sondern daß die Wurzel des Übels entfernt werden mußte. Die meisten Menschen, auch die wohlwollendsten und vernünftigsten, verwechselten, wie das so oft vorkommt, die Symptome mit der Krankheit und glaubten, es genüge, diese Symptome zu entfernen. Die Entwicklung der Technik, des Verkehrs und des Handels hatte zur Folge gehabt, daß man glaubte, diese Kräfte seien die einzigen realen, das Resultat davon war ein erschreckender Mangel an allen höheren Impulsen. Die Gesellschaft befand sich damals in den Anfangsstadien jener Krankheit, die wir heute als »Amerikanismus« bezeichnen. Der Mensch drohte zu einem bloßen häßlichen Automaten zu werden,

der nicht durch edle Begeisterung und große Ideen, sondern durch Geldstücke in Bewegung gesetzt wird. Nichts Geistiges war mehr in den Beziehungen der Menschen zueinander. Die Armen waren zu stumpfen Arbeitsmaschinen geworden, die Reichen zu ebenso stumpfen Genußmenschen. In allen Schichten der Gesellschaft erblickte Carlyle die Anzeichen der Entartung: Der Adel hat sich von seiner ursprünglichen Bestimmung, zu regieren, abgewandt und vertreibt sich die Zeit mit müßigem Sport; die Geistlichkeit huldigt dem Lippenglauben und äußerlichen Zeremonien; die Schriftsteller haben ihre Aufgabe, das Publikum, auch gegen seinen Willen, aufzuklären, zu belehren und zu bessern, völlig vergessen und schmeicheln seinen Wünschen, um möglichst schnell Geld und Ruhm zu erlangen; die Rechtsgelehrten sehen ihre Lebensaufgabe im Ersinnen spitzfindiger Sophismen; die Politiker setzen ihren Ehrgeiz in rhetorische Spiegelfechtereien. Überall herrschen die Unaufrichtigkeit und der Glaube an Scheinrealitäten. Alle lügen, bewußt oder unbewußt, um ihr materielles Wohlbefinden zu steigern, das einzige erstrebenswerte Gut, das sie kennen. Das moderne Leben ist auf einem einzigen großen System des Betrugs aufgebaut, dem sich auch der Redliche und Tüchtige unwillkürlich einfügen muß.

Diese gegenwartfeindliche Richtung, die auf dem Kontinent erst viel später ihre Vertreter gefunden hat, weil dieser sich wirtschaftlich nicht so schnell entwickelte, bildet den Grundbaß in allen Schriften, die Carlyle in den nächsten Jahrzehnten schrieb. Die besondere Eigentümlichkeit seiner Stellungnahme, die damals von den wenigsten richtig begriffen wurde, besteht in seiner völligen Parteilosigkeit und Unparteilichkeit. Man hat ihn als einen Tory bezeichnet, weil er gegen das demokratische Gleichheitsdogma kämpfte; als einen Whig, weil er gelegentlich die Adeligen als schmarotzende Müßiggänger und die Hochkirche als eine heuchlerische Institution bezeichnete; als einen Peeliten, weil er mit Robert Peel befreundet war; als einen Chartisten, weil er für die Hebung des Arbeiterstandes eintrat; als einen Radikalen, weil

er gegen die Korngesetze schrieb; und als einen schwarzen Reaktionär, weil er die Aufhebung der Sklaverei in den britischen Kolonien für eine nutzlose Sentimentalität erklärte; und wenn man will, so war er tatsächlich etwas von alledem. Sein Maßstab war immer und überall die Wahrheit; und wer ihm diese zu haben schien, dessen Partei ergriff er. Sein Urteil orientierte sich immer an den realen Verhältnissen und war daher ebenso variabel wie die Beobachtungen, aus denen es gezogen war. Das Publikum aber will für jede öffentliche Erscheinung eine bestimmte Chiffre und Etikette und wird durch eine solche Fähigkeit, sich an die Dinge anzupassen, nur verwirrt und enttäuscht.

Das erste Werk aus dieser zweiten Periode Carlyles hatte aber zunächst kein aktuelles politisches Thema, sondern war historischen Charakters: es ist die berühmte Geschichte der Französischen Revolution. Gleichwohl ist es nicht aus einer bloßen Versenkung in die Vergangenheit, sondern aus dem unmittelbaren Erleben der Gegenwart hervorgegangen. Bei der Betrachtung der Verwirrungen, in die seine Zeitgenossen geraten waren, hatte Carlyle erkannt, daß der Ausgangspunkt der gesamten modernen Entwicklung in der großen französischen Explosion zu suchen sei, von der alle Bewegungen des neuen Jahrhunderts mit ihren guten und schlechten Wirkungen herzuleiten sind. Keine Arbeit hat Carlyle solche Mühe gekostet wie diese; keine ist aber auch so abgerundet und bis ins feinste Detail künstlerisch ausgearbeitet. Schon das Zusammensuchen der dokumentarischen Daten, das bei dem damaligen Zustand der Londoner Bibliotheken viel schwieriger war als heutzutage, brachte ihn zur Verzweiflung. Die Form der Darstellung genügte ihm immer erst dann, wenn alles eine organische Einheit bildete, nirgends Risse oder Nähte sichtbar waren, und da dies auch bei stärkster Anstrengung und Fähigkeit nicht immer vollständig gelingt, so befand er sich in einem permanenten Zustand der Unzufriedenheit. Dazu kam noch ein ganz besonderes Mißgeschick. Er hatte das Manuskript des ersten Bandes John Stuart Mill zum Lesen gegeben, dieser hatte es einem zweiten Freunde

geliehen, und dessen Magd hatte es bis auf das letzte Blättchen zum Feueranmachen benützt. Die ganze Arbeit war verloren; zudem hatte Carlyle bei seinen mißlichen Vermögensverhältnissen mit dem Ertrag des Buches zu rechnen. Für das letztere kam zwar Mill auf: er sandte zweihundert Pfund, von denen Carlyle jedoch nur die Hälfte akzeptierte; aber die zweite Konzeption der Arbeit war fast noch aufreibender als die erste. Schließlich kam sie aber doch zustande, und 1837 konnten die drei Bände: *The French Revolution. A History* erscheinen.

Carlyle wollte mit dieser Geschichte seinen Landsleuten ein warnendes Exempel vorhalten. Er erblickte in dieser »ungeheuern Feuersbrunst« eine Art göttliches Strafgericht, gesandt wider die falschen Herrscher und Priester, die sich ein Recht über die anderen angemaßt hatten, zu dem sie nicht durch wirkliche Überlegenheit befugt waren. Er ist daher kein unbedingter Verurteiler der Revolution: Er zeigt ohne Entrüstung, wohin der mißgeleitete und durch allzu unerträgliches Unrecht erbitterte Mensch gelangen kann. Als ein bemerkenswerter Rückschlag gegen seine literarische Periode ist es anzusehen, daß er das ganze Phänomen nur vom sozialen Gesichtspunkt aus wertet, eine sicherlich zum Teil einseitige Betrachtung, die den wichtigen vorbereitenden Einfluß der gesamten französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts außer acht läßt. Es ist sehr leicht möglich, daß Carlyle zehn oder fünfzehn Jahre früher die Sache gerade umgekehrt gesehen hätte.

Die Darstellungsform, in der der Gegenstand dem Leser vorgeführt wird, ist einzigartig in der englischen und vermutlich in der Weltliteratur. Das Ganze ist in der Technik eines genialen Dekorationsmalers breit hingekleckst und macht den Eindruck eines reichbewegten gespenstischen Figurentheaters. In der Architektonik erinnert es an ein richtiges Drama oder vielmehr einen Dramenzyklus mit Vorspiel, ansteigender und fallender Handlung und klar herausgearbeiteten Peripetien. Der Held der ganzen Tragödie ist das französische Volk, das, von mächtigen Kräften und Gegenkräften geheimnisvoll vorwärtsgetrieben, sein blutiges Schicksal

erfüllt. Das Buch hat etwas Magisches: Die Vorgänge sind in eine undefinierbare Atmosphäre von unendlicher Bedeutsamkeit getaucht und darum muß man es eine Dichtung nennen. Es wird heute vielfach behauptet, daß es »überholt« sei. Aber ein Kunstwerk steht über dem jeweiligen »Stande der Forschung«. Herodot ist nicht überholt, obgleich er größtenteils Dinge berichtet hat, die heute jeder Volksschullehrer zu widerlegen vermag. Montesquieu ist nicht überholt, obgleich seine Geschichtsdarstellungen voll von handgreiflichen Irrtümern sind. Herder ist nicht überholt, obgleich er historische Ansichten vertrat, die heute für dilettantisch gelten. Winckelmann ist nicht überholt, obgleich seine Auffassung vom Griechentum ein einziger großer Mißgriff war. Denn wenn sich auch alles, was diese Männer lehrten, als unrichtig erweisen sollte, eine Wahrheit wird doch immer bleiben und niemals überholt werden können: die der künstlerischen Persönlichkeit, die hinter dem Werk steht, des bedeutenden Menschen, der diese falschen Bilder innerlich erlebte, sah und gestaltete. Wenn Schiller zehn Seiten bester deutscher Prosa über eine Episode des Dreißigjährigen Krieges schreibt, die sich niemals so zugetragen hat, so ist dies für die historische Erkenntnis wertvoller als hundert Seiten »Richtigstellungen« nach neuesten Dokumenten ohne philosophischen Gesichtspunkt und in elendem Deutsch. Und was war Homer anderes als ein Historiker »mit ungenügender Quellenkenntnis«? Dennoch wird er in alle Ewigkeit recht behalten, auch wenn sich eines Tages herausstellen sollte, daß es überhaupt kein Troja gegeben hat.

Carlyles neues Werk erregte beim großen Publikum zunächst wiederum nur Befremden; aber bei der geistigen Elite Englands fand es sogleich Eingang. Dickens, Thackeray, Southey, Hamilton, Mill bewunderten es; selbst Jeffrey gab zu, daß es ein außerordentliches Buch sei. Mit den Genannten trat Carlyle auch bald in näheren oder entfernteren Verkehr; Leigh Hunt gesellte sich hinzu; John Sterling, ein liebenswürdiger und kluger junger Theologe, faßte für ihn eine schwärmerische Freundschaft. Er war der

Sohn eines einflußreichen Redakteurs der TIMES und versuchte Carlyle in diese Zeitung zu bringen; aber die Verhandlungen scheiterten an der Unnachgiebigkeit Carlyles, der sich um keinen Preis in den Dienst eines bestimmten politischen Programms stellen wollte. Es war ihm eben einfach physisch unmöglich, einen Satz zu schreiben, den er nicht aufs tiefste empfand. Es war jedoch für ihn dringend nötig geworden, sich nach einem Erwerb umzusehen, denn die Ersparnisse drohten auszugehen. Man kam daher auf die Idee, ihn Vorträge veranstalten zu lassen. Durch lebhafte Agitationen seiner Verehrer und Verehrerinnen gelang es noch in demselben Jahre, ein Auditorium von etwa zweihundert Subskribenten zusammenzubringen, vor denen er eine Serie von Vorlesungen über deutsche Literatur hielt. Durch den großen Erfolg ermutigt, las er im nächsten Jahre über »europäische Kulturperioden von Homer bis Goethe«, im übernächsten über moderne Revolutionen, und den Beschluß machten 1840 die Vorträge *on heroes, hero-worship and the heroic in history,* die einzigen, die in Buchform erschienen sind. Bei dem ersten und dritten der vier Zyklen war dies weniger geboten, da sie im wesentlichen das enthielten, was er teils in seinen literarhistorischen Essays (die 1839 gesammelt erschienen waren), teils in seiner *French Revolution* niedergelegt hatte. Der zweite Kursus über Kulturperioden hingegen scheint viel Neues gebracht zu haben, Gedanken, die freilich in seinen späteren Schriften wieder auftauchen, aber von ihm niemals wieder in systematischer Form behandelt worden sind. Das allgemeine Schema, nach dem er in dieser Vortragsreihe die geschichtliche Entwicklung gliedert, ist die abwechselnde Aufeinanderfolge von Perioden des Glaubens und des Unglaubens. Carlyle beginnt mit den Griechen, die in der Blütezeit ihrer Kultur ein Volk des Glaubens waren, während der ewig logisierende Sokrates bereits den Verfall ankündigt: eine merkwürdige Antizipation der Auffassung Nietzsches. Auch die Römer waren in ihrer guten Zeit ein gläubiges Volk, ihr Haupttalent war ein tüchtiger, kraftvoller Sinn für Methode. Das Kaiserreich bringt dann den Niedergang, weil der Skeptizismus zur

allgemeinen Herrschaft gelangt. Das Mittelalter ruhte bei aller geistigen Enge doch auf sicherem Grunde, der Mensch erkannte sich in seiner wahren göttlichen Natur, als ein sittliches Wesen, gestellt zwischen zwei Ewigkeiten. Auch die Reformation war ebenfalls eine Auflehnung des Glaubens gegen den Unglauben; ihre Helden Shakespeare, Knox und Cromwell wurden eingehend betrachtet. Dann ging Carlyle zum achtzehnten Jahrhundert über, und mit einer Charakteristik der »modernen Krankheit« des »Wertherismus« und »Byronismus« und einem Ausblick auf deren mögliche Heilung schloß dieser längste der vier Zyklen.

Die Vorträge waren mit steigendem Zulauf und Beifall vor sich gegangen und brachten Carlyle für die nächste Zeit genügenden materiellen Gewinn. Seine ökonomische Lage verbesserte sich auch anderweitig. Durch den Tod seiner Schwiegermutter kam er in den Besitz einer kleinen Rente, sein Bruder John hatte einen reichlich dotierten Posten als Reisebegleiter einer vornehmen Dame erhalten, so daß er nun für sich selber sorgen konnte, und Emerson hatte in Amerika Buchausgaben des *Sartor* und der *Revolution* veranlaßt, die gut honoriert wurden. Infolgedessen gab Carlyle seine Vorlesungen auf. Wenn man bedenkt, welche eigenartige und schöne Befriedigung darin liegt, mit tiefer und starker Wirkung zu einem größeren Auditorium sprechen zu dürfen, so muß dieser Entschluß zunächst Verwunderung erregen. Es ist außer Zweifel, daß Carlyle ein ganz außergewöhnliches Rednertalent besaß. Alle, die jemals mit ihm persönlich verkehrten, rühmen seine Fähigkeit, andauernd auf das anregendste zu sprechen. Sein breiter Annandaler Dialekt wirkte wie eine Art Gesang; alle Mittel des Vortrags standen ihm mühelos zu Gebote; eine überwältigende Fülle von Bildern, Gleichnissen, Beispielen, Zitaten, Sarkasmen strömte ihm ganz von selber zu. Man hat ihn »the best talker of England« genannt. Auch sprach er offenbar sehr gern, und wenn er einmal im Zuge war, so konnte er oft stundenlang reden, ohne sich zu unterbrechen oder auch nur von einem anderen unterbrechen zu lassen. Er sagte zwar nach dem Abschluß seiner öffentlichen Vorlesungen: »Zwei Dinge fehlen mir

zum Reden: Gesundheit und Unverschämtheit«; aber wir werden annehmen dürfen, daß es damit nicht ganz so schlimm stand. Wenn auch die Vorträge, die er vollkommen frei sprach, ihn geistig und physisch stark in Anspruch nahmen, so war doch seine kräftige schottische Konstitution diesen Strapazen durchaus gewachsen; und wenn auch »Unverschämtheit« zweifellos zu jenen Eigenschaften gehörte, von denen er keine Spur besaß, so wird doch andererseits von allen bezeugt, daß er als Redner eine große Sicherheit und Unbefangenheit besaß und, einmal in Fluß gekommen, auch Widerstrebende mit sich fortriß. Wer den gedruckten Text der Vorträge über »Heldenverehrung« liest, wird zu der Vorstellung gezwungen, daß der Sprecher dieser Worte auch ein gewaltiger faszinierender Redner gewesen sein muß. Die Erklärung für Carlyles Abneigung gegen das öffentliche Reden kann nur wiederum in seiner radikalen Wahrheitsliebe gesucht werden. Jeder vollkommene Vortrag ist eine künstlerische Leistung und als solche die Sache einer bestimmten Technik und Wirkungsweise; und das hat zur Folge, daß das Material der Gedanken und Empfindungen eine gewisse Umformung, eine Adaptierung an den bestimmten Zweck erleidet. Dies aber war im Sinne Carlyles schon eine Art Heuchelei. Er hätte, wenn man ihn darum befragt hätte, sicher auch die Schauspielkunst als eine Art Lüge bezeichnet; und von der Dichtkunst hat er mehrfach geäußert, daß sie niemals etwas erfinden dürfe, sondern nur wirkliche Gefühle und Tatsachen darzustellen habe; und dies bedeutet offenbar die Verurteilung eines großen Teils der Weltliteratur. Die erste seiner sozialpolitischen Schriften erschien 1840 und führte den Titel *Chartism*. Carlyle gibt sich aber darin durchaus nicht als Chartist; er erblickt das Heilmittel keineswegs in parlamentarischen Reformen, allgemeinem Wahlrecht und dergleichen, sondern in einer weisen und menschenfreundlichen Regierung, die im Arbeiter nicht ein bloßes Werkzeug erblickt, sondern einen Gegenstand sittlicher und körperlicher Fürsorge. Er weist darauf hin, daß das Proletariat gerade durch seine soziale Selbständigkeit in die ärgste Abhängigkeit von den Unternehmern

geraten ist, daß die Sklaverei früherer Zeiten ein viel menschenwürdigerer Zustand war und daß der Arbeiter im Grunde nicht viel mehr besitze als die Freiheit zu verhungern. Auf breiterer Grundlage wurden diese Gedanken drei Jahre später in dem Buche *Past and Present* ausgeführt. Es zerfällt, wie schon der Titel sagt, in zwei Teile: In dem Abschnitt, der von der Vergangenheit handelt, wird an der Hand einer alten englischen Klosterchronik aus dem zwölften Jahrhundert, die das damalige Mönchsleben schildert, ausführlich dargetan, wie sehr die gesellschaftliche Organisation jener Zeit trotz ihrer Primitivität der unsrigen überlegen war. Nicht in romantischer Verklärung erscheint jene Welt, sondern gerade ihr gesunder Realismus wird gerühmt. Diese mittelalterlichen Menschen wußten noch, was echte Arbeit, was echter Gehorsam und echte Herrschaft war. Sie riefen ihren Königen kein »Laissez faire!« zu, sie ließen sich gern von Besseren und Stärkeren regieren. Das Verhältnis zwischen Landesherr und Untertan, Lehnsherr und Vasall, Gutsherr und Hörigem war in erster Linie ein moralisches, gegründet auf gegenseitige Treue, nicht ein bloß materielles, gegründet auf Ausbeutung. Die Beziehungen der Menschen waren nicht durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage reguliert, sondern durch das Gesetz Gottes. Die Nutzanwendung auf die Gegenwart ergibt nun freilich nicht, daß wir einfach zu jenen Zuständen zurückkehren sollen. Aber das Gute können wir recht wohl aus ihnen übernehmen. Wir müssen vor allem von jenen Menschen zweierlei lernen: den Glauben an Höhere und die Heiligung der Arbeit. Ungleichheit ist der natürliche Zustand; es ist nur recht und billig, daß der Klügere und Tüchtigere über die anderen herrsche. Arbeit ist nicht etwas, das mit Geldstücken gekauft werden kann; alle echte Arbeit hat mit Gott zu tun: *laborare est orare.*

Inzwischen ging auch Carlyles zweites historisches Werk der Vollendung entgegen. Schon seit längerer Zeit plante er eine Geschichte der englischen Reformation, aber immer mehr konzentrierte sich sein Interesse auf die Gestalt Cromwells. Dabei kam er zu der Überzeugung, daß das landläufige Bild, das man sich

von Cromwell damals in England machte, ganz falsch und geradezu die Umkehrung der Wahrheit war. Man sah in ihm einen gewalttätigen, habgierigen, ehrsüchtigen Usurpator, der alles durch Heuchelei, Intrige und Spiegelfechterei zu seinem eigenen Vorteil betrieben hatte. Niemals redete er die Wahrheit, immer trug er eine Maske. Carlyle suchte diese Maske zu erforschen und kam zu seinem Erstaunen auf eine sehr einfache Entdeckung: Die Maske war das wahre Gesicht! Cromwell war gar kein Hypokrit, sondern ein gottesfürchtiger, redlicher Mensch: Seine Briefe und Reden, richtig verstanden, taten dies überzeugend für jedermann dar, der sehen wollte. Carlyle beschloß, diese Dokumente, entsprechend kommentiert, herauszugeben, und so entstand das Werk: *Letters and Speeches of Oliver Cromwell*. Es führte einen vollständigen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbei. Daß Cromwell und seine Puritaner die wahren Schöpfer des modernen England waren, die Begründer der englischen Macht und Freiheit, und dies nicht durch List und Gewalttat, sondern durch den Sieg der Idee, die in ihnen wirkte: das für alle Zeit einleuchtend dargetan zu haben, ist das große Verdienst dieses Buches.

Die Vorgänge des Jahres 1848 veranlaßten Carlyle zu einigen Aufsätzen im EXAMINER. Er konnte die neuen Revolutionen ebensowenig billigen wie die früheren, aber er erblickte in der Vertreibung des »Scheinhelden« Louis Philippe eine göttliche Nemesis. Großes und unliebsames Aufsehen erregte seine Stellungnahme in der Negerfrage. Er erklärte in einer Abhandlung über diesen Gegenstand, daß die Befreiung der Nigger eine falsche Maßnahme gewesen sei, die ihnen nur geschadet habe. Das Recht auf Freiheit besitze nur derjenige, der sie würdig zu benützen verstehe. Hingegen gebe es ein anderes Recht, das jedermann besitze, nämlich das Recht, zu arbeiten und, wenn man nicht arbeiten wolle, dazu gezwungen zu werden. Dieses Recht habe man den Negern genommen und damit nur erreicht, daß sie in tierischen, nichtsnutzigen Müßiggang versanken. Es nütze nichts, mit großen Phrasen zu erklären, daß die schwarze und die weiße Rasse gleich seien,

denn tatsächlich seien sie nicht gleich, und die überlegenen Weißen haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Schwarzen zu beherrschen. »Die Götter sind lange nachsichtig; aber es steht von Anfang geschrieben: Wer nicht arbeiten will, soll von der Erde verschwinden; und auch die Geduld der Götter hat ihre Grenzen!« Man kann sich den Sturm vorstellen, den diese Äußerungen im damaligen liberalen England hervorriefen.

Dieser Aufsatz war nur die Einleitung zu einer Reihe von politischen Flugschriften, die unter dem Gesamttitel *Latterday Pamphlets* im Laufe des nächsten Jahres erschienen. Es sind im ganzen acht; Carlyle mußte sie auf eigene Kosten drucken lassen, da keine Zeitschrift es wagen wollte, sie aufzunehmen. Sie enthalten eine rücksichtslose und leidenschaftliche Kritik der damaligen englischen Gegenwart, wobei gerade diejenigen Institutionen, auf die man sich am meisten zugute tat, am allerschärfsten mißbilligt und als widersinnig und schädlich erwiesen wurden. Gleich die erste Flugschrift wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen den Wahn, daß die Gesellschaft in der Einführung des allgemeinen Stimmrechts ihr großes Heilmittel finden werde. Da die Menschen offenbar nicht gleich sind, so können auch ihre Stimmen nicht gleiches Gewicht haben; das Wort eines Judas kann nicht ebensoviel wiegen wie das Wort eines Jesus; das moderne Regierungssystem gleiche einem Schiff, das durch Abstimmung aller Matrosen von »Schattenkapitänen« gelenkt werde, der Untergang eines solchen Schiffes sei unausbleiblich. Diese Gedanken werden dann in den weiteren Schriften näher ausgeführt unter heftigen und tiefdringenden Angriffen gegen die einzelnen Regierungsformen. Eine Schrift, die die übertriebene Sentimentalität in der Organisierung des Gefängniswesens behandelt, hat Carlyle den Vorwurf der Herzlosigkeit eingetragen; aber sein Standpunkt in dieser Sache wurzelte, wie alle seine anderen Ansichten, auch hier wiederum in seinem gesunden Sinn für Realität: Eine Verbrecherfürsorge auf Kosten der Armenfürsorge empfand er als Widersinn, und zudem war er, wie alle wirklich guten Menschen, nicht ohne Härte, indem

er wohl wußte, daß wahlloses Mitgefühl mit allen erdenklichen Lebensformen ein Unrecht an denen ist, die auf Güte und Sympathie einen wirklichen Anspruch haben.

Die Grundtendenz aller dieser Schriften ist der Protest gegen den weichlichen Liberalismus mit seiner Nivellierungssucht, seinem »Laissez faire«, seiner politischen Geschwätzigkeit und Phrasenhaftigkeit. Die Grundkrankheit der Zeit ist, wie die letzte Flugschrift resümierend darlegt, der Jesuitismus, die allgemeine Unaufrichtigkeit und Spiegelfechterei: Die Lehre Loyolas ist äußerlich abgeschworen, aber in Wahrheit ist sie das Glaubensbekenntnis fast aller Menschen in England. Nirgends ist Wahrheit der Ausgangspunkt und das Ziel der menschlichen Bestrebungen, immer nur eine armselige sophistische Amalgamierung von Wahrem und Unwahrem; ein feines Gift der Lüge durchdringt die ganze Gesellschaft.

Wie dieser moderne Kampf zwischen Glauben und Unglauben sich in einer einzelnen Persönlichkeit gestaltet, hat Carlyle in dem bald darauf erschienenen *Life of John Sterling* in ergreifender Weise geschildert. 1844 war Sterling in noch jugendlichem Alter an der Schwindsucht gestorben. Der Archidiakonus Hare hatte ein Buch über ihn geschrieben, aber dabei den Schwerpunkt auf die kurze theologische Tätigkeit Sterlings gelegt und ihn gewissermaßen für die Orthodoxen reklamiert. Gegen diese Auffassung ist Carlyles Darstellung gerichtet, aber sie ist ein Bild der ganzen geistigen Kämpfe jener Zeit geworden und zugleich ein kleines Meisterwerk der psychologischen Porträtierungskunst, das heute noch als eine der besten Biographien in englischer Sprache gilt.

Die geistige Tätigkeit der nächsten vierzehn Jahre war fast ausschließlich einem einzigen Gegenstande gewidmet, dem schwierigsten, beziehungsreichsten und umfassendsten, den Carlyle jemals behandelt hat: der Geschichte Friedrichs des Großen. Es handelte sich auch hier wiederum um ein historisches Läuterungsverfahren, ähnlich wie bei Cromwell, nur daß das Material ein noch weit ausgedehnteres und widerspenstigeres war. Die nächste

Notwendigkeit, die sich aus diesen Arbeiten ergab, war Carlyles erste Reise nach Deutschland, gemeinsam mit Neuberg, seinem ersten deutschen Übersetzer, der in seinem Leben eine Art Eckermannrolle gespielt hat. Man begab sich zunächst über Rotterdam nach Bonn, wo Carlyle einige Bibliotheksstudien betrieb, dann nach Coblenz, Bad Ems, Mainz, Frankfurt am Main, in die »Spielhölle« Homburg, auf die Wartburg, nach Weimar, nach Leipzig, wo gerade Messe war, nach Teplitz, Herrnhut, Lobositz, Kunersdorf: lauter Orte, die einem so genauen Kenner der deutschen Geschichte und Literatur bedeutsame und anregende Eindrücke vermitteln mußten. Den Beschluß machte Berlin, wo Carlyle den alten Tieck, Rauch, Cornelius und andere kennenlernte. Man wäre jedoch im Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß ihm diese Reise ein Vergnügen bereitet hat. Die interessanten Studien waren reichlich aufgewogen durch allerlei kleine Mißhelligkeiten, die auf einer größeren Reise in der damaligen Zeit unvermeidlich, für Carlyle aber unerträglich waren. Die Klagen über zu kurze Betten, tutende Nachtwächter, unsorgfältig bereitete Speisen, lästige Reisegenossen nehmen in seinen Briefen aus Deutschland einen fast ebenso großen Raum ein wie die Erinnerungen, die der Rhein, Goethe, Schiller, Luther, Dürer und die schlesischen Schlachtfelder in ihm erweckten. So atmete er denn auf, als er wieder in Chelsea ankam, wo ihn seine alten Gewohnheiten erwarteten und zudem noch eine besondere Überraschung, ein »geräuschfestes« Studierzimmer mit Oberlicht und doppelten Wänden, das seine liebevolle Gattin für ihn hatte anlegen lassen.

Noch ehe das Jahr zu Ende ging, traf ihn ein ungemein schwerer Verlust. Um Weihnachten starb seine Mutter, vierundachtzig Jahre alt. Er traf sie noch lebend und bei Bewußtsein. Ihr Tod war ruhig und freundlich. Ihren Abschied von der Welt hat Carlyle in seinem Tagebuch rührend geschildert. Sie war von allen Menschen, die Carlyle kannte, vermutlich der einzige, der ihn ganz verstanden hat.

Dasselbe Jahr brachte den Ausbruch des Krimkriegs. In dem genannten *Dial*, das er seit dreißig Jahren mit größeren und

geringeren Unterbrechungen führte, hat Carlyle sich auch über dieses Ereignis geäußert, wiederum gar nicht im Sinne der herrschenden liberalen Strömung. Er mißbilligt es aufs äußerste, daß England sich dazu hergab, die Sache der unzivilisierten Türken zu unterstützen, an der Seite eines politischen Scharlatans, der durch Intrigen und Gewalttaten zur Kaiserwürde gelangt war.

In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit Ruskin, die zu einer dauernden Freundschaft wurde. Die Ausgangspunkte der beiden größten geistigen Reformatoren, die England im neunzehnten Jahrhundert gesehen hat, waren ja zunächst sehr verschieden. Ruskin kam von der Malerei her, sein Denken war anfänglich rein artistisch orientiert. Allmählich aber nahm er eine ähnliche Wendung zum Praktischen wie Carlyle, die sozialen Probleme traten mehr und mehr in den Gesichtskreis seines Interesses. Gemeinsam ist beiden der Haß gegen die Maschine und überhaupt gegen den ganzen modernen Betrieb, eine gewisse Vorliebe für die ländliche Kultur, weil diese noch nicht den Zusammenhang mit der Erde und der Natur verloren hat, und vor allem die Überzeugung von der Heiligkeit der Arbeit, ein Evangelium, das sie beide ihr Leben lang begeistert gepredigt haben. Es ist daher sehr wohl erklärlich, daß Carlyle einmal an Ruskin schrieb, er freue sich, daß er sich nunmehr in einer Minorität von zwei Stimmen befinde. Andererseits darf aber doch nicht übersehen werden, daß der Kampf gegen die Mechanisierung des modernen Lebens, in dem sie sich trafen, bei Ruskin aus künstlerischen Antrieben hervorging, während er bei Carlyle einen ethischen und religiösen Ursprung hat. Für Ruskin war und blieb bis zuletzt die Kunst das, was dem Leben seinen höchsten Sinn verleiht, für Carlyle besaß die Kunst überhaupt keine selbständige Existenzberechtigung. Für Ruskin ist das Mechanische in erster Linie unästhetisch, für Carlyle in erster Linie unmoralisch. Freilich sind die Beziehungen zwischen Kunst und Sittlichkeit so innige, daß eine völlige Trennung niemals möglich ist; und es hat daher oft den Anschein, als ob die Anschauungen Ruskins und Carlyles sich völlig deckten.

Die *History of Friedrich II. called Frederick the great* erweiterte sich im Verlaufe der Arbeit zu einer Art Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Hunderte und Tausende von Dokumenten mußten geprüft werden, denn Carlyle verließ sich niemals auf Berichte aus zweiter Hand und ging, wo es nur irgend im Bereich der Möglichkeit lag, immer auf die Quellen zurück. Er mußte auf dem höchst verwickelten und für ihn völlig neuen Gebiete der Kriegswissenschaft eingehende Forschungen machen, zeitgenössische Bücher, Zeitungen, Memoiren, Akten studieren und dabei alles so ineinander arbeiten, daß die aufgewendete Mühe für den genießenden Leser nicht sichtbar wurde. Sieben Jahre kämpfte er mit dem ungemein spröden Stoff, bis endlich 1858 die zwei ersten Bände erscheinen konnten. Sie hatten sogleich einen außerordentlichen Erfolg. Man hatte die Gestalten Friedrichs des Großen und seines Vaters aus dem allbekannten und vielbewunderten Essay Macaulays in Erinnerung und war nun sehr erstaunt, sie in so verändertem Lichte zu erblicken. Für Macaulay war Friedrich Wilhelm nicht viel mehr gewesen als ein brutaler Kommißknopf und sein Sohn ein eitler, hinterlistiger, ländergieriger Despot von einigen strategischen Talenten. Carlyle zeigte nun, daß die Kehrseite der gewalttätigen Strenge, mit der Friedrich Wilhelm seine Soldaten drillte und seine Untertanen bevormundete, Tüchtigkeit, Ordnungsliebe und wohlwollende Fürsorge waren. Er zeigte die liebenswerten Züge, die dieser urwüchsige Sonderling trotz allem besaß, vor allem den gesunden Sinn für Tatsachen, der alle seine Maßregeln leitete und den er auf seinen Sohn vererbte, dessen größtes Verdienst es war, daß er inmitten des verlogenen, windigen achtzehnten Jahrhunderts ein Mann der Realitäten war. Friedrich war keiner von den großen Gläubigen im Sinne Carlyles, aber doch so gläubig, als es in seiner Zeit überhaupt möglich war. Er vermochte sein Leben nicht völlig von Lüge frei zu halten, aber er belog die anderen immer nur, wenn er mußte, und vor allem: Er belog niemals sich selbst. So hat er durch seine aufopfernde Pflichttreue, seine unermüdliche Arbeitskraft und seine geniale Fähigkeit, die

Dinge so zu sehen, wie sie sind, die Großmacht Preußen geschaffen. Vieles in dem Buch wirkte wie eine Prophezeiung. Carlyle verteidigte die Wegnahme Schlesiens, die Macaulay als perfiden Raub verurteilt hatte, indem er dartat, daß die spätere Entwicklung Friedrich recht gegeben habe, denn unter ihm und seiner Dynastie habe sich das Land besser entwickelt, als es unter den Habsburgern der Fall gewesen wäre. Er setzte auseinander, daß die Reformation das fernere Schicksal aller europäischen Staaten entschieden habe, damals, als jedem von ihnen die große Frage vorgelegt wurde, ob er sich für die Freiheit und Wahrheit erklären oder weiterhin an die »papistische Lüge« glauben wolle; und diese Lehren fanden durch die Ereignisse neuerlich eine Bestätigung, denn schon die nächsten Jahre brachten die Abrechnung des protestantischen Hohenzollernstaates mit der »habsburgischen Schimäre«.

Eine zweite Reise nach Deutschland, die Carlyle in demselben Jahre unternahm, in dem die beiden ersten Bände erschienen, dauerte nur einen Monat und hatte lediglich den Zweck, einige Schlachtfelder zu besichtigen: Zorndorf, Liegnitz, Chotusitz, Kolin, Hochkirch, Roßbach. Trotz der Kürze des Aufenthalts hatte Carlyle sich alle Details mit bewundernswerter Genauigkeit eingeprägt: Seine Schilderungen der militärischen Operationen und der Terrains gelten noch heute als klassisch und werden in den deutschen Kriegsschulen auswendig gelernt. Der dritte Band des Werkes erschien 1862, der vierte 1864, die beiden letzten 1865. Aber das Riesenwerk, das nun endlich vollendet vorlag, hatte Carlyles Arbeitskraft bis zum äußersten angespannt. Es folgte eine Periode der Erschöpfung.

»Sie haben«, schrieb Bismarck am 2. Dezember 1875 an Carlyle, »den Deutschen unseren großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt, wie eine lebende Bildsäule hingestellt.« In der Tat ist nicht bloß für England, sondern auch für viele Kreise Deutschlands das wahre Bild Friedrichs des Großen erst durch Carlyle geschaffen worden. Und es ist ein Denkmal nicht bloß Friedrichs, sondern seiner ganzen Zeit; alle die zahlreichen Figuren, die sich

um ihn gruppierten, sind auf dem Standbilde mit zur Darstellung gebracht, je nach Rang und Bedeutung sorgfältiger oder flüchtiger, in größerem oder kleinerem Format, freistehend, in Hochrelief oder Flachrelief; aber keiner ist vergessen. Mit der geheimnisvollen Gabe der Totenerweckung, die der geniale Historiker mit dem Dichter gemeinsam hat, sind die längst dahingesunkenen Gestalten ins Leben zurückgezaubert, und ohne Schminke und künstliche Beleuchtung treten sie vor uns hin und lassen uns ihre Gefühle mitfühlen, ihre Befürchtungen mitfürchten und ihre Hoffnungen mithoffen.

Die steigende Bewunderung und Zustimmung, die sich Carlyle mit seinen Werken errang, hatte zur Folge, daß ihm eine der größten Ehrungen zuteil wurde, vielleicht die größte, die einem Schriftsteller in England erwiesen werden kann: Er wurde zum Rektor der Edinburgher Universität gewählt. Es war dies die Anerkennung der Jugend, die damit manifestierte, daß sie ihm glaube und seine moralischen Wahrheiten zu den ihren machen wolle; denn die Wahl geht in Edinburgh nicht von den Professoren, sondern von den Studenten aus. Gleichwohl zögerte Carlyle, denn die Würde war mit der Verpflichtung einer öffentlichen Ansprache verbunden; aber schließlich nahm er doch an. Einer seiner Freunde, der Naturforscher Tyndall, begleitete ihn; Frau Carlyle, die die Aufregungen der ganzen Veranstaltung fürchtete, blieb in London zurück; nicht ohne Besorgnisse. Er hatte seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr öffentlich gesprochen; sein unmittelbarer Vorgänger im Amt war Gladstone gewesen, einer der besten Redner seiner Zeit, der mit seiner Abschiedsrede über Homer unbeschreiblichen Beifall geerntet hatte. Gleichwohl ging die Feierlichkeit ohne den geringsten Zwischenfall vonstatten und gestaltete sich für Carlyle zu einem glänzenden Erfolg. Anfangs ein wenig befangen und unsicher, wurde er bald von seinem Gegenstand fortgerissen und brachte seinen Vortrag, durch zustimmendes Gelächter, Beifallsausbrüche und begeisterte Zurufe unterbrochen, ohne Mühe zu Ende. Inhaltlich bot die Rede wenig Neues, sie war eine Art Revue

über die Grundüberzeugungen und Leitgedanken seines Lebens; die große Wirkung wurde durch den Ton ergreifender Schlichtheit, Natürlichkeit und Aufrichtigkeit erzielt, in dem Carlyle seine Worte vorbrachte; dazwischen fehlte es auch nicht an scharfen sarkastischen Seitenblicken. Als Gladstone geendet hatte, ertönte endloser Applaus; aber auf Carlyles Rede folgte zunächst ergriffenes Stillschweigen, das erst allmählich in einen Beifallssturm überging. Hunderte von jubelnden Studenten begleiteten ihn bis zu seiner Wohnung, die Zeitungen brachten stenographische Protokolle, die Buchausgabe wurde in ganz England gekauft und gelesen. Tyndall konnte die volle Wahrheit berichten, als er an Frau Carlyle telegraphierte: »ein vollständiger Triumph«.

Dies war aber die letzte große Freude, die Frau Carlyle erlebte. Drei Wochen später starb sie ganz plötzlich, ohne ihren Gatten vorher wiedergesehen zu haben. Sie hatte etwa zwei Jahre früher einen Straßenunfall erlitten und kränkelte seitdem; bisweilen schien es, als ob sie sich völlig erholen sollte. Eines Nachmittags hatte sie eine ihrer gewohnten Spazierfahrten unternommen; als der Kutscher den Wagenschlag öffnete, fand er eine Leiche. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende bereitet. Sie war nicht ganz fünfundsechzig Jahre alt geworden. »Ich war wie betäubt«, schreibt Carlyle in seinen Erinnerungen. »Zwei Tage lang vermochte ich die unermeßlichen Tiefen der Nachricht nicht zu ergründen und den unendlichen Schmerz, der in einem einzigen Augenblicke mein Leben der Hülle beraubt und meine arme Welt unter Trümmern begraben hatte.« Und zu dem Kummer über den Verlust kamen noch Gewisssensbisse. Carlyle hatte in dem Nachlaß seiner Gattin Briefe und Tagebuchnotizen gefunden, aus denen hervorging, daß sie sich oft an seiner Seite wenig glücklich gefühlt hatte. Er erinnerte sich, daß er gegen seine Frau häufig schroff gewesen war und daß er sich mit ihr weniger beschäftigt hatte, als sie gewünscht haben mochte, daß sie mehr entbehrt hatte, als sie zeigen wollte. Die Distanz, in der er diese Dinge jetzt sah, war nicht geeignet, sie zu verkleinern, sondern mußte sie beträchtlich vergrößern.

In dieser Stimmung schrieb er seine *Erinnerungen an Jane Welsh Carlyle*, eine rührende Selbstanklage, die kurz nach seinem Tode von James Anthony Froude als zweiter Band der *Reminiscences* herausgegeben wurde. Zusammengehalten mit den ebenfalls von Froude edierten *Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle* sind sie ein lehrreiches und erschütterndes Bild einer Gelehrten- und Künstlerehe. Irgend etwas anderes kann jedoch nicht darin erblickt werden. Untersuchungen über das Maß von Schuld, das den einen oder den anderen der beiden Teile trifft, wie sie in England und anderwärts an diese Publikationen geknüpft wurden, sind völlig unstatthaft. Es ist sinnlos, eine Verbindung, die von zwei außergewöhnlichen Menschen zu außergewöhnlichen Zwecken eingegangen wurde, mit Maßstäben beurteilen zu wollen, die lediglich auf das Eheleben des Durchschnittsmenschen anwendbar sind.

Von hier an könnten wir eine dritte Periode im Leben Carlyles ansetzen. Es ist die, in der er fast nichts mehr produziert und sich von der Außenwelt und den Menschen immer mehr abkehrt. Sein Wesen in diesem seinem letzten Lebensabschnitt hat etwas Jenseitiges, fast Unkörperliches. Er war jetzt über siebzig Jahre alt und hatte alles gesagt, was er zu sagen hatte; die Welt hatte ihm nichts mehr mitzuteilen und er der Welt nichts mehr. Von nun an hält er seinen Verkehr mit der Menschheit gewissermaßen nur noch formell aufrecht. Sein Zustand bekommt etwas von jener geheimnisvollen Weltentrücktheit und Durchsichtigkeit, wie wir sie bei genialen Menschen im hohen Alter bisweilen beobachten können: bei Michelangelo, Goethe, Ibsen, Tolstoi; es ist ein langsames organisches Einschlafen oder vielmehr ein Hinüberschlafen in eine andere Welt, die ihre Schatten bereits vorauswirft.

Es ist daher über die letzten fünfzehn Jahre nur wenig zu berichten. Abgesehen von einigen belanglosen kleinen Gelegenheitsaufsätzen trat er nur noch zweimal an die Öffentlichkeit, um das Gewicht seiner Stimme in die Waagschale zu werfen, als sich sein Vaterland vor gefährlichen politischen Experimenten befand. Das einemal während des Deutsch-Französischen Krieges. Anfangs waren die

Sympathien der Engländer auf der Seite Deutschlands gewesen, als aber die Franzosen Niederlage auf Niederlage erlitten und die Annexion Elsaß-Lothringens zu einer Gewißheit wurde, da erhoben sich immer mehr Stimmen, die für ein Eingreifen Englands zugunsten der Besiegten plädierten. Daraufhin schrieb Carlyle am 18. November 1870 an die TIMES den »Letter on the Franco-German War«, in dem er seinen Landsleuten den wahren, historischen Sachverhalt darlegte: daß die Deutschen nur zurückgenommen hätten, was ihnen einst durch hinterlistigen Überfall geraubt worden war, und daß das »edle, fromme, geduldige und solide Deutschland« nicht nur die Macht, sondern auch das göttliche Recht bewiesen habe, an Stelle des »windigen, ruhmgierigen, gestikulierenden, streitsüchtigen Frankreich« die Königin des Kontinents zu werden. Dieser Brief machte in ganz England den tiefsten Eindruck und hatte einen völligen Umschwung in der öffentlichen Stimmung zur Folge.

Das zweite Eingreifen Carlyles bezog sich auf den sechsten russisch-türkischen Krieg. Nachdem die Erhebung in der Herzegowina und in Bulgarien, die auch von Serbien unterstützt wurde, durch die Türken niedergeschlagen worden war, machte Rußland Anfang November 1876 sechs Armeekorps mobil und erklärte Ende April 1877 den Krieg. In diesen beiden kritischen Momenten wandte sich Carlyle wiederum an die TIMES. Der erste Brief ist vom 24. November 1876 datiert; er ergreift aufs entschiedenste die Partei der Russen gegen die Türken. Der Türke wird als das Element der Anarchie in Europa bezeichnet, das nichts anderes verdiene als die nachdrückliche Aufforderung, »sein Antlitz *quam primum* nach Osten zu kehren«. Für die Lösung der orientalischen Frage proponiert Carlyle eine gerechte Teilung der europäischen Türkei zwischen Österreich und Rußland, wobei Bismarck das Schiedsrichteramt übernehmen solle, ein Vorschlag, der freilich viel zu einfach und gradlinig war, als daß er bei den Diplomaten etwas anderes als Lächeln erregt hätte.

Da aber die Stimmen nicht verstummten, die einen ähnlichen Anschluß der Westmächte an die Türkei empfahlen, wie er im

Krimkriege stattgefunden hatte, sah sich Carlyle zu einem zweiten Brief veranlaßt, der am 5. Mai 1877 erschien und eine noch schärfere Tonart anschlägt. England habe keine anderen Interessen im Orient als die Sicherung des Suezkanals und müsse es als eine Schmach empfinden, als der Bundesgenosse des Türken aufzutreten. Die Erbitterung der Presse gegen Rußland sei nichts als eine Folge tiefster Unwissenheit und elender nationaler Eifersucht und »ungefähr ebenso beachtenswert wie der ohrenbetäubende Lärm eines Tollhauses«. In der Tat war England damals nahe daran, Rußland durch aufreizende Maßregeln zu einem Kriege zu zwingen, und Carlyles Einfluß hat sicher das seinige zur Beruhigung der öffentlichen Meinung beigetragen. In dem ersten der beiden Briefe findet sich auch das Wort vom *unspeakable Turk*, das nachmals geflügelt wurde, meist aber fälschlich Gladstone zugeschrieben wird.

Das äußere Leben Carlyles verfloß nun noch ruhiger als bisher. Mit Ausnahme eines Aufenthalts in Mentone, währenddessen er seine Erinnerungen an Jeffrey, Southey und Wordsworth schrieb, die aber erst nach seinem Tode erschienen, und einiger kurzer Reisen nach Schottland, hat er London nicht mehr verlassen. Die einzige Tätigkeit, der er sich mit unverminderter Anteilnahme hingab, war seine ausgedehnte Korrespondenz und der Empfang von Besuchern, die ihn um Ratschläge angingen. Fast alle Briefe, die an ihn gerichtet wurden, beantwortete er, obschon sie oft die absurdesten Anliegen und Anfragen enthielten; viele, besonders an junge Leute, sind von liebevollster Ausführlichkeit. Eine Lähmung der rechten Hand, die 1875 eintrat, beschränkte ihn aber auch hierin. Die äußeren Ehrungen verschiedenster Art mehrten sich von Jahr zu Jahr, aber sie wurden ihm immer gleichgültiger. 1874 erhielt er den von Friedrich dem Großen gestifteten Orden *pour le mérite:* Es ist die einzige derartige Auszeichnung, die er jemals angenommen hat; »denn«, äußerte er sich, »sie war für wirkliches Verdienst bestimmt.« Nicht ebenso scheint er über einheimische Dekorierungen gedacht zu haben. Bald darauf schrieb ihm Disraeli einen

Brief, in dem er dem Wunsch der Regierung Ausdruck gab, einem so verdienten Manne ihre Anerkennung zu bezeugen, und ihm die Baronetswürde, das Großkreuz des Bathordens und eine jährliche Pension anbot. Wenn man Carlyles Charakter und Lebensgang bedenkt, so entbehrt dieser wohlgemeinte Antrag nicht der unfreiwilligen Ironie. Von allen diesen Dingen hätte vielleicht das königliche Jahresgehalt für ihn vor fünfzig Jahren einen Wert gehabt. Aber seine Verhältnisse hatten sich in erfreulicher Weise gebessert; seine Hinterlassenschaft betrug zirka fünfunddreißigtausend Pfund, also nach heutigen Geldbegriffen mindestens eine Million Mark, ein Vermögen, dessen Ertrag seine Bedürfnisse, die sich in nichts geändert hatten, weit überstieg. So lehnte er denn mit bestem Dank alles ab.

Sein achtzigster Geburtstag war ein Festtag für ganz England. Von allen Seiten kamen Medaillen, Adressen und Briefe. Am meisten erfreute ihn ein Schreiben Bismarcks, das mit den Worten schloß: »Was Sie vor langen Jahren von dem ›heldenhaften‹ Schriftsteller gesagt, er stehe unter dem edlen Zwange, wahr sein zu müssen, hat sich an Ihnen erfüllt; aber glücklicher als diejenigen, über welche Sie damals sprachen, freuen Sie sich des Geschaffenen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten möge.«

Bismarck hat irrtümlich geglaubt, Carlyle sei erst siebzig Jahre alt; er konnte ihm daher eine lange Fortdauer seines Lebens wünschen. Carlyle teilte diesen Wunsch nicht mehr. Er war, wie es in der Bibel von den Patriarchen heißt, »alt und lebenssatt«. Gleichwohl verbrachte er noch ein halbes Jahrzehnt in seiner bisherigen Lebensform. Seine Kräfte nahmen nicht merklich ab, er machte seine gewohnten Spaziergänge, las und diktierte bisweilen, empfing auch nach wie vor Besuche. Erst gegen Ende des Jahres 1880 begann er schwächer zu werden; vermutlich infolge des besonders strengen Winters. Er starb am 5. Februar 1881, um halb neun Uhr morgens im sechsundachtzigsten Lebensjahre. Als Froude zu ihm kam, war er schon eine Stunde tot. »Ruhig und still lag er da, ein Ausdruck liebevoller Zartheit hatte seinen Zügen eine fast weibliche

Schönheit verliehen. Ich habe Ähnliches auf katholischen Bildern verstorbener Heiliger gesehen, aber niemals vorher oder nachher auf irgendeinem menschlichen Antlitz.« Man wünschte ihn in der Westminsterabtei beizusetzen; aber er hatte in seinem Testament bestimmt, daß er in der alten Familiengruft in Ecclefechan begraben werde, nach presbyterianischem Ritus, ohne alle Zeremonien.

# Erstes Buch.

## Der Tod Ludwigs XV.

## Erstes Kapitel.
## **Ludwig der Vielgeliebte.**

Der Präsident Hénault findet sich bei Gelegenheit seiner Bemerkungen über ehrende Beinamen von Königen und über die Schwierigkeit, nicht nur den Grund, sondern auch die Zeit ihrer Entstehung festzustellen, veranlaßt, in seinem glatten Höflingstone folgende philosophische Betrachtung anzustellen: »Der Beiname Bien-aimé (Vielgeliebter), den Ludwig XV. führt, wird die Nachwelt nicht in gleichem Zweifel lassen. Als dieser Fürst im Jahre 1744 sein Königreich von einem Ende zum anderen durchflog und seinen Eroberungszug in Flandern nur unterbrach, um Elsaß zu Hilfe zu eilen, wurde er in Metz von einer Krankheit aufgehalten, die seinen Lebensfaden jäh abzuschneiden drohte. Bei der Nachricht davon glich Paris unter dem Eindruck des Schreckens, von dem es ganz erfüllt war, einer im Sturm eingenommenen Stadt: die Kirchen hallten wider von Bittgebeten und Wehklagen; Schluchzen unterbrach jeden Augenblick die Gebete der Priester und des Volkes; und aus dieser so liebevollen und zärtlichen Teilnahme bildete sich von selbst der Beiname Bien-aimé, ein Ehrentitel, der alle übrigen, die sich dieser große Fürst erworben hat, noch überstrahlt.«

So steht es geschrieben zur bleibenden Erinnerung an das Jahr 1744. Weitere dreißig Jahre sind gekommen und gegangen, und wieder liegt »dieser große Fürst« krank danieder; aber wie verändert ist jetzt alles! Paris bewahrt stoische Ruhe; die Kirchen hallen wider nicht von überlauten Wehklagen; kein Schluchzen unterbricht die Gebete, weil keine dargebracht werden – außer Litaneien, die der Priester zu festgesetztem Preise für die Stunde abliest oder absingt –, und diese geben keinen Anlaß zu derartigen Unterbrechungen. Schweren Herzens hat sich der Hirt des Volkes von

Klein-Trianon heimführen und in seinem eigenen Schlosse zu Versailles betten lassen; – die Menge weiß es und achtet es nicht. Höchstens mag aus der unerschöpflichen Flut des französischen Tagesgespräches (die mit dem Tage nicht verrinnt, sondern nur während der kurzen Stunden der Nacht abnimmt) von Zeit zu Zeit auch die Nachricht von der Erkrankung des Königs auftauchen – eine Tagesneuigkeit wie jede andere. Ohne Zweifel geht man auch Wetten ein, ja manche »äußern sich sogar laut auf den Straßen«. Im übrigen scheint die liebe Maiensonne auf grünende Felder und die vieltürmige Stadt, der Maienabend verblaßt, und die Menschen gehen ihren nützlichen oder unnützen Geschäften nach, als schwebte kein Ludwig in Gefahr.

Dame Dubarry, die mochte wohl beten, wenn sie Talent dazu besaß; auch der Herzog von Aiguillon, Maupeou und das Parlament Maupeou; sie auf ihren Hochsitzen, das geknebelte Frankreich zu ihren Füßen, sie kennen das Fundament, das sie auf ihrer Höhe hält. Lug nur aus, D'Aiguillon, lug scharf aus wie damals, als du von der Mühle zu St. Cast nach Quiberon und die andringenden Engländer auslugtest, du »zwar nicht ruhm- doch mehlbedeckter« Held! Das Glück galt immer für unbeständig, und jedem lächelt es nur einmal.

Gar verlassen schmachtete noch vor wenigen Jahren der Herzog von Aiguillon, mit Mehl bedeckt, sagten wir; nein, mit Schlimmerem; beschuldigte ihn doch der bretonische Parlamentarier La Chalotais nicht nur der Feigheit und Tyrannei, sogar auch der *Konkussion* (der Unterschlagung öffentlicher Gelder), Beschuldigungen, die sich durch Hintertreppeneinflüsse leichter »niederschlagen« als widerlegen ließen; auch die Zungen der Menschen ließen sich nicht binden, geschweige denn ihre Gedanken. So mußte denn der Großneffe des großen Richelieu in traurigem Dunkel umherschleichen, nicht geachtet von der Welt, verachtet oder gar vergessen vom unbeugsamen Choiseul, dem schroffen, stolzen Mann. Blieb ihm noch eine andere Aussicht, als in die Gascogne zurückzukehren, seine Schlösser wieder aufzubauen, in seinen Wäldern zu jagen und

ruhmlos zu sterben? Indessen mußte im Jahre 1770 ein aus Korsika heimkehrender junger Soldat Namens Dumouriez »mit Betrübnis« sehen, wie zu Compiègne Frankreichs alter König an der Seite eines prächtigen Phaetons stehend, mit abgezogenem Hute im Angesichte seiner Armee einer Dubarry – huldigte.

Das sagte viel. So konnte, um nur eines zu erwähnen, d'Aiguillon den Wiederaufbau seines Schlosses verschieben und zuerst wieder an seinem Glücke bauen; denn der trotzigstolze Choiseul wollte in der Dubarry nichts anderes erblicken als das prächtig herausgeputzte »Weib in Scharlach« und ging seiner Wege, als existierte sie nicht. Unerträglich! eine Quelle von Seufzern, Thränen, von Grollen und Schmollen, die nicht aufhören wollte, als bis »Frankreich« (La France, wie sie ihren königlichen Lakai nannte) sich endlich ein Herz faßte, vor Choiseul zu treten, um mit dem ihm eigenen – in diesem Falle aber natürlichen – »Zittern des Kinns« (tremblement du menton) eine Entlassung zu stottern, die Entlassung seines letzten, ganzen Mannes als Preis für die Besänftigung seines »Scharlach-Weibes«. So stieg d'Aiguillon zum zweitenmal und stieg bis zum Gipfel. Mit ihm stieg Maupeou, der euch Parlamente davonjagt und einen widerhaarigen Präsidenten »zu Croe in Combrailles auf die Spitze steiler Felsen pflanzt, die man nur mit Tragstühlen erreichen kann«, damit er sich dort eines besseren besinne. Auch Abbé Terray, der ausschweifende Finanzmann, steigt mit auf, der acht Pence für den Schilling zahlt, sodaß Witzbolde in einem Gedränge vor dem Theater rufen: »Wo ist Abbé Terray, daß er uns auf zwei Drittel reduciere?« So haben sich die Gesellen (durch schwarze Kunst fürwahr), ein Domdaniel oder ein Zauberreich Dubarry – nennen wir es Armida-Palast – geschaffen, in dem sie ein Leben voll Lust und Wonne führen, wo der Kanzler Maupeou mit der scharlachenen Zauberin »Blindekuh« spielt oder ihr galant Negerzwerge zum Geschenk anbietet, wo ein allerchristlichster König eines unaussprechlich süßen Friedens genießt, mag es draußen gehen, wie es wolle. »Mein Kanzler ist ein Schuft, aber ich kann ihn nicht entbehren.«

Herrlicher Armida-Palast, dessen Bewohner, eingewiegt in die süße Musik der Schmeichelei und überhäuft von allen Herrlichkeiten der Welt, ein Märchenleben führen, während doch der ganze Zauber – es ist wunderbar – wie an einem einzigen Haare hängt. Wie? wenn der allerchristlichste König stürbe, ja nur fürchtete zu sterben? Mußte nicht einst auch die schöne, hochmütige Chateauroux, von murrenden Pfaffen vertrieben, von jener Fieberscene in Metz mit thränenfeuchten Wangen und flammendem Zorn im Herzen fliehen? Nur mit harter Mühe kehrte sie zurück, nachdem Fieber und Pfaffen wieder in den Hintergrund gedrängt waren. Mußte nicht sogar eine Pompadour damals, als Damiens die königliche Majestät »unter der fünften Rippe leicht« verwundet hatte und unsere Fahrt nach Trianon ganz unnötigerweise unter Angstgeschrei und wie toll geschwungenen Fackeln vor sich ging, packen und zum Gehen bereit sein? Sie ging nicht, weil es sich herausstellte, daß die Wunde kein Gift enthielt; denn Seine Majestät ist gläubig, sie glaubt wenigstens – an den Teufel. Und nun eine dritte Gefahr, und wer weiß, was sie birgt. Machen doch die Doktoren ernste Gesichter, fragen insgeheim, ob nicht Seine Majestät vor langer Zeit die Blattern gehabt habe, und zweifeln, daß es die echten gewesen. Ja, Maupeou, runzle nur deine finstere Stirn und sieh scharf zu mit deinen unheimlichen Rattenaugen! Der Fall ist zweifelhaft; gewiß ist nur, daß der Mensch sterblich ist, daß mit dem Tode eines einzigen Sterblichen der wundervollste Talisman für immer zerbricht und das ganze Dubarry-Reich krachend in den unendlichen Raum hinabstürzt, und ihr, gleich Spukgestalten der Hölle, spurlos verschwindet und nichts zurücklasset als – Schwefelgestank.

Diese und ihre Schleppträger mögen beten zu Beelzebub, oder wer immer sie hören will; das übrige Frankreich aber betet nicht, oder es betet in *ganz anderer* Art, wie sich dies »laut in den Straßen äußert«. Weder in Schlössern noch in Palästen, wo ein aufgeklärtes Freidenkertum über gar manche Dinge grübelt, fühlt man Neigung zum Beten, und Siege wie bei Roßbach oder Terray'sche Finanzen

oder die, sagen wir, nur »60,000 lettres de Cachet« (die auf Maupeous Rechnung kommen) laden auch nicht dazu ein. O Hénault! Gebete? Was für ein Gebet kann von einem Frankreich kommen, das (durch schwarze Kunst), von Plagen über Plagen heimgesucht, nun in Schmach und Schmerz daliegt, den Fuß einer Dirne auf dem Nacken? Sollen etwa jene ausgezehrten Jammergestalten beten, die hungergequält auf allen Haupt- und Seitenstraßen des französischen Daseins umherstreichen? Oder die Millionen Stumpfsinniger, die sich in der Werkstatt oder auf dem Ackerfeld am Rade der Arbeit bis zur Erschöpfung abquälen wie der Gaul am Göpel, der am ruhigsten geht, wenn er blind ist? Oder die Unglücklichen, die im Bicêtre-Hospital liegen (acht kommen auf ein Bett!) und auf Erlösung warten? Blöde sind ihre Köpfe, stumpf und leer sind ihre Herzen; sie kennen den großen Fürsten nur als den großen Brotwucherer. Wenn sie von seiner Krankheit hören, werden sie teilnahmslos erwidern: Tant pis pour lui, oder fragen: »Wird er sterben?«

Ja, wird er sterben? Das ist jetzt für ganz Frankreich die große Frage und Hoffnung, durch sie allein erregt des Königs Krankheit noch einiges Interesse.

## Zweites Kapitel.
## **Verwirklichte Ideale.**

Ein so verändertes Frankreich haben wir und einen veränderten Ludwig; wirklich verändert, und zwar mehr als du siehst. Das Auge der Geschichte sieht allerdings in jenem Krankenzimmer Ludwigs gar manches, was die dort anwesenden Hofleute damals nicht sahen; denn treffend sagt das Wort: »In jedem Gegenstande liegt eine unerschöpfliche Bedeutung, und das Auge sieht davon nur das, was es nach den Mitteln, die es zum Sehen mitbringt, sehen kann.« Wie verschieden war das Weltenpaar, das Newton und sein Hund Diamond sahen, während doch das Netzhautbild bei beiden höchst wahrscheinlich das gleiche war! So wolle denn der Leser

versuchen, in jenem Krankenzimmer Ludwigs auch mit dem geistigen Auge zu sehen.

Es gab eine Zeit, da man sich aus einem bestimmten Menschen, wofern man ihn nur mit den entsprechenden Stoffen bis zur gehörigen Höhe auffütterte und aufputzte, beinahe so, wie es die Bienen thun, einen König sozusagen *machen* konnte und, was dem Zwecke noch besser diente, dem Gemachten Treue und Gehorsam entgegenbrachte. Der also aufgefütterte und aufgeputzte Mensch, nunmehr König genannt, *herrscht* thatsächlich; so behauptet man z. B. nicht nur von ihm, sondern glaubt es auch, er »mache Eroberungen in Flandern«, während er sich doch nur wie ein Gepäckstück dorthin bringen läßt. Und wahrlich kein leichtes! Meilenweit bedeckt es die Straße; denn an seiner Seite hat er die schamlose Chateauroux mit ihren Putzschachteln und Schminktöpfen, und auf jeder Station muß zwischen ihren Wohnungen eine Holzgalerie aufgestellt werden. Überdies führt er nicht nur seine *Maison Bouche* und seine zahllose *Valetaille* mit, sondern auch seine eigene Schauspielertruppe mit ihren pappenen Coulissen, mit ihren Donnerfässern, Kesseln, Fiedeln, Garderoben und tragbaren Speisekammern (und dem dazu gehörigen Geschrei und Gezänke); alles auf Lastwagen, Karren und alte Chaisen gepackt, genug, um, wenn nicht Flandern zu erobern, doch die Geduld der Welt zu erschöpfen. Mit dieser Flut klirrenden und rasselnden Plunders humpelt und rumpelt er weiter und macht seine Eroberungen in Flandern. Ein seltsamer Anblick. Und doch war es so und ist seit jeher so gewesen; manchem einsamen Denker mag es befremdlich erschienen sein; aber auch er konnte es nur unvermeidlich, nicht unnatürlich finden.

Gar bildsam ist ja unsere Welt, und der gestaltungsfähigste Bildner unter allen Geschöpfen ist der Mensch. Eine Welt, nicht bestimmbar, nicht ergründbar; ein unergründbares Etwas, was »Nicht wir« ist, in das wir aber eingreifen, worin wir leben, das wir wunderbar in unserem wunderbaren Wesen gestalten können und das wir Welt nennen. Wenn aber, wie die Metaphysik lehrt, selbst

die Felsen und Flüsse, streng genommen, von unseren äußeren Sinnen *erschaffen* werden, um wieviel mehr werden alle Erscheinungen geistiger Art: Würden, Autoritäten, Heiliges und Unheiliges, von unserem inneren Sinne hervorgebracht, der noch dazu nicht stetig ist wie die äußeren, sondern fortwährend wächst und sich verändert. Nimmt nicht der schwarze Afrikaner Stöcke und alte Kleider (sagen wir aus Monmouth Street ausgeführte Trödelware) und schafft sich daraus durch künstliche Verbindung ein Eidolon (Idol oder ein *sichtbares Etwas*), das er *Mumbo-Jumbo* nennt, zu dem er von nun an mit scheu erfüllten Augen aufblikken und hoffnungsvoll beten kann? Der weiße Europäer spottet darüber; und doch sollte er nachdenken und zusehen, ob er nicht dasselbe daheim ein wenig vernünftiger thun könnte.

So *war* es, sagen wir, vor dreißig Jahren bei jenen Eroberungen in Flandern, so ist es nicht mehr! Ach, jetzt liegt mehr, viel mehr krank als der arme Ludwig: nicht der französische König allein, auch das französische Königtum; auch dieses bricht zusammen, erschüttert und morsch geworden durch die langen und rauhen Stürme der Zeit. Wie so ganz verändert ist die Welt! Vieles, was lebenskräftig schien, ist hinfällig geworden, vieles, was nicht war, beginnt zu werden. Was sind das für Töne, neu in unseren Jahrhunderten, die jenseits des atlantischen Oceans erbrausen und dumpf und unheilkündend bis zum Ohre des sterbenden Ludwig, des Königs von Gottes Gnaden, dringen? Seht, unversehens ist Bostons Hafen von Thee geschwärzt; ein pennsylvanischer Kongreß tritt zusammen, und bald darauf verkündet bei Bunker Hill die Demokratie unter ihrem Sternenbanner durch todbringende Gewehrsalven bei den Klängen des Yankee-doodle-doo, daß sie geboren ist und wie ein Wirbelsturm die ganze Welt erfassen wird.

Fürsten sterben und Fürstenthrone stürzen, wie alles stirbt und nur seine Zeit hat, »ein Zeitphantom ist, das sich aber für wirklich hält«. Die merovingischen Könige mit ihrem lang herabwallenden Haar, die auf ihren Ochsenwagen langsam durch die Straßen von Paris zogen, sie alle sind weitergezogen – in die Ewigkeit. Karl

der Große schläft mit gesenktem Scepter in Salzburg, und nur die Sage erwartet sein Wiedererwachen. Wo ist das drohende Auge, die gebietende Stimme Karls des Hammers, Pipins des Kurzen? Rollo und seine struppigen Nordmänner bedecken nicht mehr die Seine mit ihren Schiffen, sie sind abgesegelt – zu einer gar weiten Fahrt. Der Flachskopf (Tête d'étoupes) bedarf nicht mehr des Kammes, und der Eisenschneider (Teillefer) kann kein Spinnengewebe mehr durchschneiden. Die zanksüchtige Fredegunde, die zanksüchtige Brunhilde haben ihren heißen Lebensstreit ausgestritten und liegen still und stumm da; die heißen Gluten ihres blindwütenden Lebenshasses sind erkaltet. Auch vom schwarzen Turm von Nesle gleitet jetzt nicht mehr im Sacke ein dem Tode verfallener Ritter zu den Wassern der Seine herab, um im Dunkel der Nacht zu verschwinden; – Dame de Nesle begehrt nicht mehr nach den Liebesfreuden der Welt, fürchtet nicht mehr die Lästerzungen der Welt; Dame de Nesle ist selbst in Nacht verschwunden. Sie alle sind dahingegangen, hinabgesunken, hinab, tief hinab, und mit ihnen all der Lärm, den sie gemacht haben. Immer neue Geschlechter schreiten dröhnenden Trittes über sie hinweg, und sie hören es nie und nimmermehr.

Und ist nicht trotz alledem doch etwas verwirklicht worden? Betrachtet nur (um nicht weiter zu gehen) diese gewaltigen Steinbauten und das, was sie enthalten! Die Kotstadt der Grenzbewohner (Lutetia Parisiorum oder Barisiorum) hat sich gepflastert und weit und breit ausgedehnt über alle Inseln der Seine und über beide Ufer und ist die Stadt Paris geworden, die sich bisweilen rühmt, das »Athen von Europa«, ja die »Hauptstadt der Welt« zu sein. Tausendjährige, altersgraue Steintürme dräuen finster empor; Kathedralen sind da und in ihnen ein Glaube (oder die Erinnerung an einen Glauben), Paläste und ein Staat und Gesetz. Siehst du die Rauchwolken ununterbrochen aufsteigen gleich dem nie aussetzenden Atem eines lebenden Wesens? Tausende von Arbeitshämmern sausen pochend auf den Amboß nieder; eine noch wunderthätigere Arbeit aber schafft geräuschlos, nicht mit Händen, sondern

mit Gedanken. Auf allen Gebieten haben kundige Werkleute mit klugem Kopf und geschickter Hand die vier Elemente gezähmt und zu ihren Gehilfen gemacht; sie haben die Winde an ihren Meereswagen gespannt, ja selbst die Sterne zum Zeitweiser der Schiffer gemacht und haben – eine Bibliothèque du Roi geschrieben und gesammelt, unter deren Büchern sich auch das hebräische Buch befindet. Welch wunderbare Reihe von Schöpfungen! *Diese* sind wirklich geworden und alles, was sie an Schätzen des Geistes bergen. Nennet daher die Vergangenheit trotz aller Jämmerlichkeiten und Wirren keine verlorene Zeit!

Beachtet indessen wohl, daß unter allen irdischen Gütern und Errungenschaften des Menschen seine Symbole – mögen sie göttlich sein oder göttlich scheinen – zweifellos die erhabensten sind; unter ihrem Banner zieht er in den Lebenskampf und kämpft mit sieghafter Zuversicht: *sie* dürfen wir seine verwirklichten Ideale nennen. Betrachtet von diesen verwirklichten Idealen nur zwei: die Kirche oder seine geistliche Führung und das Königtum oder seine weltliche Führung. Die Kirche! Giebt es ein Wort, das ihm an Inhalt gleichkommt; faßt es nicht mehr als alle Schätze Golkondas, ja der Welt in sich? Mitten im entlegensten Gebirge erhebt sich ein kleines Kirchlein; rund herum schlummern unter ihren weißen Grabsteinen die Toten »in der Hoffnung einer seligen Auferstehung«. O Leser, du müßtest jeder Empfindung bar sein, wenn dir ein solches Kirchlein nie, zu keiner Zeit (sagen wir in banger Mitternachtsstunde, da es gespensterhaft wie am Himmel hing und alles Sein von der Finsternis verschlungen schien), von Dingen erzählte, für die es keine Worte giebt, und welche dir doch bis ins Innerste der Seele drangen! Stark war, wer eine Kirche hatte, was wir eine Kirche nennen können; durch sie stand er, obwohl »im Mittelpunkte der Unendlichkeiten und im Zusammenfließen der Ewigkeiten«, doch furchtlos Gott und den Menschen gegenüber. Das vage, uferlose Weltall war ihm eine sichere, feste und wohlbekannte Heimstätte. Eine solche Kraft lag im *Glauben*, in den mit Überzeugung gesprochenen Worten: »Ich glaube.« Wohl durften

die Menschen ihr Credo preisen, ihm die herrlichsten Tempel und ehrfurchtgebietende Hierarchien errichten und den Zehnt von ihrer Habe opfern: es war wert, dafür zu leben, dafür zu sterben.

Auch das war kein bedeutungsloser Augenblick, da zum erstenmal wilde, bewaffnete Männer ihren Stärksten auf den Schild hoben und mit klirrenden Waffen und jubelnden Herzen feierlich erklärten: »Sei du unser Stärkster, dich wollen wir anerkennen!« Welches Symbol – bedeutungsvoll für die Geschicke der Welt – leuchtete ihnen nun vor in diesem anerkannt Stärksten (den man mit gutem Recht König nannte, Kön–ning oder den Mann, der etwas kann). Ein Symbol treuer Führung als Erwiderung für liebenden Gehorsam: eigentlich, wenn man es recht erwägt, des Menschen erstes Bedürfnis, ein Symbol, das man heilig nennen durfte; denn liegt nicht in der Ehrfurcht vor dem, was besser ist als wir, eine unzerstörbare Heiligkeit? Darum durfte man wohl behaupten, daß dem anerkannt Stärksten ein göttliches Recht innewohne, ja daß überhaupt jeder Stärkste, ob anerkannt oder nicht, im Hinblick auf den, der ihn stark gemacht, ein göttliches Recht für sich in Anspruch nehmen konnte. Und so erstand inmitten von Widersprüchen und unbeschreiblichen Wirren (wie ja alles Wachstum verworren ist) das Königtum und wuchs, umgeben von Treue und Gehorsam, bezwingend und in sich aufnehmend (denn es war Lebenskraft in ihm), geheimnisvoll weiter, bis es weltgroß geworden war und zu den Hauptfaktoren unseres modernen Lebens zählte, ja bis es zu einem solchen Faktor erstarkte, daß z. B. ein Ludwig XIV. dem Beschwerde führenden Magistrat mit seinem L'état c'est moi (Der Staat? Ich bin der Staat) erwidern durfte, ohne einer anderen Antwort als Schweigen und zu Boden gesenkten Blicken zu begegnen. So weit haben Zufall und Vorbedacht, so weit hat euer Ludwig XI., die bleierne Mutter Gottes am Hutband, Folterrad und menschenmordende Oublietten unter den Füßen, so weit hat euer Heinrich IV. mit seinem verheißenen socialen Millennium, »da jeder Bauer sein Huhn im Topfe haben sollte«, so weit hat überhaupt das Schaffen unseres schaffensreichen, von Gut

und Böse bestimmten Daseins die Macht des Königtums gebracht! Wie wunderbar! Können wir, wenn wir dies bedenken, nicht abermals sagen, daß in der unendlichen Fülle des Bösen, das da auf und nieder wogt, immer auch etwas Gutes eingeschlossen ist, das drängt und treibt, bis es sich zur Befreiung und zum Siege durchringt?

Wie sich solche Ideale verwirklichen und inmitten des widerspruchsvollen, stets schwankenden Chaos des Gegenwärtigen wunderbar wachsen, wie sie endlich nach langem und stürmischem Wachstum bis zur höchsten Blüte reifen, dann rasch (denn die Blütezeit währt kurz) verwelken oder kümmerlich dahinsiechen, bis sie zusammensinken oder zu Staub zerfallen und geräuschvoll oder geräuschlos verschwinden, das ist es, was die Weltgeschichte, wenn sie überhaupt etwas lehrt, uns lehren soll. Die Blütezeit währt nicht länger als die Blüte mancher hundertjähriger Cactusarten, die nach einem Jahrhundert der Erwartung nur wenige Stunden prangt. So zählen wir von jenem Tage an, an dem der rauhe Chlodwig auf dem Marsfelde im Angesichte seines ganzen Heeres mit rascher Streitaxt jenem rauhen Franken den Kopf spaltete und dabei die stolzen Worte rief: »So hast auch du zu Soissons das heilige Gefäß (mein und St. Remigius' Eigentum) gespalten«, bis auf Ludwig den Großen und sein L'état c'est moi gegen zwölf Jahrhunderte: – und jetzt liegt der nächste Ludwig, unser Ludwig im Sterben, und gar vieles stirbt mit ihm!

Was läßt sich aber von jenen Zeiten des Verfalles sagen, in denen kein Ideal mehr sprießt und blüht, in denen Glauben und Treue geschwunden und nur Heuchelei und Verstellung als ihr trügerisches Echo zurückgeblieben sind, von Zeiten, in denen alles Feierliche zum bloßen Schaugepränge herabsinkt und der Glaube der Machthaber nur eines von zweien ist, entweder Schwäche oder Macchiavellismus? Diesen Zeiten kann wohl die Weltgeschichte keine Beachtung schenken; sie müssen vielmehr in den Annalen der Menschheit immer mehr zusammengedrängt, ja schließlich ganz ausgetilgt werden als unecht, was sie in der That sind. Unselige

Zeiten, in denen es, wenn je überhaupt, ein Unglück ist, geboren zu werden; geboren zu werden, um nur aus jeder Überlieferung, aus jedem Beispiel zu lernen, daß Gottes Welt ein Werk Belials und eine Lüge, und daß »der höchste Gaukler« auch der Menschheit Hoherpriester sei! Und doch, sehen wir nicht ganze Generationen (zwei, bisweilen auch drei nacheinander) in diesem trostlosesten aller Glauben leben – was sie eben leben nennen – und vergehen – ohne Hoffnung auf ein Wiedererstehen?

In einer solchen Periode des Verfalles oder doch in einer Zeit, die dem Verfalle raschen Schrittes zueilte, war unser armer Ludwig geboren. Zugegeben, daß dem französischen Königtum schon nach dem natürlichen Laufe der Dinge keine lange Lebensdauer mehr beschieden war, so war doch unter allen Menschen gerade Ludwig der Mann, um diesen Lauf der Natur zu beschleunigen. Einer Cactusblüte gleich hatte sich das französische Königtum in staunenerregender Art entfaltet; in jenen Tagen von Metz trug diese Blüte, zwar schon welk geworden in den Händen von Orléans-Regenten, Roués-Ministern und -Kardinälen, doch noch alle ihre Blumenblätter; jetzt aber im Jahre 1774 sehen wir sie aller Blätter und jeder Lebenskraft beraubt.

Wahrlich, traurig steht es um jene »verwirklichten Ideale«, gleich traurig um das eine wie um das andere. Die *Kirche*, die in ihrer Blütezeit vor 700 Jahren einen Kaiser im Büßerhemd und barfuß drei Tage lang im Schnee stehen und warten lassen konnte, sieht schon seit Jahrhunderten ihren Verfall und ist sogar gezwungen, ihrer alten Ziele und Feindschaften zu vergessen und ihre Interessen mit denen des Königtums zu verbinden, froh, an dieser jüngeren Kraft eine Stütze für ihre Schwäche und Hinfälligkeit zu finden; – von nun an werden beide miteinander stehen und fallen. Und die Sorbonne, ach du lieber Himmel, sie steht zwar noch immer an ihrer alten Stätte; aber sie ist greisenhaft geworden, sie lallt nur mehr, statt die Gewissen der Menschen zu leiten. Nein, nicht die Sorbonne, sondern Encyklopädien, Philosophien und Gott weiß, welche namenlose, unzählbare Menge gewandter

Journalisten, Poeten, Schriftsteller, Komödianten, Disputanten und Pamphletisten haben jetzt die geistige Führung der Welt übernommen; und die wirkliche Regierung des Staates ist auch verloren gegangen oder in die Hände derselben buntgemischten Gesellschaft geraten. Giebt es noch *einen*, den der König leitet, er, der Könnende, auch Roi, Rex oder Führer genannt? Seine eigenen Jäger und Piqueure sagen, falls keine Jagd stattfindet, ganz treffend: »Le roi ne fera rien« (der König wird nichts thun). Er lebt, lebt in den Tag hinein, wie er eben noch lebt und weil bisher noch niemand Hand an ihn gelegt hat.

Auch der Adel hat aufgehört zu führen oder zu verführen und ist jetzt wie sein Herr und Meister nicht viel mehr als eine Dekorationsfigur. Die Zeiten, da Edelleute sich untereinander oder ihren König abschlachteten, sind lange vorüber. Von des Thrones Majestät beschirmt und begünstigt, haben Bürger seit Jahrhunderten festummauerte Städte gebaut; hier leben sie ihrem Gewerbe und dulden nicht mehr, daß Strauchritter »vom Sattel leben«, sondern errichten Galgen, um ihnen zu wehren. Schon seit der Zeit der Fronde hat der Edelmann sein Schlachtschwert gegen den Hofdegen vertauscht und begleitet jetzt als getreuer dienstbereiter Trabant seinen König, mit dem er die Beute teilt, freilich nicht mehr durch Gewalt und Mord, sondern durch Schliche und unterthänige Bitten. Und diese Leute nennen sich Stützen des Thrones! Sonderbare Karyatiden aus vergoldeter Pappe in diesem wunderlichen Baue. Übrigens sind ihre Privilegien nach jeder Richtung stark beschnitten. Das Gesetz, das dem Seigneur das Recht zusprach, nach der Rückkehr von einer Jagd zwei, aber nicht mehr, Leibeigene zu töten, um in ihrem Blute und in ihren Eingeweiden seine Füße zu erfrischen, ist ganz und gar außer Gebrauch gekommen, man glaubt nicht einmal mehr daran; denn mag auch der Deputierte Lapoule daran glauben und dessen Abschaffung fordern, wir können es nicht. Auch hat in den letzten fünfzig Jahren kein Charolais, mochte er ein noch so leidenschaftlicher Schütze sein, die Gewohnheit gezeigt, auf Schiefer- und Bleidecker zu schießen

und ihrem Herabrollen vom Dache vergnüglich zuzusehen; jetzt begnügt sich jeder mit Wald- und Feldhühnern. Genau betrachtet, besteht ihre ganze Thätigkeit und ihr Beruf darin, sich zierlich zu kleiden und üppig zu schmausen. Ihre Ausschweifungen, ihre Verderbtheit suchen ihresgleichen seit den Tagen eines Tiberius und Commodus. Trotz alledem kann man die Frau Marschallin einigermaßen begreifen, wenn sie sagt: »Verlassen Sie sich darauf, mein Herr, Gott wird sich zweimal besinnen, bevor er einen Mann solchen Ranges verdammt.« Und doch müssen auch diese Leute ihre Tugenden und ihre Nützlichkeit gehabt haben; denn sonst hätten sie sich nicht halten können. Ja, *eine* Tugend verlangt man noch heute von ihnen (denn kein Sterblicher kann ohne Gewissen leben), die Tugend, zum Duell stets bereit zu sein.

So sind die Hirten des Volkes; wie steht es aber um die Herde? Um die Herde steht es, wie es nicht anders sein kann, schlecht und immer schlechter; sie wird nicht gehütet, sie wird nur regelmäßig geschoren. Sie muß Frondienste leisten, Steuern zahlen, wegen Zänkereien und Streitigkeiten, die sie nichts angehen, Schlachtfelder (»Bett der Ehre« genannt) mit ihren Leibern düngen; kurz ihre Hände und ihrer Hände Arbeit gehören jedermann, während sie selbst wenig oder gar nichts ihr Eigen nennt. Unbelehrt, ungetröstet, ungesättigt, vergessen und verlassen in Schmutz, Elend und Entbehrung zu schmachten, das ist das Los der Millionen: peuple taillable et corvéable à merci et miséricorde. In der Bretagne kam es einst bei der ersten Einführung der Pendeluhren zu einem Aufruhr, weil das Volk glaubte, diese hätten etwas mit der *Gabelle* zu schaffen. Paris muß von Zeit zu Zeit gesäubert werden; die Horde hungergequälter Vagabunden wird fortgeschafft und sucht auf eine Zeitlang das Weite. »Bei einer dieser periodischen Säuberungen im Mai 1750«, sagt Lacretelle, »hatte sich die Polizei herausgenommen, auch Kinder achtbarer Leute fortzuschaffen, in der Hoffnung, ein Lösegeld zu erpressen. Die Mütter erfüllen die öffentlichen Plätze mit dem Geschrei der Verzweiflung; Volksmassen sammeln sich, geraten in Aufregung; viele Frauen laufen

wie rasend umher und vermehren den Tumult; eine ebenso widersinnige wie entsetzliche Fabel entsteht unter dem Volke. Ärzte, so heißt es, hätten einer hohen Person zur Wiederherstellung des eigenen, durch Ausschweifungen ganz verdorbenen Blutes Bäder von Kinderblut verordnet. »Einige der Aufrührer«, fügt Lacretelle kaltblütig hinzu, »wurden an den nächstfolgenden Tagen gehenkt«; die Polizei trieb es so weiter. O ihr armen, nackten Unglücklichen! Das also ist euer Aufschrei zum Himmel, unartikuliert wie der eines stummen, gemarterten Tieres, das aus den tiefsten Tiefen der Pein und Erniedrigung klagt? Wirft der azurne Himmel wie ein lebloses Krystallgewölbe nur das Echo davon auf euch zurück? Antwortet er nur mit einem »an den nächstfolgenden Tagen gehenkt?« – Nein, nicht so, nicht für immer. Der Himmel hat euch gehört, und die Antwort wird auch kommen – in den Schrecken einer grauenvollen Verwirrung, in den Erschütterungen einer Welt und in einem Kelch voll Leiden, den alle Nationen zitternd und bebend trinken sollen.

Beachten wir indessen, wie sich aus den Trümmern und dem Staube dieses allgemeinen Verfalles neue, der neuen Zeit und ihren Zielen entsprechende Gewalten bilden. Außer dem alten, ursprünglich aus Kämpfern bestehenden Adel giebt es einen neuen anerkannten *Beamtenadel*, der eben jetzt seinen Gala- und stolzen Schlachttag feiert; ferner einen *Geldadel*, der zwar nicht anerkannt ist, aber durch seine geldgefüllten Taschen Macht genug besitzt, und schließlich den mächtigsten, aber am wenigsten anerkannten *Geistesadel*, der zwar keinen Stahl an der Seite, kein Gold in der Tasche, aber im Kopfe die wunderwirkende Macht des Gedankens trägt. Das französische Freidenkertum ist erstanden; ein kleines, unbedeutendes, aber inhaltsschweres Wort! In ihm liegt thatsächlich das Hauptsymptom der ganzen, weitverbreiteten Krankheit. Der Glaube ist geschwunden, der Zweifel ist gekommen. Das Böse hat die Oberhand und nimmt zu; aber niemand hat Glauben genug, ihm zu widerstehen, es zu bessern oder wenigstens mit der eigenen Besserung zu beginnen; so muß das Böse immer mehr um sich greifen. Während völlige Erschlaffung und Leere das Los der

Oberen, Not und Stumpfsinn das Los der Niederen und allgemeines Elend nur zu gewiß ist, was ist sonst noch gewiß? Daß man an eine Lüge nicht glauben kann! Das ist alles, was das Freidenkertum weiß; im übrigen glaubt es nur, daß in geistigen, übersinnlichen Dingen kein Glaube möglich sei. Wie traurig! Und doch liegt bis jetzt noch in dem Widerspruch gegen die Lüge eine Art von Glauben; wann aber einmal die Lüge sammt dem Widerspruch hinweggefegt ist, was wird dann zurückbleiben? Nichts als die ungesättigten fünf Sinne und der sechste unersättliche Sinn, die Eitelkeit, nichts als des Menschen ganze *dämonische* Natur, die, an sich wild und grausam, nun aber auch noch ausgerüstet mit allen Waffen und Werkzeugen der Civilisation, ohne Gesetz und ohne Zügel blind wüten wird: ein in der Geschichte neues Schauspiel.

In einem solchen Frankreich, das einem Pulverturme gleicht, welchen der Rauch eines ungelöschten, jetzt unlöschbaren Feuers umqualmt, hat sich Ludwig XV. zum Sterben hingelegt. Die königlichen Lilien sind Dank dem Pompadourismus und Dubarryismus in allen Ländern, auf allen Meeren schmachvoll geschlagen; die Armut dringt sogar in den königlichen Schatz; die Steuerpächter können nichts mehr herauspressen; seit 25 Jahren währt der Streit mit dem Parlament; überall Not, Unehrlichkeit, Unglaube, und als Staatsretter hitzigköpfige Halbwisser: Es ist eine unheilschwangere Stunde.

Dies alles kann das Auge der Geschichte in dem Krankenzimmer Ludwigs sehen; – den dort versammelten Hofleuten war es freilich unsichtbar. Zwanzig Jahre vorher hatte Lord Chesterfield die folgenden denkwürdigen Worte niedergeschrieben und der Post übergeben; sie enthalten alles, was er in ebendemselben Frankreich beobachtet hatte: »Kurz, alle jene Anzeichen, die, wie die Geschichte lehrt, großen Veränderungen und Umwälzungen im Staatsleben vorangehen, sind jetzt in Frankreich vorhanden und mehren sich täglich.«

## Drittes Kapitel.
## **Das Viatikum.**

Für die Lenker Frankreichs ist jedoch in diesem Augenblicke die wichtigste Frage: »Soll ihm (Ludwig, nicht Frankreich) die letzte Ölung oder überhaupt ein geistliches Viatikum gereicht werden?«

Eine ernste Frage! Müßte denn nicht, wenn man ihm die Sakramente spendete oder auch nur davon spräche, schon bei den ersten Vorbereitungen dazu die Hexe Dubarry verschwinden, um schwerlich wiederzukehren, selbst wenn der König genäse? Mit ihr verschwänden auch Herzog von Aiguillon und Compagnie samt ihrem schon erwähnten Armida-Palast; alles würde wieder vom Chaos verschlungen, und nichts bliebe zurück als Schwefelgestank. Was aber würden andererseits die Dauphinisten und Choiseulisten sagen? Ja, was würde der königliche Dulder selbst sagen, wenn er bei Bewußtsein wäre und der Tod wirklich an ihn heranträte? Jetzt küßt er zwar noch, wie wir vom Vorzimmer aus sehen, die Hand der Dubarry; aber später? – Mögen auch die ärztlichen Bulletins ganz nach Befehl abgefaßt werden – es sind doch die schwarzen Blattern, an denen, wie man sich zuraunt, auch des Thorhüters jüngst noch so blühende Tochter krank darniederliegt, und Ludwig ist nicht der Mann, der mit sich scherzen ließe, wenn es sich um sein Viatikum handelt. Pflegte er nicht selbst seine Mädchen im Hirschpark zu katechisieren und mit ihnen und für sie zu beten, damit sie ihre Rechtgläubigkeit bewahrten? Ein rätselhaftes, doch nicht beispielloses Faktum; denn kein lebendes Wesen ist so rätselhaft wie der Mensch.

Im Augenblicke geht zwar noch alles gut, wenn man nur den Erzbischof Beaumont dahin brächte – ein Auge zuzudrücken. Ach, Beaumont selbst thäte es ja gerne; denn – so seltsam es auch klingt – auch die Kirche und die ganze künftige Hoffnung des Jesuitismus hängen jetzt an der Schürze desselben, nicht näher zu bezeichnenden Weibes. Aber darf man denn »die Macht der öffentlichen Meinung« ganz unbeachtet lassen? Wie kann der strenge

Christoph de Beaumont, der sein ganzes Leben lang hysterische Jansenisten und unbußfertige Ungläubige, ja in Ermangelung von etwas Besserem selbst deren Leichen verfolgt hat, wie kann der jetzt mit diesem Corpus delicti vor den Augen die Absolution erteilen und die Himmelsthür aufschließen? Unser Groß-Almosenier Roche-Aymon wird zwar, so viel auf ihn ankommt, mit einem königlichen Sünder wegen des Umdrehens des Schlüssels nicht feilschen; aber es sind noch andere Diener Gottes da; des Königs Beichtvater, der wunderliche Abbé Moudon, ist da, und Fanatismus und Anstandsgefühl sind auch noch nicht ausgestorben. Was ist also zu thun? Einstweilen kann man nur die Thüren streng bewachen, die ärztlichen Bulletins nach Gutdünken ändern und, wie gewöhnlich, viel von der Zeit und dem glücklichen Zufall erhoffen.

Die Thüren werden streng bewacht, kein Unberufener kann eintreten. Allerdings wünschen auch nur wenige einzutreten; denn die faulige Ansteckung dringt sogar bis ins *Oeil de Boeuf* ein, sodaß »mehr als fünfzig Personen erkranken und zehn sterben«. Mesdames die Prinzessinnen allein wachen aus kindlichem Pflichtgefühl an dem ekelerregenden Krankenbett. Die drei Prinzessinnen Graille, Chiffe, Coche, wie er sie zu nennen pflegte, harren unverdrossen aus und weichen auch nicht, nachdem alle geflohen sind. Die vierte Prinzessin Loque ist, wie wir vermuten, bereits im Kloster und kann für ihn nur beten. Arme Graille, arme Schwestern, einen Vater habt ihr nie gekannt; so teuer will Rang und Größe erkauft sein. Höchstens beim Débotter (wenn Seine Majestät die Stiefel auszog) durften sie erscheinen; dann »konnten sie die ungeheueren Reifröcke zusammenraffen, die lange Hofschleppe um den Leib gürten, sich bis ans Kinn in ihre schwarzen Seidenmäntel hüllen« und so ausgerüstet jeden Abend um sechs Uhr in vollem Staat majestätisch eintreten, den königlichen Kuß auf die Stirn empfangen, dann wieder ebenso majestätisch hinausschreiten und zu ihren Stickereien, ihren Gebeten, dem Hofklatsch und der öden Leere ihres Daseins zurückkehren. Besuchte sie der König manchmal des Morgens und brachte von ihm selbst bereiteten Kaffee

mit, den er hastig mit ihnen ausschlürfte, während die Hunde für die Jagd losgekoppelt wurden, so betrachteten sie dies als eine Gnade des Himmels. O ihr armen, verblühten, verehrungswürdigen Geschöpfe. In den rauhen Stürmen, die euer gebrechliches Leben noch erwarten, ehe es völlig zertreten und zerbrochen ist: wenn ihr durch feindliche Länder und über das stürmische Meer fliehet, wenn ihr von den Türken beinahe gefangen werdet und in dem sansculottischen Erdbeben eure Rechte von der Linken nicht unterscheidet, bilde immer dieser Beweis väterlicher Liebe einen Ruhepunkt in eurer Erinnerung; – denn die Handlung war liebreich und gut. Auch uns erscheint sie wie ein kleines sonniges Plätzchen in dieser entsetzlichen Wüste, in der wir kaum noch ein zweites finden.

Was aber soll inzwischen ein unparteiischer, kluger Hofmann thun? Unter diesen heiklen Umständen, da es sich nicht nur um Leben oder Tod, sondern selbst um Sakrament oder kein Sakrament handelt, kann auch der Geschickteste straucheln. Nur wenige sind so glücklich wie der Herzog von Orléans und der Prinz von Condé, die mit Riechsalz im Vorzimmer des Königs weilen, während sie ihre wackeren Söhne (den Herzog von Chartres, den nachmaligen *Egalité*, und den Herzog von Bourbon, später auch Condé genannt und berühmt unter den Gecken) zum Dauphin schicken, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Einige sind mit ihrem Entschluß fertig: Jacta est alea! Der alte Richelieu zieht den Erzbischof von Beaumont, der, von der öffentlichen Meinung gedrängt, endlich bereit ist, das Krankenzimmer zu betreten, an seinem Chorhemd in einen Winkel, und man sieht, wie er mit seinem abgelebten, alten Bulldogggesicht ihm mit salbungsvollem Eifer (und, nach Beaumonts Farbenwechsel zu schließen, nicht vergeblich) zuspricht, »den König doch nicht durch die Erinnerung an seine Pflicht gegen Gott zu töten«. Richelieus Sohn, der Herzog von Fronsac, folgt dem Beispiel seines Vaters: Er droht dem Pfarrer von Versailles, der etwas von Spendung der Sakramente winselt, »ihn zum Fenster hinauszuwerfen, wenn er solche Dinge noch einmal berühre«.

Diese, können wir sagen, sind glücklich; aber alle übrigen, die zwischen zwei Meinungen schwanken, sind die nicht in einer peinlichen Lage? Wer verstehen will, wie weit es mit dem Katholicismus und vielem anderen gekommen war, wie die Symbole des Heiligsten zu Spielwürfeln der Niedrigsten geworden sind, der möge darüber bei Besenval, Soulavie und anderen Hofneuigkeitskrämern jener Zeit nachlesen. Er wird die Versailler Milchstraße ganz und gar zersprengt und in neue, stets wechselnde Sternbilder gruppiert finden. Da giebt es ein Nicken und Winken und verständnisvolle Blicke, da giebt es Zwischenträger und seidenrauschende, geheimnisvoll vorbeigleitende Witwen mit einem Lächeln für dieses, mit einem Seufzer für jenes Gestirn: ein Zittern der Hoffnung oder Verzweiflung in vielen Herzen. Hier führt den bleichen, grinsenden Schatten des Todes ein anderer, grinsender Schatten ein, die Etikette: Von Zeit zu Zeit ertönen wie ein Maschinengebet dumpfe Orgelklänge aus der Kapelle, die wie ein gräßliches Hohngelächter der Hölle zu verkünden scheinen: *O Eitelkeit aller Eitelkeiten, alles ist eitel!*

## Viertes Kapitel.
## **Ludwig der Unvergessene.**

Armer Ludwig! Für diese alle ist es nur eine leere Phantasmagorie, in der sie Schauspielern gleich mit verstellten Stimmen und Mienen Trauer und Schmerz heucheln; für dich aber ist es erschreckender Ernst.

Schrecklich für alle Menschen ist der Tod; sein Name ist von alters her König der Schrecken! Das kleine, engumgrenzte Haus unseres Daseins, in dem wir uns trotz unserer Klagen heimisch fühlten, entschwindet uns im bangen Todeskampfe ins Unbekannte der Trennung, der Fremde, der unbegrenzten Möglichkeit. Der heidnische Kaiser fragt seine Seele: Wohin gehst du jetzt? Der katholische König muß antworten: vor den Richterstuhl des

allerhöchsten Gottes. Ja, es ist ein Rechenschaftsbericht über das Leben, eine Schlußrechnung und ein Bekenntnis »aller im Körper begangenen Handlungen«; jetzt sind sie vollbracht und liegen unabänderlich da und tragen ihre Früchte in alle Ewigkeit.

Ludwig XV. hatte immer den königlichsten Abscheu vor dem Tode, ganz im Gegensatz zu jenem frommen Herzog von Orléans, Egalités Großvater, der wie einige von ihnen einen Anflug von Verrücktheit zeigte und mit Überzeugung glaubte, es gäbe keinen Tod. Eines Tages stürzte er, wie die Hofneuigkeitskrämer erzählen, wutentbrannt und empört auf seinen armen Sekretär zu, der aus Versehen die Worte gebraucht hatte: »Feu roi d'Espagne« (der verstorbene König von Spanien). – »Feu roi, Monsieur?« »Monseigneur«, erwiderte schnell der zitternde, aber geistesgegenwärtige Hofmann, »c'est un titre, qu'ils prennent« (es ist ein Titel, den sie annehmen). Ludwig war, wie wir bemerkten, nicht so glücklich, aber er half sich, so gut er konnte. Er duldete nicht, daß man vom Tode sprach, vermied den Anblick von Friedhöfen, Grabmälern und von allem, was an den Tod erinnern konnte. Es ist das letzte Auskunftsmittel des Straußes, der, von Jägern bedrängt, seinen dummen Kopf in den Sand steckt und vergißt, daß sein nichtsehender Körper nicht auch ungesehen bleibt. Zuweilen jedoch *wollte* er aus einer Art krampfhaften Widerspruchs, der doch im Grunde demselben Gefühle entsprang, nach dem Friedhof gehen, oder er ließ seine Hofwagen davor halten und fragen, »wie viele neue Gräber es heute gebe«, so übel auch seiner armen Pompadour dabei wurde. Wir können auch Ludwigs Gedanken erraten, als er eines Tages mit dem Aufwande königlichen Prunkes im Walde von Senart jagte und an einer scharfen Wegkrümmung auf einen zerlumpten Bauer mit einem Sarge stieß. »Für wen?« – Er war für einen ebenso armen Sklaven und Leidensgefährten bestimmt, den Seine Majestät manchmal in dieser Gegend fronen gesehen hatte. »Woran ist er gestorben?« – »An Hunger.« – Der König gab seinem Pferde die Sporen.

Stellen wir uns aber seine Gedanken vor, jetzt, da der Tod unerwartet, unerbittlich und mit fester Hand an sein Herz greift. Ja,

armer Ludwig, der Tod hat dich gefunden. Weder die Mauern deines Palastes und deine Leibgarden, noch prächtige Wandteppiche und der steife Glanz der steifsten Etikette haben sein Eindringen verhindern können; da ist er, da bei dir, an deinem Lebensodem selbst und will ihn auslöschen. Du, dessen ganzes Leben bis jetzt eine Chimäre und Komödie war, du wirst zuletzt eine Wirklichkeit; die Zeit ist vollendet, und der ganze Bau der Zeit stürzt unter entsetzlichem Getöse rings um deine Seele zusammen. Das blasse Reich der Schatten thut sich gähnend vor dir auf: da hinein mußt du, nackt, aller königlichen Würde entkleidet, und mußt abwarten, was dir bestimmt ist! Unglücklicher! welche Gedanken quälen dich, während du dich im schweren Todeskampfe auf deinem Leidenslager wälzest! Fegfeuer und Hölle – jetzt allzu möglich – siehst du *vor* dir – und *hinter* dir? – Ach, was hast du gethan, das nicht besser ungethan geblieben wäre? Welchem Sterblichen hast du großmütig geholfen? Welchen Schmerz hast du barmherzig gemildert? Die »500,000« Geister derer, welche auf so vielen Schlachtfeldern von Roßbach bis Quebec schmachvoll dahinsanken, damit sich deine Dirne wegen eines Epigrammes rächen könne, drängen sich *die* in dieser Stunde an dich heran? Oder dein schändlicher Harem oder die Flüche der Mütter, oder die Thränen und die Schmach der Töchter? Elender! »Du hast Böses gethan, soviel du nur konntest«; dein ganzes Sein erscheint wie eine gräßliche Entartung und ein Irrtum der Natur, dein Zweck und Nutzen sind noch nicht ergründet. Warst du ein fabelhafter Greif, der alles Menschenwerk *verschlang*, der täglich Jungfrauen in seine Höhle schleppte – der auch mit Schuppen bedeckt war, die kein anderer Speer durchdringen konnte als der des Todes? Ja, ein Greif, aber kein fabelhafter, sondern ein wirklicher Greif! O Ludwig, diese Augenblicke müssen für dich entsetzlich sein. – Doch wir wollen uns nicht tiefer in die schrecklichen Qualen eines Sünders auf dem Totenbette versenken.

Und trotzdem darf dies keinem, auch nicht dem geringsten unter den Menschen ein Balsam der Beruhigung für die eigene Seele sein.

Gewiß, Ludwig war ein Herrscher, aber bist nicht auch du einer? Siehst du von den Fixsternen (die selbst noch nicht die Unendlichkeit sind) herab, so erscheint dir sein weites, großes Frankreich nicht größer als dein eigenes, kleines Arbeitsfeld, auf dem auch du gewissenhaft oder gewissenlos gewirkt hast. O Mensch, »du Symbol der in die Zeit eingekerkerten Ewigkeit«, nicht deine Werke, die alle vergänglich und unendlich klein sind, deren größtes nicht größer als das kleinste ist, nicht sie können Wert und Dauer haben, sondern nur der Geist, in dem du wirktest, in dem du sie vollbrachtest.

Bedenke aber auch, welches Lebensproblem eigentlich der arme Ludwig zu lösen hatte, als er von jenem Krankenlager zu Metz als Bien aimé aufstand. Welcher Adamssohn hätte in solche Widersprüche Einklang bringen können? War *er* es imstande, er, den das blindeste Glück allein zur Oberfläche emporgehoben hat? Dort schwimmt er jetzt und versteht es ebensowenig zu lenken, wie das Treibholz dem sturmgepeitschten Ozean gebieten kann. »Was habe ich gethan, um so geliebt zu sein?« sagte er damals. Jetzt kann er fragen: »Was habe ich gethan, um so gehaßt zu sein?« *Nichts* hast du gethan, armer Ludwig. Das ist dein Fehler, daß du *nichts* gethan hast. *Was* aber konnte der arme Ludwig thun? Seine Hände in Unschuld waschen und abdanken – zu Gunsten des Nächstbesten, der es hätte annehmen wollen! Einen einfacheren und klügeren Ausweg gab es nicht für ihn. Wie die Dinge nun einmal lagen, stand er, der widerspruchsvollste Sterbliche, den es gab, als eine wahre Verkörperung des Solöcismus da und starrte unschlüssig in die verworrenste, widerspruchsvollste Welt – in der schließlich nichts mehr gewiß schien, als daß er, der fleischgewordene Solöcismus, fünf Sinne hatte, daß es fliegende Tische gab (Tables volantes, die in den Boden versinken und beladen zurückkommen) und einen – Parc-aux-cerfs.

Dabei begegnen wir wieder einmal einer bekannten historischen Merkwürdigkeit: einem menschlichen Wesen in einer ganz eigenartigen Lage, das gleichsam auf einem unendlichen, regungslosen

Meere schwimmt und doch sogar sehenden Auges ohne den geringsten Versuch eines Widerstandes der reißenden Strömung zutreibt; denn Ludwig gebrach es trotz alledem nicht an einer gewissen Einsicht. So konnte manchmal, wenn ein neuer Marineminister oder wer es sonst sein mochte, kam und eine neue Ära ankündigte, das Scharlachweib beim Souper Seine Majestät äußern hören: »Ja, er hat seine Ware ausgelegt wie jeder andere und hat die herrlichsten Dinge der Welt versprochen; nicht *eines* wird in Erfüllung gehen: er kennt dieses Gebiet nicht, er wird es sehen.« Oder ein andermal: »Das alles habe ich schon zum zwanzigstenmal gehört; ich glaube, Frankreich wird nie zu einer Flotte kommen.« Wie bezeichnend klingt auch die folgende Äußerung: »Wenn ich Polizeilieutenant wäre, würde ich diese Pariser Cabriolets verbieten.«

Du fluchbeladener Sterblicher! Ist es kein Fluch, ein verkörperter Solöcismus zu sein, ein neuer Roi Fainéant, ein König Thuenichts, aber mit dem sonderbarsten Majordomus: sein Majordomus ist kein Pipin, sondern eben jenes in die Wolken ragende, feueratmende Gespenst der Demokratie, das, unberechenbar wie es ist, die Welt umspannt. War also Ludwig schlechter als dieser oder jener private Nichtsthuer und Vielfraß, der, wie wir oft genug sehen, unter dem Namen Lebemann eine Zeitlang Gottes rühriger Schöpfung zur Last fällt? Nein, sage: unglücklicher! Denn *sein* Lebenssolöcismus ward einer ganzen Welt, die ihn sah und fühlte, zum Ärgernis und Anstoß; ihn kann nicht endlose Vergessenheit verschlingen und in endlose Tiefen hinabziehen – wenigstens nicht während einer oder zweier Generationen.

Doch mag dem sein, wie ihm wolle; jetzt bemerken wir nicht ohne Interesse, wie »am Abend des vierten« Dame Dubarry »mit sichtbarer Unruhe im Gesichte« das Krankenzimmer verläßt. Es ist der vierte Abend des Monats Mai im Jahre des Heils 1774. Welches Flüstern im Oeil de Boeuf! Liegt er denn im Sterben? Was man sagen kann, ist nur, daß die Dubarry einzupacken scheint: sie irrt weinend in ihren vergoldeten Boudoirs herum, als nähme sie Abschied. D'Aiguillon und Compagnie sind beinahe bei ihrer

letzten Karte angelangt und wollen trotzdem das Spiel noch nicht verloren geben. Was aber den Streit um die Sakramente betrifft, so ist er ohne weitere Auseinandersetzungen so gut wie beigelegt. Ludwig schickt in der nächsten Nacht nach seinem Abbé Moudon, beichtet ihm, wie einige behaupten, »siebzehn Minuten lang« und verlangt selbst die Sakramente.

Doch seht, ist das nicht unsere Zauberin Dubarry, die schon am Nachmittag, das Taschentuch vor den Augen, in D'Aiguillons Wagen steigt und in den tröstenden Armen seiner Herzogin davonrollt? Sie ist fort und kehrt nimmer wieder. Verschwinde, falsche Zauberin, in das leere Nichts! Umsonst verweilst du noch im benachbarten Ruel: deine Zeit ist um; dir sind die Pforten des königlichen Palastes für immer verschlossen; höchstens magst du nach Jahren einmal im Dunkel der Nacht im schwarzen Domino einem schwarzen Nachtvogel gleich niederflattern und das Abendkonzert der holden Antoinette stören: alle Paradiesvögel fliehen vor dir, und der Gesang verstummt. Du unreines, aber nicht böswilliges Geschöpf, du bist des Mitleids doch nicht ganz unwert! Was für ein Lebenslauf war dir beschieden von jenem ersten armseligen Lager (in der Heimat der Johanna d'Arc) an, auf dem dich deine Mutter in Thränen einem ungenannten Vater gebar, von da weiter durch die tiefuntersten Tiefen und über die höchsten sonnenbeleuchteten Höhen der Buhlerei und Schurkerei – bis unter das Beil der Guillotine, das deinen vergeblich wimmernden Kopf abmäht! Ruhe denn, unverflucht, nur begraben und vergessen! Gebührt dir etwas anderes?

Inzwischen wartet Ludwig voll Ungeduld auf die Sakramente, schickt mehr als einmal zum Fenster, um zu sehen, ob sie noch nicht kommen. Sei ruhig, Ludwig, so ruhig als du sein kannst: die Sakramente sind unterwegs, gegen sechs Uhr morgens kommen sie. Der Kardinal Groß-Almosenier Roche-Aymon ist da in seiner Amtstracht mit seinen Büchsen und Geräten; er nähert sich dem königlichen Kissen, hebt seine Oblate empor, murmelt oder scheint etwas zu murmeln: – und so hat Ludwig (wie es Abbé Georgel in Worten ausdrückt, die wiederzugeben man fast Anstand nimmt)

die »Amende honorable vor Gott« geleistet; so wenigstens legt es sich unser Jesuit zurecht. – »Wa, Wa« stöhnte der wilde Chlotar, als er sein Ende herannahen fühlte, »was für ein großer Gott ist das, der die Kraft der stärksten Könige zunichte macht!«

Die Amende honorable, »die vorgeschriebene Abbitte« *vor Gott* hat er, wenn ihr wollt, geleistet, aber *nicht*, so weit es auf D'Aiguillon ankommt, *vor den Menschen*. Die Dubarry verweilt ja noch immer in seiner Wohnung in Ruel; denn so lange der König noch atmet, hofft man auch. Der Groß-Almosenier Roche-Aymon (der mit im Bunde zu sein scheint) schreitet, sobald sein Schrein und seine Geräte wieder in Ordnung gebracht sind, majestätisch zur Thür, als wäre seine Aufgabe zu Ende. Da tritt des Königs Beichtvater, der Abbé Moudon, mit ängstlicher Miene vor, zupft ihn am Ärmel und flüstert ihm etwas ins Ohr, worauf der arme Kardinal wieder umkehrt und mit vernehmlicher Stimme erklärt: »daß Seine Majestät der König jedes Ärgernis, das er gegeben haben könnte (a pu donner), bereue und den Vorsatz fasse, mit Gottes Beistand Ähnliches – in der Zukunft zu meiden!« Worte, bei denen Richelieus Bulldogggesicht noch finsterer wird, und die er laut »mit einem Epitheton« begleitet, das Besenval nicht wiederholen will. Alter Richelieu, der du Minorca erobert, die Orgien an den fliegenden Tischen mitgefeiert, Schlafzimmerwände durchbohrt hast, hat auch *deine* Stunde geschlagen?

Ach, mag auch in der Kapelle der Orgelklang ununterbrochen ertönen und der Schrein der heiligen Genoveva herabgelassen und wieder aufgezogen werden – alles ist vergeblich. Des Abends wohnt der ganze Hof mit dem Dauphin und der Dauphine dem Gottesdienste in der Kapelle bei; die Priester sind vom Absingen des »Vierzigstündigen Gebets« heiser, und die Bälge der Orgel keuchen schwer. Es ist beinahe schauerlich; denn auch der Himmel verfinstert sich, der Regen fällt in Strömen nieder, der Donner übertönt fast die Stimme der Orgel, und die grellen Feuerflammen der Blitze lassen selbst die Lichter am Altare matt und fahl erscheinen: so daß sich, als alles vorbei war, die meisten der Anwesenden, wie man uns

berichtet, eiligen Schrittes, »ernst und gesammelt« (receuillement) entfernten und wenig oder gar nichts sprachen.

So dauerte es noch über acht Tage, fast eine Woche, seit die Dubarry gegangen war. Besenval sagt, »alle Welt habe schon mit Ungeduld gewartet, que cela finît«, daß der arme Ludwig es überstanden haben möchte. Heute ist der 10. Mai 1774; jetzt wird er es bald überstanden haben.

Düster fällt das Tageslicht dieses 10. Mai auf das ekelerregende Krankenlager; man achtet dessen nicht; denn die zum Fenster hinausblicken, sind selbst ganz verdüstert: Das Brunnenrad dreht sich mißtönig um seine Achse, und das Leben keucht wie ein todmüdes Streitroß seinem Ziele zu. Reisebereit stehen in ihren entlegenen Gemächern der Dauphin und die Dauphine; Reitknechte und Stallmeister sind in Stiefel und Sporen: sie alle harren nur des Zeichens, um aus dem Hause der Pest zu fliehen. Doch horch! was hallt und schallt aus dem Oeil de Boeuf, »furchtbar wie Donnergeroll?« Es ist der ganze Hof, der wie um die Wette herbeistürmt, um dem neuen Herrscherpaare zu huldigen: Heil Euren Majestäten! Der Dauphin und die Dauphine sind König und Königin! Von den widersprechendsten Gefühlen überwältigt, fallen beide auf die Knie nieder und rufen unter Thränen: »O Gott, schütze und leite uns, wir sind zu jung, um zu regieren!« – – Wahrlich zu jung!

So hat mit donnerähnlichem Schalle die Uhr der Zeit geschlagen, und die alte Ära ist abgelaufen. Der alte Ludwig, der war, liegt da – verlassen, eine Masse ekelerregenden Erdenstaubes, »einigen armen Leuten und Priestern der Chapelle ardente« überlassen – die sie eiligst »in zwei bleierne Särge legen und dann reichlich mit Weingeist übergießen«. Der neue Ludwig und sein Hof rollen an diesem Sommernachmittag Choisy zu: noch fließen die königlichen Thränen; aber ein Wort, das Monseigneur D'Artois schlecht ausspricht, bringt alle zum Lachen – und die Thränen fließen nicht mehr. O ihr Sterblichen, leichten Sinnes tanzt ihr euer kurzes Lebensmenuett über bodenlosen Abgründen, von denen euch nur ein dünner Schleier trennt!

Übrigens fühlten auch die maßgebenden Persönlichkeiten, daß die Bestattung nicht prunklos genug sein könne. Besenval selbst meint, sie sei einfach genug gewesen. Zwei Wagen mit zwei Edelleuten im Range von Kammerherren und einem Geistlichen von Versailles, einige zwanzig Pagen zu Pferde und einige fünfzig Stallknechte als Fackelträger, die nicht einmal Trauerkleider trugen, verlassen am zweiten Abend mit ihrem bleiernen Sarge Versailles. In vollem Trabe geht es fort, ohne daß man das Tempo mäßigt; denn die Stichelreden (brocards) der Pariser, die auf dem ganzen Wege nach St. Denis in zwei Reihen aufgepflanzt stehen und »ihrer Spottlust – der Charakterzug ihrer Nation – freien Lauf lassen«, laden nicht zu einem langsameren Schritte ein. Um Mitternacht empfangen die Gewölbe von St. Denis ihr Eigentum: niemand vergießt Thränen außer etwa die arme, zurückgesetzte Loque, deren Kloster in der Nähe liegt.

Mit ungeduldiger Hast lassen sie ihn hinab und bringen ihn unter die Erde, ihn und seine Zeit, die Zeit der Sünde, Schande und Tyrannei: denn seht, eine neue Ära ist angebrochen; die Zukunft wird um so glanzvoller sein, als die Vergangenheit schmachvoll war!

# Zweites Buch.

# Das papierene Zeitalter.

## Erstes Kapitel.
## **Astraea redux**

Ein Philosoph und Freund von Paradoxen stellte, Montesquieus Aphorismus: »Glücklich das Volk, dessen Annalen langweilig sind« auf die Spitze treibend, die Behauptung auf: «Glücklich das Volk, dessen Annalen leer sind.« Kann in dieser Behauptung, so toll sie klingt, nicht doch ein Körnchen Wahrheit liegen? Wie es geschrieben steht: »Schweigen ist göttlich« und kommt vom Himmel, so giebt es auch in allen irdischen Dingen ein Schweigen, das besser als alles Reden ist. Bedeutet denn nicht, genau betrachtet, jedes Ereignis, das man besprechen, jede Sache, an die man erinnern kann, unter allen Umständen eine Unterbrechung, ein Aufheben der Kontinuität? Ja, selbst ein freudiges Ereignis schließt doch Veränderung, Verlust an thätiger Kraft in sich und ist insofern entweder in der Vergangenheit oder in der Gegenwart eine Unregelmäßigkeit, eine Krankheit. In dem Zustande steter Ruhe läge also, wenn sich Bewegung und Veränderung vermeiden ließen, unsere wahre Glückseligkeit.

Tausend Jahre wächst die Eiche schweigend im Walde; erst im tausendsten Jahre, wenn der Holzfäller mit seiner Axt kommt, zieht ein Echo durch den stillen Wald: die Eiche kündet selbst mit weithin schallendem Krachen, daß sie *fällt*. Schweigend geschah auch das Pflanzen der Eichel, die dem Schoß eines wandernden Windes entfiel. Ja, selbst wenn unsere Eiche ihre freudigen Ereignisse hatte, wenn sie sich mit Blättern schmückte, wenn sie blühte, vernahm man da ein jubelndes *Verkünden?* Nein, kaum ein Wort des Erkennens aus dem Munde eines aufmerksamen Beobachters. Diese Dinge *ereigneten* sich eben nicht, sie *vollzogen* sich langsam, nicht in einer Stunde, sondern im Laufe der Zeit: Was ließ sich

darüber sagen? Die gegenwärtige Stunde schien genau so, wie die vergangene war und die nächste wahrscheinlich sein wird.

So ist es überall; auch die Thörin Fama schwatzt nicht von dem, was gethan, sondern von dem, was schlecht oder gar nicht gethan worden ist; und die thörichte Geschichte (die ja mehr oder weniger der geschriebene kurze Auszug der Fama ist) kennt auch so wenig, was nicht ebensogut hätte unbekannt bleiben können. Die Verheerungen eines Attila, die Kreuzzüge eines Walther von Habenichts, Sicilianische Vespern, dreißigjährige Kriege: Nichts als Elend und Sünde, keine Arbeit, sondern Hemmung der Arbeit! Und doch war die Erde all die Zeit hindurch alljährlich grün und tauchte sich alljährlich in das Gold ihrer gesegneten Ernten; die Hand des Arbeiters, der Kopf des Denkers ruhten nicht, und so haben wir nach alledem und trotz alledem diese herrliche, blühende, hochgewölbte Welt. Da mag denn die arme Geschichte verwundert fragen: Woher *dies?* Davon weiß sie so wenig und weiß sie so viel von allem, was das Schaffen gehemmt hat oder fast unmöglich gemacht hätte. Das ist nun, sei es aus Notwendigkeit oder thörichter Wahl, ihre Regel und Gewohnheit; und daher enthält jenes Paradoxon: »Glücklich das Volk, dessen Annalen leer sind,« doch ein Körnchen Wahrheit.

Und doch giebt es, was hervorgehoben zu werden verdient, auch eine Ruhe, nicht des ungehemmten Wachstums, sondern passiver Unthätigkeit, welche die Vorbotin nahenden Verfalles ist. Wie der Sieger schweigt, so schweigt auch der Besiegte. Von den beiden feindlichen Kräften hat sich die schwächere ergeben, die stärkere schreitet weiter, geräuschlos, doch rasch und unaufhaltsam: Ihr Fall und Untergang wird nicht geräuschlos sein. Wie doch alles wächst und gleich den Halmen des Feldes seine bestimmte Lebensdauer hat: ein Jahr, hundert Jahre, tausend Jahre! Alles wächst und stirbt, jedes nach seinen eigenen, wunderbaren Gesetzen, jedes nach seiner eigenen, wunderbaren Art; am wunderbarsten geistige Dinge. Sie bleiben dem Weisesten unerforschlich und lassen sich weder vorherbestimmen noch begreifen. Prangt die Eiche in stolzer Pracht vor euren Augen, so wißt ihr, daß sie im Mark gesund ist; vom

Menschen läßt sich nicht das Gleiche sagen, noch viel weniger von einer Vereinigung der Menschen oder dem Volke. Von diesem kann man sogar behaupten, daß der äußere Schein, ja selbst das innere Gefühl voller Gesundheit in der Regel Schlimmeres bedeutet. In der That gehen Kirchen, Monarchien und sociale Institutionen am häufigsten an einem Zustande träger Vollblütigkeit, sozusagen an Apoplexie zu Grunde. Traurig, wenn eine solche Institution mit der Trägheit des Übersättigten zu sich selbst spricht: Mache es dir bequem, du hast der Güter genug aufgespeichert! – Sie gleicht dem Thoren in der Bibel, dem die Antwort ward: Thor, noch in *dieser* Nacht wird dein Leben von dir zurückgefordert werden!

Ist es der gesunde oder der ungesunde, unheilschwangere Frieden, dessen sich Frankreich während der nächsten zehn Jahre erfreut? Ist es eine friedliche Zeit, über welche der Geschichtschreiber leichten Herzens hinweggehen kann, weil er keinen Anlaß zum Verweilen findet? Noch giebt es keine Ereignisse, noch viel weniger Thaten. Zeit der sonnigsten Ruhe! sollen wir dich, wofür dich alle Menschen hielten, das neue goldene Zeitalter nennen? Nennen wir dich wenigstens das papierene Zeitalter; Papier vertritt ja oft die Stelle des Geldes: Bankpapier, womit man auch dann noch kaufen kann, wenn kein Geld mehr vorhanden ist, oder Buchpapier, das mit blendenden Theorien, Philosophien und Gefühlsergüssen prunkt. O der herrlichen Kunst, Gedanken zu offenbaren, aber auch den Mangel an Gedanken zu verbergen! Ja, das Papier hat unendlich viele Vorzüge – und das Papier ist ans *Lumpen* gemacht, aus Sachen, die einst existierten! – Welcher weiseste unter den Philosophen hätte also in jener ruhigen, heiteren, ereignislosen Periode voraussagen können, daß schon, schwanger mit Finsternis und Verwirrung, das Ereignis der Ereignisse herannahte? Wie dem Erdbeben oft heiteres Wetter vorausgeht, so führt die *Hoffnung* die Revolution ein. Fünfzehn Jahre später wird kein alter Ludwig am 5. Mai um die Sakramente schicken, aber ein neuer Ludwig, sein Enkel, wird mit allem Pomp vor dem staunenden, freudetrunkenen Frankreich die Reichsstände eröffnen.

Mit dem Dubarrytum und seinen d'Aiguillons ist es für immer vorbei. Jetzt hat Frankreich einen jungen, von den besten Absichten beseelten, noch eifrigen König, eine wohlwollende, schöne, junge, mildthätige Königin, und mit ihnen wird Frankreich selbst wieder jung. Maupeou und sein Parlament sind in dunkle Nacht verschwunden; ehrenwerte Männer, die der Nation nicht gleichgültig sind, und wäre es nur deshalb, weil sie Gegner des Hofes waren, verlassen jetzt die »steilen Felsen zu Croe in Combrailles« und andere Exile und kehren lobpreisend zurück: Das alte Parlament von Paris nimmt seine Arbeiten wieder auf. Statt des verschwenderischen, bankrotten Abbé Terray haben wir den tugendhaften Turgot zum Finanzminister, der schon ein völlig reformiertes Frankreich in seinem Kopfe trägt, der alles, was in den Finanzen und sonstwo nicht in Ordnung ist, ins rechte Gleis bringen wird – soweit es möglich ist. Scheint es nicht, als sollte von nun an die Weisheit selbst im Rate des Königs Sitz und Stimme haben? Turgot hat wenigstens in diesem Sinne bei der Übernahme des Amtes mit dem edelsten Freimut gesprochen, und der König hat ihn mit dem edelsten Vertrauen angehört. Es ist zwar richtig, daß König Ludwig seine Bedenken hat: »Er geht, wie es heißt, nie zur Messe«; aber das freisinnige Frankreich hat Turgot darum nicht weniger lieb, das freisinnige Frankreich antwortet: »Abbé Terray ging immer!« Das Philosophentum sieht jetzt zum erstenmal einen Freidenker (ja einen Philosophen) in Amt und Würden und wird ihm in allem beifällig zustimmen. Auch der alte, leichtfertige Maurepas wird ihm, wenn es sein kann, kein Hindernis in den Weg legen.

Und wie »milde« sind auch die Sitten; selbst das Laster »verliert alle Häßlichkeit«, wird *schicklich* (wie alles Geltende, das sich selbst seine Regeln giebt), ja wird beinahe zu einer Art »milder« Tugend. Es herrscht ein Überfluß an Intelligenz, die noch dazu durch Witz und die Gabe einer geistreichen Konversation glänzt. In den schimmernden Salons des geistreich gewordenen Reichtums sitzt frohgemut das Freidenkertum zu Gaste – neben ihm zu sitzen rechnet sich sogar der Adel zur Ehre an – und predigt, über alle Bastillen

erhaben, das nahende Millennium. Der Patriarch Voltaire grüßt vom fernen Fernay; auch die Veteranen Diderot, d'Alembert haben diesen Tag erlebt: Sie und die Jüngeren, die Marmontels, Morellets, Chamforts, Raynals beleben und erheitern das auserlesene Mahl der reichen Witwe, ihrer Gönnerin, oder des philosophierenden Generalpächters. O himmlische Mahle, o himmlische Nächte! Was man lange behauptet und versichert hat, geht der Verwirklichung entgegen: »Das Zeitalter der Revolutionen naht heran« (wie Jean Jacques schrieb), aber das der glücklichen, der gesegneten; der Mensch erwacht aus seinem langen Geistesschlafe und verscheucht die Phantome, die ihn in ihrem Banne gefangen hielten. Seht, von den Höhen des Ostens strahlt der neue Morgen herab; flieht, falsche Phantome, vor den Strahlen des Lichtes; alle Unwahrheit und Unvernunft fliehe von hinnen und verlasse dieses Erdenthal für immer! Wahrheit und Astraea redux (in Gestalt der Philosophie) werden von nun an das Scepter führen. Zu welchem anderen Zwecke wurde denn der Mensch überhaupt erschaffen, wenn nicht dazu: »Glücklich zu sein?« Und Glück harrt jetzt seiner, dank der siegreichen Analyse und dem Fortschritt des Menschengeschlechtes, in Hülle und Fülle. Könige können Philosophen, Philosophen können Könige werden; laß nur erst die Gesellschaft richtig konstituiert sein – durch die siegreiche Analyse. Jeder Magen, der leer ist, soll gefüllt, jede Kehle, die trocken ist, soll feucht werden; selbst die Arbeit soll nur Ruhe und Erquickung, aber keine Beschwerde sein. Man sollte zwar meinen, daß unbestellte Weizenfelder nicht grünen und gedeihen können, und daß die Feldarbeit müde und schmutzig macht – es müßten denn Maschinen sie verrichten? Schneider und Wirte sollen zur gewünschten Stunde unentgeltlich zu Diensten stehen: Man ist nur über das Wie? noch nicht im Klaren. Wenn aber nach den Geboten des Wohlwollens einer für alle und alle für einen sorgen werden, dann wird sicherlich – niemand unversorgt bleiben. Ja, wer weiß, ob es nicht der siegreichen Analyse, wenn sie so fortschreitet, noch gelingt, »das menschliche Leben ins Unendliche zu verlängern«; dann wird die

Menschheit auch des Todes ledig werden, des Teufels ist sie es schon; dann werden wir Tod und Teufel zum Trotz glücklich sein! – So verkündet das Freidenkertum mit hochtönenden Worten sein Redeunt Saturnia regna. –

Der prophetische Sang von Paris und seinen Freidenkern dringt vernehmlich bis ins Oeil de Boeuf von Versailles: Das Oeil de Boeuf, dem es in erster Linie um ein viel näherliegendes Glück zu thun ist, antwortet höchstens mit einem artigen: Warum nicht? Der gute, alte, heitere Maurepas ist ein zu lustiger Premier-Minister, um der Welt die Freude zu stören; hat doch ohnehin jeder Tag seine Plage. Der fröhliche Alte macht seine Späße, lebt sorglos in den Tag hinein und sucht nur seinen Mantel nach dem Winde zu drehen, um womöglich allen zu gefallen. Einem Maurepas kommt es gar nicht in den Sinn, den schlichten, jungen König mit Geschäften zu behelligen; so hat sich dieser in seine Privatgemächer zurückgezogen; er ist wortkarg, unentschlossen, zuweilen in gereizter Stimmung; endlich entschließt er sich zu leichter Schmiedearbeit und lernt bei einem Sieur Gamain (den zu segnen er einmal wenig Grund haben wird) Schlösser machen. Überdies scheint er etwas aus der Geographie zu wissen und kann englisch lesen. Armer junger König. Dein kindliches Vertrauen zu dem alten Thoren Maurepas hätte einen besseren Lohn verdient; so aber hat sich alles, Freund und Feind, Schicksal und du selbst, zu deinem Verderben verbunden.

Die holde, junge Königin wandelt inzwischen wie eine Göttin der Schönheit in ihren Staatsgemächern umher und zieht aller Augen auf sich; noch mischt sie sich nicht in Staatsgeschäfte, fürchtet nichts von der Zukunft, ja denkt nicht einmal an sie. Weber und die Campan haben sie geschildert: in den mit königlicher Pracht ausgestatteten Prunkgemächern, in ihren reizenden Boudoirs, im Bade, im Frisiermantel, in großer und kleiner Toilette; stets eine ganze Welt voll Glanz um sich, die ihr huldigt und unterthänig auf einen Blick von ihr wartet. Holde, junge Tochter der Zeit! Was hat die Zukunft für dich aufgespart! Jetzt schwebt sie als die blendendste Erscheinung dieser Erde voll Anmut inmitten aller Erdengröße

dahin; sie ist eine Wirklichkeit und doch eine magische Vision; denn wird nicht die tiefste Finsternis sie verschlingen? Das sanfte, junge Herz nimmt Waisen an Kindesstatt an, stattet tugendhafte Mädchen aus, freut sich, Armen zu helfen – Armen, die man ihr malerisch in den Weg stellt, und bringt diese Art des Wohlthuns in Mode; denn, wie gesagt, das Reich des Wohlwollens hat begonnen. Mit der Herzogin von Polignac und der Prinzessin von Lamballe verbindet sie sogar ein der Freundschaft ähnliches Gefühl; nach sieben langen Jahren hat sie jetzt auch ein Kind und wird bald Mutter eines Dauphins sein; auch in ihrem Gemahl findet sie ihr Glück, soweit es Königinnen vergönnt ist.

Ereignisse? Die einzigen Ereignisse, die es giebt, sind für wohlthätige Zwecke veranstaltete Tugendfeste (Fêtes des Moeurs) mit ihren Preisverteilungen und schönen Reden; Fischweiberprozessionen zu der Wiege des Dauphins; vor allem aber Liebeleien, ihr Entstehen, ihre Entwicklung, ihr Erkalten und ihr Ende; Schneestatuen, eine Huldigung der Armen für die Königin, von der sie im strengen Winter mit Brennholz beschenkt wurden; Maskeraden, Liebhaber-Theater, Verschönerungen von Klein-Trianon, Ankauf und Restaurierung von St. Cloud, Reisen vom Sommer-Hof-Elysium ins Winter-Elysium; Schmollen und Grollen der sardinischen Schwägerinnen (denn auch die Prinzen sind jetzt verheiratet); kleine Eifersüchteleien, welche die Hofetikette niederzuhalten weiß: kurz ein Prickeln des oberflächlichsten, gehaltlosesten, aber künstlich verfeinerten Lebensschaumes – köstlich, doch leider ebenso kostbar wie schäumender Champagnerwein.

Monsieur des Königs älterer Bruder, der sich auf den Schöngeist hinausspielt, neigt den Philosophen zu; Monseigneur d'Artois reißt einer schönen Unverschämten die Maske vom Gesicht; hat infolgedessen ein Duell auszutragen – bei dem beinahe Blut fließt. Er trägt Hosen einer neuen, noch nie dagewesenen, geradezu *fabelhaften* Art; »vier lange Lakaien«, schreibt Mercier, als ob er Augenzeuge gewesen wäre, »heben ihn empor und lassen ihn dann in das Kleidungsstück hineinfallen, damit sich nicht das allerkleinste

Fältchen bilde; abends müssen ihn dieselben vier Leute auf dieselbe Art nur mit etwas mehr Anstrengung aus seiner engen Haft befreien.« Dieser Mann, dessen Schicksal die »Drei Tage« besiegelt haben, lebt heute als ein abgelebter Greis in Graz – vereinsamt und verlassen! So werden die armen Sterblichen hin und her geschoben und gestoßen.

## Zweites Kapitel.
## **Eine Petition in Hieroglyphen.**

Dem arbeitenden Volke geht es auch jetzt nicht gut. Leider! besteht es doch aus 20–25 Millionen, die man zu einem ganz ungeheuerlichen, aber in weiter Ferne liegenden, undeutlichen Ganzen unter dem Namen »Canaille« oder menschlicher gesprochen »die Massen« zusammenfaßt. Fürwahr Massen; strengst du aber deine Einbildungskraft an und folgst ihnen durch das weite Frankreich in ihre Lehmhütten, in ihre Dachkammern und Kellerlöcher, so siehst du, daß diese »Massen« – so seltsam es klingt – aus lauter Einzelwesen bestehen, von denen ein jedes sein eigenes Herz, seine eigenen Sorgen hat, von denen ein jedes mit seiner eigenen Haut bedeckt ist; und stichst du hinein, so blutet es. O purpurbedeckte Majestät, Heiligkeit, Eminenz. Du z. B. Kardinal Groß-Almosenier im roten Ehrenbarett, in dessen mächtige Hand Würden und Reichtümer gelegt wurden, du, der du im Angesichte Gottes auf deine Weltwarte gestellt wurdest, um der treue Hirt deiner Herde zu sein – bedenkst du nicht, daß jeder Einzelne dieser Massen ein ebenso wunderbarer Mensch ist wie du selbst, der bewußt oder unbewußt um *sein* Königreich kämpft, um dieses Leben, das er in aller Ewigkeit nur einmal empfangen hat, ein Mensch, der einen Funken göttlichen Geistes in sich trägt, den du unsterbliche Seele nennst?

Verlassen und verschmachtend kämpfen sie in ihrer dunkeln, weiten Ferne; freudlos ist ihr Herd, karg ihre Nahrung. Ihnen winkt

in *dieser* Welt keine Ära der Hoffnung, kaum noch in der anderen – es sei denn die Hoffnung auf die düstere Ruhe des Grabes; denn auch ihr Glaube schwindet. Unbelehrt, ungetröstet, ungesättigt! ein stummes Geschlecht, dessen Sprache nur ein unartikulierter Schrei ist. Weder im Rate des Königs noch auf dem Forum der Welt haben sie einen Fürsprecher, der Glauben fände. Nur in langen Zwischenräumen einmal, wie eben jetzt im Jahre 1775, werfen sie Hammer und Spaten weg, scharen sich zum Erstaunen der denkenden Menschheit planlos, aber gefahrdrohend hier und dort zusammen und gelangen sogar nach Versailles. Turgot führt zwar Änderungen im Kornhandel ein, indem er die widersinnigsten Korngesetze abschafft; aber im Lande herrscht große Teuerung. Mag diese wirklich oder »künstlich gemacht« sein, großer Brotmangel läßt sich nicht leugnen. Und so präsentieren diese wüsten Massen am 2. Mai 1775 hier vor dem Versailler Schlosse durch ihr unendliches Elend, durch ihre fahlen, abgezehrten Gesichter, durch ihren Schmutz und ihre Lumpen wie in deutlich lesbaren Hieroglyphen ihre Beschwerdeschrift. Man schließt das Schloßgitter; aber der König will auf dem Balkon erscheinen und zu ihnen sprechen. Des Königs Antlitz haben sie gesehen, und ihre Beschwerdeschrift ist, wenn nicht gelesen, so doch angesehen worden. Als Antwort darauf wurden zwei von ihnen auf einem »neuen, vierzig Fuß hohen Galgen« gehenkt; die übrigen jagt man in ihre Höhlen zurück – für einige Zeit.

Es ist in der That ein schwieriger »Punkt« für die Regierung, diese »Massen« zu behandeln – wenn es nicht vielleicht ihr einziger Punkt und ihr einziges Problem sein sollte, neben dem alle anderen Punkte nur als zufällige Launen, Halbheiten und leere Schläge ins Wasser erscheinen. Denn mögen Freibriefe und Urkunden, Herkommen und Brauch, Gemein- und Partikular-Recht sagen, was sie wollen, die Massen bestehen doch aus so vielen Millionen von Einzelwesen, die allem Anscheine nach von Gott erschaffen sind, dem ja, wie man sagt, diese Erde gehört. Außerdem ist das Volk nicht ohne Wildheit, hat Kraft in den Muskeln und Ingrimm im Herzen.

Erinnert euch nur, was der alte Marquis Mirabeau, jener alte Querkopf und Menschenfreund, in eben diesen Jahren an einem Feiertage in den Bädern von Mont d'or von seiner Wohnung aus sah: »Die Wilden strömen von den Bergen herab; unsere Leute haben den Befehl, das Haus nicht zu verlassen. Der Pfarrer in Chorrock und Stola, die Justizbeamten in der Perücke, die Maréchaussée mit blankem Säbel, überwachen den Platz, bis die Dudelsäcke beginnen können. Schon nach einer Viertelstunde ist der Tanz durch Kampf unterbrochen; das Schreien und Jammern der Kinder, der Bresthaften und anderer Zuschauer steigert die Wut der Kämpfenden, gerade so wie Geschrei raufende Hunde zu noch größerer Wut reizt: schreckliche Gesellen oder vielmehr schreckliche Bestien, in Kittel von grober Wolle gekleidet, die von breiten, mit Kupfernägeln beschlagenen Ledergürteln umspannt werden. Riesengestalten, die ›durch hohe Holzschuhe‹ (sabots) noch höher erscheinen; sie stellen sich auf die Zehenspitzen, um dem Kampf zuzusehen, treten den Takt dazu, reiben sich die Seiten mit den Ellbogen; langes, fettglänzendes Haar hängt in ihr hageres Gesicht herab, dessen oberer Teil gelb wie Wachs ist, während sich der untere zu einem Versuche grausamen Lachens oder zu einer Art tierischer Ungeduld verzerrt. Und diese Leute zahlen die Taille, und ihnen wollt ihr noch weiter ihr Salz nehmen. O ihr wißt nicht, was ihr immer noch nackter macht oder, wie ihr es nennt, regiert, was ihr in kalter, feiger Gleichgültigkeit mit einem einzigen Federstrich noch immer weiter ungestraft aushungern zu dürfen wähnt, immer weiter – bis die Katastrophe hereinbricht. – Ach Madame, eine Regierung, die Blindekuh spielt und zu oft stolpert und Fehlgriffe macht, wird mit allgemeinem Umsturz (culbute générale) enden.«

Das ist ohne Zweifel ein düsterer Zug in einem goldenen Zeitalter – oder wenigstens in einem Zeitalter des Papieres und der Hoffnung. Einstweilen aber verschone uns mit deinen Prophezeiungen, krächzender Menschenfreund! Dies alles haben wir schon lange genug gehört, und noch immer bewegt sich die alte Welt in ihrer alten Bahn.

## Drittes Kapitel.
## **Bedenklich.**

Oder ist das Zeitalter der Hoffnung auch nur ein Trugbild, wie es die Hoffnung selbst nur gar zu oft ist? Ist es nur eine in Regenbogenfarben schimmernde Dunstwolke, die das Auge fesselt, eine verführerische Fata Morgana über Niagarafällen? Dann wird die siegreiche Analyse Arbeit genug finden.

Ja, leider wäre, wenn sie es nur sehen könnte, eine ganze Welt umzugestalten: Arbeit für eine andere als sie! Ist doch alles auf den Kopf gestellt, alles aus den Fugen: weder das geistige noch das wirtschaftliche Leben, weder Kopf noch Herz sind gesund. Wie aber die verschiedenartigsten Übel, eine nähere oder entferntere Verwandtschaft untereinander zeigen und in der Regel Hand in Hand gehen, so ist es auch eine alte Wahrheit, daß überall, wo ein großes physisches Übel besteht, schon früher ein entsprechendes moralisches Übel als dessen Vater und Urheber bestanden hat. Ehe zum Beispiel jene 25 Millionen arbeitender Menschen einer Nation, die sich selbst christlich und den Nächsten Bruder nennt, jenen Ausdruck von Wildheit erhielten, wie ihn Mirabeau schildert, welche unsagbare, ja ungeheuerliche Summe von Unehrlichkeit (zu *scheinen*, statt zu *sein*) mußte sich bei Herrschern aller Art und bei allen bestellten Hütern des Volkes, bei geistlichen wie weltlichen, viele Generationen hindurch angesammelt haben! Und die Unehrlichkeit wird weiter zunehmen, wird wachsen und steigen, aber auch ihren Höhepunkt erreichen: denn es ist die erste aller Glaubenswahrheiten, daß sich eine Lüge nicht ewig behaupten kann.

In der That, dringen wir durch den rosenroten Dunst von Sentimentalität, Menschenliebe und der Fêtes des Moeurs, so bietet sich dem Auge eines der traurigsten Schauspiele dar, und man fragt sich, welche Bande, die bisher die menschliche Gesellschaft glücklich oder überhaupt zusammenhielten, hier noch bestehen. Es ist ein Volk, das seine Meinungen, Hypothesen und die hohlen Systeme der siegreichen Analyse, aber keinen Glauben hat; es

kennt nur *einen* Glauben: daß der Genuß genußreich ist, es kennt nur *ein* Gesetz: den Hunger, Hunger nach allem, was süß ist. Und sonst kennt es kein Gesetz? Eigentlich keins, weder in sich noch über sich.

Sein König mit seiner Maurepas-Regierung, die sich wie eine Wetterfahne nach jedem Winde dreht, ist zu einem bloßen Schattenkönig geworden. Über sich sieht es keinen Gott; man blickt ja überhaupt nicht mehr zum Himmel empor, es sei denn mit astronomischen Gläsern. Die Kirche besteht zwar noch; aber welche Demütigungen erträgt sie, welche zahme Friedfertigkeit hat ihr die Philosophie aufgezwungen, und dies in auffallend kurzer Zeit! Noch vor zwanzig Jahren konnte ein Erzbischof Leaumont den armen Jansenisten das Begräbnis verweigern, konnte ein Boménie Brienne (ein aufsteigender Mann, dem wir noch begegnen werden) im Namen des Klerus auf die »Ausführung« der Gesetze gegen die Protestanten dringen, nach denen auf das Predigen die Todesstrafe gesetzt war. Und jetzt kann man nicht einmal mehr Baron Holbachs Atheismus auf andere Art verbrennen lassen, als daß man durch irgend ein spekulierendes Individuum Fidibusse daraus machen läßt. Unsere Kirche ist gefesselt und steht da wie ein angebundener stumpfsinniger Ochse, der nur nach Futter (dem Zehnt) brüllt, der sich zufrieden giebt, wenn er es bekommt, oder stumpf sein Schicksal erwartet. – Und die zwanzig Millionen »wilder Gesichter« sind auch noch da mit ihrem Wegweiser im harten Lebenskampfe – einem vierzig Fuß hohen Galgen. Wahrlich, ein gar seltsames goldenes Zeitalter trotz seiner Fêtes des Moeurs, seiner milden Sitten, seiner milden Wohlfahrtseinrichtungen, die nur auf Frieden unter den Menschen deuten. – Frieden? O Philosophensentimentalität, was hast du mit Frieden zu schaffen, wenn deiner Mutter Namen Jezabel ist? Faule Frucht noch faulerer Verderbtheit, Fluch euch beiden, dir und ihr!

Es ist aber merkwürdig, wie lange oft auch Morsches zusammenhält, wenn es nur nicht zu rauh angefaßt wird. Es führt, wenn in ihm bereits alles wirkliche Leben, alle Wahrheit erstorben ist,

noch ganze Geschlechter hindurch ein unheimliches Scheinleben weiter: so ungern verläßt der Mensch seine altgewohnten Wege und wagt sich erst dann auf neue, wenn er seine Trägheit und Indolenz überwunden hat. Groß ist die Macht des Bestehenden; aus den bodenlosen Tiefen der Theorie und Möglichkeit hat es sich emporgerungen und steht nun da als ein bestimmtes, unbestreitbares Faktum, mit dem die Menschen leben und wirken oder gelebt und gewirkt haben. Sie thun wohl daran, ihm treu anzuhangen und nur mit Bedauern sich davon zu trennen, wenn es unter ihren Füßen weicht. Sei auf der Hut, voreiliger Freund des Neuen. Hast du erwogen, welche Bedeutung die Gewohnheit in diesem unseren Leben hat? Hast du bedacht, daß alles Wissen und Können über den unermeßlichen Abgründen des Unbekannten, Unerforschlichen schwebt, daß unser ganzes Sein selbst ein unermeßlicher Abgrund ist, der nur von der Gewohnheit wie von einer dünnen, mühsam zusammengefügten Erdkruste *überbrückt* wird?

Wenn aber, wie man behauptet hat, »jeder Mensch einen Tollen in sich eingeschlossen hält«, was muß dann jede Gesellschaft thun? – Die Gesellschaft, die schon in ihrem einfachsten Zustand »das stehende Wunder dieser Welt« genannt wird! »Ohne diese Erdkruste der Gewohnheit oder, wenn man es so nennen will, ohne dieses System von Gewohnheiten«, fährt unser Autor fort, »kurz ohne *feste Normen* des Glaubens und des Handelns – würde die Gesellschaft überhaupt nicht bestehen. *Durch sie* erhält sie sich schlecht und recht. Dieses Gewohnheitssystem, mögt ihr es nun erworben oder ererbt haben, ist das wahre Gesetzbuch, auf ihm beruht die wahre Konstitution der Gesellschaft; es ist der einzige, wenn auch ungeschriebene Kodex, dem sie den Gehorsam nicht verweigern kann. Das, was wir den geschriebenen Kodex, was wir Konstitution, Regierungsform und dergleichen nennen, ist es etwas anderes als ein Miniaturbild und der in feierlichen Worten ausgedrückte Inhalt dieses ungeschriebenen Kodex? *Ist?* – Sollte es wenigstens sein, ist es aber leider *nicht*, und trachtet immer es zu sein. Aus diesem Gegensatz entspringt ein Kampf ohne Ende.« Und

nun, um in der Sprache unseres Autors fortzufahren, laßt einmal in diesem Kampfe ohne Ende durch einen unglücklichen Zufall die dünne Erdkruste *einbrechen*! Dann schießen aus der großen Tiefe kochende Wasserfluten, glühende Feuerströme hervor, die alles mit sich fortreißen und in den Abgrund hinabziehen; euere »Erdkruste« ist zertrümmert, verschlungen, und wo eine grünende, blühende Welt stand, da tobt in wilder Empörung das Chaos, das wüste Chaos – das sich erst unter Aufruhr und Kampf wieder zu einer Welt *gestalten* muß.

Hingegen muß man anderseits zugeben: Wo du eine Lüge findest, die dich drückt, vernichte sie! Lügen sind nur dazu da, um ausgerottet zu werden, sie harren und schreien sozusagen nach Vernichtung. Gewiß, aber bedenke wohl, in welchem Geiste du es thun willst. Nicht mit Haß, nicht mit vorschneller selbstsüchtiger Gewalt sollst du es thun, sondern mit reinem Herzen, mit heiligem Eifer, mit Milde, ja sogar mit Erbarmen! Du willst ja nicht die vernichtete Lüge durch eine neue ersetzen, die nun durch dich zu einem neuen Unrecht würde, zu einer Quelle noch weiterer Lügen; dann wäre das Ende schlimmer als der Anfang.

So müssen denn in dieser unserer Welt, die eine ebenso unverwüstliche Hoffnung auf die Zukunft wie eine unzerstörbare Neigung zum Festhalten an dem Altgewohnten hat, *Neugestaltung* und *Erhaltung* ihren ewigen Kampf führen, so gut sie können und mögen. Daß dabei in tausend Jahren einmal auch »das dämonische Element«, das in allem Menschlichen lauert, zum Ausbruche kommt, wer könnte daran zweifeln! Aber wohl müssen wir es beklagen, daß dieser Kampf, der doch nur jenem klassischen Kampf »haßerfüllter Amazonen mit Heldenjünglingen« gleicht und mit Umarmungen endet – in der Regel von so furchtbaren Erschütterungen begleitet wird. Das erhaltene Princip, das an der Indolenz, der mächtigsten Herrin in uns, eine Bundesgenossin findet, behauptet eben oft Geschlechter hindurch, nicht bloß als Sieger, wie es ja sollte, sondern auch als unzugänglicher Tyrann mit eigensinnigem Trotz seinen Platz und hält seinen Gegner für vernichtet,

weil er die ganze Zeit hindurch ruhig daliegt; und doch ist dieser Gegner nur ein lebendig begrabener Enceladus, der, um die geringste Freiheit zu erlangen, ein ganzes Trinakria samt seinem Ätna erschüttern muß.

Darum wollen wir auch ein papierenes Zeitalter, eine Ära der Hoffnung in Ehren halten; denn, ist einmal jener furchtbare Prozeß einer Enceladusrevolte, die kein Sterblicher freiwillig heraufbeschwören möchte, zur gebieterischen, unausweichlichen Notwendigkeit geworden, dann ist es wohl eine Güte der Natur, daß sie uns durch lockende Verheißungen vorwärts drängt und uns selbst noch in die Nacht des Erebus, in die sie ein ganzes Geschlecht hinabstürzt, mit einer Ära der Hoffnung wie mit einer leuchtenden Fackel vorangeht. Daher heißt es treffend: »Der Mensch ist auf Hoffnung gebaut; die Hoffnung ist eigentlich sein einziger, wirklicher Besitz, ja selbst seine Wohnstätte hier auf Erden heißt ›Ort der Hoffnung‹.«

## Viertes Kapitel.
## **Maurepas.**

Unter allen Hoffnungen, die in dem Herzen der Franzosen keimen, hat wohl die Hoffnung des alten Herrn von Maurepas, sich durch seine Geschicklichkeit am Ruder zu erhalten, die meiste Berechtigung. Ein heiterer alter Herr, der für jede Schwierigkeit sein Witzwort bereit hat und der sich wie ein Kork, ohne zu sinken, stets auf der Oberfläche erhält, mögen die Wogen der Verwirrung noch so hoch gehen. Was kümmert ihn Vervollkommenungsfähigkeit, Fortschritt der Menschheit und Astraea redux! Die Hauptsache bleibt, daß die Menschen ihn, den witzigen Mann und angehenden Achtziger, noch auf dem Hochsitz der Macht sehen und als die wichtigste Persönlichkeit betrachten. Sollen wir ihn, wie es die stolze Chateauroux zu thun pflegte, Monsieur Faquinet (Schuftchen) nennen? In der Sprache der Höflinge heißt er jetzt »Frankreichs Nestor«, und dieser Nestor regiert jetzt Frankreich.

Eigentlich ist es aber schwer zu sagen, wo gegenwärtig der Sitz der Regierung ist. Im Schlosse zu Versailles sehen wir unseren Nestor, den König und die Königin, ferner Minister und Beamte mit wohlverschnürten Aktenbündeln – aber die Regierung? Die Regierung ist doch etwas, was *regiert*, was führt und, wenn es not thut, zwingt. Derartiges existiert in Frankreich nicht, wenigstens nicht wahrnehmbar; aber unsichtbar besteht es, wenn auch nicht organisiert, in den philosophischen Salons, in den Galerien des Oeil de Boeuf, im Munde des Schwätzers, in der Feder des Pamphletisten. Ihre Majestät die Königin erscheint in der Oper und wird mit Applaus empfangen; freudestrahlend kehrt sie zurück. Mit der Zeit läßt der Beifall nach und scheint ganz verstummen zu wollen; schwer wird der Königin ums Herz, die Freude flieht aus ihrem Antlitz. Ja, ist denn Herrscherwürde nur ein armseliger Montgolfier, der anschwillt und sich in die Lüfte erhebt, wenn er vom Winde der Volksgunst getragen wird, oder erschlafft und sinkt, wenn kein günstiger Wind weht? Frankreich war zwar schon lange das Land des »durch Epigramme gemäßigten Despotismus«; aber jetzt scheint es, als sollten die Epigramme die Oberhand gewinnen.

Wie glücklich wäre »Ludwig der Ersehnte«, Frankreich glücklich zu machen, wenn dies nur nicht gar so mühevoll wäre und wenn er nur das Wie? wüßte. Um ihn her endloser *Widerspruch:* so viele Forderungen, so viele Klagen; eine wahre babylonische Verwirrung. Solche Widersprüche kann niemand versöhnen, nur der Stärkste, der Weiseste könnte sie beherrschen oder sie unterdrücken; – unter ihnen selbst nur aushalten, das kann bloß die leichtfertig witzelnde Wetterfahne Maurepas. Das Freidenkertum fordert sein neues Zeitalter und versteht unendlich Vieles darunter. Mit gar lauter Stimme erhebt es seine Forderung; denn das bisher stumme Frankreich beginnt auch zu sprechen und führt die nämliche Sprache. Das giebt einen gewaltigen, vielstimmigen Chor, der nicht ohne Eindruck bleibt, wenn man ihn auch noch nicht deutlich versteht. Das Oeil de Boeuf dagegen, das man wegen der Nähe am besten hört, verlangt laut und ungestüm, daß die Monarchie so

wie bisher das Füllhorn bleibe, aus dem loyale Hofleute schöpfen können – um für den Thron eine rechte Stütze zu sein. Mögen der Liberalismus und die neue Ära ihren Einzug halten, wenn man es so wünscht; nur ja keine Schmälerung der königlichen Einkünfte. Leider ist gerade diese Bedingung unerfüllbar.

Das Freidenkertum sieht seinen Turgot als Generalkontroleur; nun soll unaufhörlich reformiert werden. Unglückseligerweise blieb Turgot nur zwanzig Monate im Amte. Mit einem wunderwirkenden Fortunatussäckel im Staatsschatze hätte es vielleicht länger gedauert; mit einem solchen Säckel hätte sich freilich jeder französische Finanzminister, der damals Erfolge haben wollte, im voraus versehen müssen! Aber müssen wir nicht abermals auch darin die Güte der Natur erkennen, daß sie den Menschen immer aufs neue hoffen läßt? Einer nach dem anderen tritt voll Zuversicht an den Augiasstall heran, als ob *er* ihn reinigen könnte, verschwendet freudigen Mutes das wenige, was er an Talent besitzt, und bringt, wofern er nur ehrlich ist, doch etwas zustande. Turgot hat Fähigkeiten, Einsicht, Redlichkeit, herrische Willenskraft – aber den Fortunatussäckel hat er nicht. O du sanguinischer Generalkontroleur! Eine ganze, friedliche Revolution Frankreichs kann im Kopfe des Denkers ausgearbeitet sein; aber wer wird die ungeheueren Entschädigungssummen zahlen, die notwendig sein werden? Davon will leider niemand etwas wissen. Turgot macht gleich nach seinem Amtsantritt den Vorschlag, der Klerus, der Adel, ja selbst die Parlamente seien ebenso wie das Volk zur Steuerleistung heranzuziehen. Ein Schrei der Entrüstung und des Erstaunens erhebt sich in allen Galerien des Schlosses. Herr von Maurepas muß sich wieder einmal drehen; der arme König, der noch vor wenigen Wochen geschrieben hat: »Il n'y a que vous et moi, qui aimions le peuple« muß jetzt Turgot's Entlassung schreiben und es der französischen Revolution selbst überlassen, sich, so gut sie kann, friedlich oder nicht friedlich, zu vollziehen.

So ist denn die Hoffnung aufgeschoben? Ja, aufgeschoben, aber nicht vermindert oder vernichtet. Ist das nicht z. B. unser Patriarch

Voltaire, der nach langjähriger Abwesenheit wieder einmal Paris besucht? Das Gesicht des alten Mannes ist ganz klein und zusammengeschrumpft; »aus der mächtigen Perücke à la Louis XIV. blitzen nur seine zwei Augen wie Karfunkel« hervor. Welche Aufregung! Vom glühendsten Heroenkultus erfaßt, ist das spottsüchtige Paris plötzlich ehrfurchtsvoll geworden. Edelleute sind in Tavernen als Kellner verkleidet, um nur einen Blick von ihm zu erhaschen; die lieblichsten Töchter Frankreichs wären bereit, ihr Haar unter seine Füße zu breiten. »Sein Wagen ist der Kern eines Kometen, dessen Schweif sich durch ganze Straßen hinzieht«; man krönt ihn im Theater unter endlosen Hochrufen, – ja »erstickt ihn unter Rosen«; – der alte Richelieu hatte ihm gegen seine nervösen Anfälle Opium empfohlen, und der Patriarch nahm davon eine zu große Dosis. Selbst Ihre Majestät die Königin dachte daran, ihn zu sich zu bescheiden, ließ sich aber von ihrem Vorsatze abbringen. Ihre Majestät möge es auch wohl überlegen! Ist es nicht der ganze Lebenszweck dieses Mannes gewesen, alles, worauf die Majestät und die Ehrfurcht vor ihr jetzt noch beruhen, zu untergraben und zu zerstören? Und eine *solche* Anerkennung zollt ihm die Welt? Vergöttert ihn als ihren Propheten und Wortführer, dessen weiser Mund ausgesprochen hat, was sie zu sagen sehnsüchtig verlangte? – Und nun fügen wir hinzu, daß der Leichnam dieses von Rosen erstickten, vergötterten Patriarchen nur heimlich bestattet werden konnte. Dies alles ist merkwürdig, und Frankreich ist ohne Zweifel guter Hoffnung (was der Engländer big nennt); wir wollen ihm eine glückliche Geburtsstunde und eine gesegnete Frucht wünschen.

Auch Beaumarchais hat jetzt die Memoiren seines Prozesses abgeschlossen, nicht ohne Erfolg für sich und die Welt. Caron Beaumarchais (oder de Beaumarchais, denn er wurde geadelt) war von Geburt arm, aber voll ehrgeizigen Strebens. Er besaß Talent, Kühnheit, Verschlagenheit, vor allem das Talent zur Intrigue: er war ein magerer, aber zäher, unbeugsamer Mann. Glück und Geschicklichkeit brachten ihn an die Harfe von Mesdames, unseren guten Prinzessinnen Graille, Chiffe und Loque. Und, was

mehr wert war, der Hofbanquier Pâris Duvernier beehrte ihn mit seinem Vertrauen und schließlich mit Geldgeschäften. Das gleiche Vertrauen schenkte ihm Duvernier's Erbe Graf La Blache nicht; im Gegenteil, es entsteht ein Prozeß, in welchem der zähe Beaumarchais nicht nur sein Geld und seinen Ruf verliert, sondern auch nach der Meinung Götzmanns, des Berichterstatters in seinem Prozesse, nach der Meinung des Parlaments Maupeou und einer ganzen, teilnahmlos zusehenden Welt kläglich geschlagen ist; – nach der Meinung aller, nur nicht nach seiner eigenen. Sein Zorn entflammt ihn zwar nicht zu Versen, aber zu satirischen Streitschriften, und der dürre Musiklehrer nimmt mit dem Heldenmut der Verzweiflung einer ganzen Welt zum Trotz seine verlorene Sache wieder auf; kämpft geschickt für sie gegen Berichterstatter, Parlamente und durchlauchtige Personen mit leichtem Spott, klarer Logik, mit Gewandtheit, mit unerschöpflicher Zähigkeit und unerschöpflichen Mitteln wie der geschickteste Fechter, und nun zieht er durch seine Geschicklichkeit die Augen der ganzen Welt auf sich. Drei lange Jahre währt der Kampf mit wechselndem Glücke. Endlich, nach übermenschlichen Anstrengungen triumphiert unser unbezwingbarer Herkules-Caron, gewinnt seinen Prozeß und seine Prozesse wieder, nimmt dem Referenten Götzmann den Richterhermelin ab, bedeckt ihn statt dessen für ewige Zeiten mit einem Spottgewand und weckt in den Köpfen der Menschen sowohl über das Parlament Maupeou (zu dessen Beseitigung er beigetragen hat), als auch über Parlamente aller Art und über die französische Rechtspflege im allgemeinen tausenderlei Gedanken. So hat sich Beaumarchais, vom Schicksal getrieben, wie ein hagerer, französischer Herkules in das Reich der Unterwelt gewagt und dort siegreich Höllenhunde gebändigt. Von nun an zählt auch er zu den Berühmtheiten seiner Zeit.

## Fünftes Kapitel.
## **Astraea redux mit der leeren Tasche.**

Doch seht, jenseits des Oceans ist der neue Tag wirklich angebrochen. Die Demokratie ist geboren und kämpft sturmumgürtet um Leben und Sieg. Das mitfühlende Frankreich jubelt über die Menschenrechte; in allen Salons ruft man: Welch ein Schauspiel! Und nun kommen auch unser Deane, unser Franklin als Bevollmächtigte Amerikas und bitten hier persönlich um Hilfe; sie sind da, die Söhne der sächsischen Puritaner mit ihrem altsächsischen Charakter, ihrer althebräischen Kultur, der schlichte Benjamin, der schlichte Silas sind hier mit dieser Mission mitten unter den Kindern des Heidentums, der Monarchie, der Sentimentalität und des Scharlachweibes. Wahrlich, ein Schauspiel, worüber man in den Salons vor Freude gackern mag – wenn auch Kaiser Joseph auf eine darauf gerichtete Frage eine Antwort gab, die man von einem Philosophen am allerwenigsten erwartet hätte: »Madame, mein Handwerk ist Royalist zu sein.« (Mon métier à moi c'est d'être royaliste.)

So denkt zwar auch der leichtfertige Maurepas, aber der Wind des Freidenkertums und die Macht der öffentlichen Meinung werden ihn bald herumdrehen. Einstweilen entbietet man die besten Wünsche und rüstet im Geheimen Kaper aus. Paul Jones soll seinen »Bon Homme Richard« bemannen; es lassen sich ja Waffen und Kriegsvorräte hinüberschmuggeln (wenn die Engländer sie nicht wegnehmen), ein Geschäft, bei dem wieder Beaumarchais als Riesenschmuggler im Hintergrunde undeutlich sichtbar wird und dabei auch seine eigene, magere Tasche füllt. Aber das steht fest: Frankreich sollte eine Flotte haben! Wäre nicht zur Erreichung dieses großen Zieles vielleicht gerade jetzt, da die stolze Beherrscherin der Meere vollauf beschäftigt ist, der rechte Augenblick? Ein verarmter Staatsschatz kann freilich keine Schiffe bauen; aber hat man nur einmal einen Wink gegeben (und Beaumarchais behauptet, er habe es gethan), dann wird dieser oder jener

loyale Seehafen, diese oder jene loyale Handelskammer Schiffe bauen und zur Verfügung stellen. – Stattliche Schiffe stechen in die See, unter ihnen die »Ville de Paris«, der Leviathan unter den Schiffen.

Was kann Maurepas jetzt, da Dreidecker, die unentgeltlich zur Verfügung stehen, mit flatternden Wimpeln vor Anker liegen und das freiheitsdurstige Freidenkertum immer ungestümer wird, anderes thun als – sich drehen? Geschwader durchqueren den Ocean, rauhe Yankee-Generale wie ein Gates, Lee, »die wollene Nachtmütze unter dem Hute«, präsentieren vor Frankreichs weitausblickender Ritterschaft, und die neugeborene Demokratie sieht nicht ohne Erstaunen »den durch Epigramme gemäßigten Despotismus« an ihrer Seite kämpfen. Und doch ist es so. Königliche Truppen und heldenmütige Freiwillige, die Rochambeaus, Bouillés, Lameths, Lafayettes haben ihr Schwert in diesem heiligen Kampf der Menschheit gezogen; – sie werden es auch an anderen Orten wieder ziehen, und zwar in der seltsamsten Art.

Auf der Höhe von Ushant vernimmt man von den Schiffen her Kanonendonner. Was thut unser junger Prinz, der Herzog von Chartres? Hat er sich im Schiffsraum verborgen oder hat er seinen Heldenmut durch die That bewiesen und dadurch zum Siege beigetragen? Ach, leider erfahren wir aus einem anderen Bericht, daß es überhaupt keinen Sieg gegeben habe oder daß doch nur der Engländer Keppel gesiegt haben könne. – Der laute Beifall verwandelt sich in spöttisches Kichern, und unser armer junger Prinz kann nicht Groß-Admiral werden – für ihn eine Quelle endlosen Wehes.

Wehe auch der »Ville de Paris«, dem Leviathan unter den Schiffen! Der Engländer Rodney wußte sie mit festem Griff zu fassen und brachte sie mitsamt den übrigen Schiffen in die Heimat; so trefflich hat sich sein »neues Manöver, die feindliche Linie zu durchbrechen, bewährt.« Es scheint wirklich, als sollte Frankreich, wie Ludwig XV. äußerte, niemals »eine Flotte haben.« Der tapfere Suffren muß von Hyder-Aly und den indischen Gewässern zurückkehren, mit geringem Erfolg, aber großem Ruhm, weil er *»sechsmal« keine*

*Niederlage* erlitt, eine Leistung, die man bei der geringen Unterstützung, welche er fand, wahrhaft heroisch nennen kann. Lassen wir jetzt den alten Seehelden, geehrt von Frankreich, in seinen heimatlichen Cevennen ausruhen; dort mag er aus den alten Schloten seines Schlosses von Jalés, das eines Tages in anderen Händen eine andere Berühmtheit erlangen wird, statt Pulverdampfs Küchenrauch aufsteigen lassen. Auch der tapfere Lapérouse wird nicht lange darauf die Anker zur philanthropischen Entdeckungsreise lichten; denn der König versteht etwas von Geographie. Leider soll auch diese Fahrt nicht glücken: – der tapfere Seefahrer geht und kehrt nicht wieder. Vergeblich sucht man im weiten Weltmeer nach ihm; er ist in der unendlichen Weite der blauen Fluten spurlos verschwunden, nur sein trauriger, geheimnisvoller Schatten lebt noch lange in den Herzen und Gedanken aller fort.

Auch Gibraltar will sich, während der Krieg noch immer währt, nicht ergeben, obwohl Crillon, Nassau-Siegen und die fähigsten Köpfe und Ingenieure ihrer Zeit dort anwesend und die Prinzen von Condé und Artois ihnen zu Hilfe geeilt sind. Wunderbar schwimmende Batterien mit ledernen Dächern, flott gemacht durch den französisch-spanischen Pact de famille, fordern ritterlich zur Übergabe auf; aber Gibraltar antwortet mit wahren Strömen rotglühenden Eisens, als wäre der Felsen Calpe zum Höllenschlund geworden, und donnert ihnen ein so vernichtendes *Nein* entgegen, daß alle daran glauben müssen.

Mit dieser donnernden Explosion verstummt der Kriegslärm, und das Zeitalter des Wohlwollens kann wieder ruhig weiter hoffen. Unsere edlen Freiwilligen der Freiheit sind zurückgekehrt und Apostel der Freiheit geworden. Lafayette glänzt als der Ritter ohne Furcht und Tadel seiner Zeit im Oeil de Boeuf von Versailles, und im Hotel de Ville von Paris stellt man seine Büste aus. Riesengroß, unüberwindlich steht die Demokratie in ihrer neuen Welt da und erhebt sogar den Fuß gegen die alte Welt. – – Unsere französischen Finanzen aber haben durch dies alles keine Besserung erfahren, im Gegenteil, mit ihnen steht es recht schlecht.

Was ist aber mit den Finanzen zu machen? Das ist die große Frage und eine zwar kleine, aber tiefschwarze Wetterwolke, die selbst der strahlende Glanz allgemeiner Hoffnungsfreudigkeit nicht verdecken kann. Wir sahen, wie Turgot unter lautem Lärm aus dem Amt gejagt wurde, weil ihm der Fortunatussäckel fehlte. Ebensowenig konnte Monsieur de Clugny den Anforderungen des Dienstes genügen oder überhaupt mehr thun als sein Gehalt verzehren, im übrigen den Dienst gehen lassen, so gut es ging, und sich einen »Platz in der Geschichte sichern«, in der man seinem wesenlosen Schatten noch heute begegnet. *Besaß* der Genfer Necker diesen Säckel? Er besaß die Geschicklichkeit und Ehrlichkeit eines Banquiers und Kredit aller Art; denn er hatte akademische Preisschriften geschrieben, sich für indische Handelscompagnien eingesetzt, philosophische Diners gegeben und sich in zwanzig Jahren ein Vermögen erworben. Ferner besaß er die Wortkargheit und das feierliche Wesen des tiefen Denkers oder – des unklaren Kopfes. Welche Überraschung für Gibbon, den treulosen Seladon, dessen Vater, wahrscheinlich weil er sein eigenes Gig hielt, »von einer solchen Verbindung nichts hören wollte«, seine verlassene Demoiselle Curchod jetzt in den vornehmsten Kreisen als Frau eines Ministers und »Necker nicht eifersüchtig« zu finden.

Eine neue, junge Demoiselle, später als Madame und de Staël berühmt, spielt, jetzt noch ein Kind, zu den Füßen des Niedergangs und Zusammenbruchs. Madame Necker gründet Spitäler, giebt zur Aufheiterung ihres übermüdeten Generalkontroleurs glänzende philosophische Diners. Seltsame Früchte sind durch das ungestüme Drängen des Freidenkertums, durch die Verwaltung des Marquis de Pezay und durch die Armut, die selbst Könige bezwingt, gezeitigt worden. Und so trägt Necker, dem Atlas gleich, fünf Jahre lang ohne Gehalt, das er ausschlägt, die Last der Finanzen; nichts als die öffentliche Meinung und die Unterstützung seines edlen Weibes ermutigen ihn zum Ausharren. – Hoffentlich auch die vielen Gedanken, die er im Kopfe trägt, aber auszusprechen vermeidet. Sein Compte rendu, das er mit Erlaubnis des

Königs veröffentlicht – ein neues Zeichen einer neuen Zeit –, läßt Wunder sehen; wer sonst als der geniale Atlas-Necker kann verhüten, daß diese Wunder zu unheilkündenden Vorboten werden? Auch in Neckers Kopfe liegt eine ganze friedliche französische Revolution ganz eigener Art, und hinter seiner wortkargen, unklaren Tiefe oder tiefen Unklarheit verbirgt sich ein gut Teil Ehrgeiz.

Indessen zeigt es sich, daß auch sein Fortunatussäckel nicht viel mehr ist als das alte »Vectigal parsimoniae.« Ja, auch er mußte mit seinem Steuerplan hervortreten! Besteuerung des Klerus und Adels; Provinzialversammlungen und alles andere nichts als – der reine Turgot. Der sterbende Monsieur Maurepas muß sich noch einmal drehen, und Necker tritt zum allgemeinen Bedauern zurück.

Als weltbekannter Privatmann sieht Necker nun aus der Ferne zu und wartet seine Zeit ab; 80,000 Exemplare seines neuen Buches, das er »Administration des finances« betitelt, sind in wenigen Tagen verkauft. Er ist gegangen, er wird wiederkommen, und zwar mehr als einmal, getragen von dem Jubel einer ganzen Nation. Ein merkwürdiger Mann, dieser Generalkontroleur der Finanzen, früher Gehilfe in Thélussons Bank.

## Sechstes Kapitel.
## **Windbeutel.**

So schreitet die Welt in diesem ihrem Zeitalter des Papiers oder der Hoffnung weiter, zwar nicht ohne Hindernisse, nicht ohne Kriegsexplosionen; aber auf so weite Entfernung klingen sie fast wie eine fröhliche Marschmusik. Doch wie? Wenn einmal dieses finstere, lebende Chaos von Unwissenheit und Hunger, das aus 25 Millionen Menschen besteht, unter euren Füßen euch aufzuspielen begönne?!

Für den Augenblick aber seht nach Longchamp, jetzt, da die Fastenzeit zu Ende geht und die ganze glänzende Gesellschaft von Paris und Frankreich wie alljährlich hinausströmt, nicht um Pumpermetten beizuwohnen, sondern um sich zu sonnen, um sich zu

zeigen, um den jungen Frühling zu begrüßen. In den reichsten, hellsten Farben, schimmernd von Gold, zieht es in langen, bunten Reihen durchs Bois de Boulogne wie langgestreckte, lebende Blumenbeete von Tulpen, Dahlien und Maililien, alle in ihren wandelnden Blumentöpfen (den neuvergoldeten Karossen), sich selbst eine Augenweide, alle schwelgend in Lebenslust und stolzem Selbstbewußtsein. So rollt und tanzt der Zug so sicher und stolz, als rollte er über festes Gestein und über die Grundmauern der Welt, und nicht über wappengeschmückte Pergamente, unter denen ein Feuermeer glüht. Tanzt zu, ihr Thoren, ihr suchtet weder nach Weisheit, noch fandet ihr sie! Ihr und eure Väter habt Wind gesäet, Sturm werdet ihr ernten. Steht es nicht von alters her geschrieben: »Der Sünde Lohn ist der Tod?«

Aber in Longchamp und an anderen Orten bemerkt man, daß sowohl Dame als auch Kavalier von einer Art dienstbaren Geistes, den man Jockey nennt, begleitet ist, von einem kleinen Knirps oder Kobold, dessen verlebtem Gesicht trotz der jungen Jahre der Stempel des Lasters und der Verschlagenheit aufgedrückt ist: eine vollendete Koboldnatur, aber brauchbar zu allem. Der Name Jockey kommt aus dem Englischen, und auch diese neue Modethorheit selbst bildet sich ein, desselben Ursprungs zu sein. Unsere Anglomanie hat in der That beträchtlich zugenommen und läßt noch vieles voraussehen und erwarten. Wenn Frankreich frei sein will, warum soll es nicht jetzt, da der wilde Kriegslärm verstummt ist, auch die Freiheit des Nachbarlandes lieben? Männer von hoher Bildung wie die Herzöge von Liancourt, de la Rochefoucault bewundern die englische Konstitution, den englischen Nationalcharakter und möchten davon so viel als möglich importieren.

Um wie viel leichter läßt sich leichtere Ware einführen, zumal wenn sie leicht wie der Wind ist. Unser Nicht-Admiral, der Herzog von Chartres (jetzt noch nicht von Orléans oder Egalité), fliegt über den Kanal hinüber und herüber und führt englische Moden ein, ein Geschäft, zu dem er sich als Busenfreund eines Prinzen von Wales vorzüglich eignet. Nicht nur Wagen und Sättel, Stulpenstiefel und

Redingotes, die ridingcoats der Engländer, sondern auch die Reitweise der Engländer führt er ein; denn jetzt reitet kein Mensch mehr, der auf der Höhe der Zeit steht, anders als à l'anglaise (indem er sich in den Steigbügeln *hebt*) und sieht mit einem verächtlichen Lächeln auf die alte Methode mit ihrem Satteldruck herab, nach der wie Shakespeare sagt, »Eier und Butter zu Markte gehen«. Und fahren kann unser wackerer Chartres, daß die Achsen glühen, und in Paris giebt es keinen Kutscher von Beruf, der die Peitsche sicherer und gewandter führt als die Hand Monseigneurs.

Kobold-Jockeys haben wir gesehen, sehen wir uns auch die echten Yorkshire-Jockeys an und die Pferde, die sie reiten und trainieren: englische Renner für französische Rennen. Auch diese verdanken wir Monseigneur und seinem Schutzpatron, dem Teufel. Auch der Prinz von Artois hat seinen Rennstall und dazu den seltsamsten Tierarzt: ein mondsüchtiges, vielduldendes Individuum aus Neufchâtel in der Schweiz, Namens *Jean Paul Marat*. Ein problematischer Chevalier d'Eon, der sich bald in Männer-, bald in Frauenkleidern zeigt und in London eine ebenso problematische Rolle spielt wie in Paris, giebt Veranlassung zu Wetten und Prozessen. Herrliche Tage internationalen Verkehrs, in denen sich Schwindler und Schurken über den Kanal die Hände reichen und begrüßen. Seht nur, wie bei den Rennen von Vincennes und Sablons mitten unter Fürstlichkeiten und Gaunergrößen in einem englischen Viererzug der Engländer Dr. Dodd stolz einherfährt, ein Mann, dem der Galgen nur zu bald winkt.

Der Herzog von Chartres war, was junge Prinzen öfter sind, ein vielversprechender junger Mann; leider erfüllte er nicht die in ihn gesetzten Erwartungen. Durch das unermeßliche Vermögen der Orléans und das seiner Frau, der Tochter des Herzogs von Penthièvre (sein junger Schwager Lambelle erliegt eben den Folgen seiner Ausschweifungen), wird er eines Tages der reichste Mann von Frankreich sein. Einstweilen »fallen ihm die Haare aus, sein Blut ist durch frühzeitige, maßlose Ausschweifungen ganz und gar verdorben, sein Gesicht ist mit Karbunkeln, dunkeln Beulen

auf kupferfarbigem Grunde, besäet«. Ein ganz besonderer Fall von Entartung, dieser junge Prinz! Alles Mark ist in ihm vorzeitig ausgebrannt und fast nichts mehr übrig geblieben als ekler Rauch und Asche erlöschender Sinnenlust; alles, was sich zu Ideen, zu Einsicht, ja selbst zu Charakter hätte entwickeln können, ist abgestorben oder stirbt rasch ab, geht über in geistige Verworrenheit und Finsternis, die nur durch ein trügerisches Aufblitzen erhellt wird, oder artet in tolle Einfälle und Handlungen aus, die man nur mehr für den Ausdruck halber Verrücktheit oder psychischen Zwanges halten kann. Die Pariser machen sich über ihn lustig, er achtet ihres Lachens nicht.

Das aber war kein Tag des Lachens, als er aus Gewinnsucht seine frevelnde Hand an den Garten des Palais-Royal zu legen drohte. Die Blumenbeete sollen zerstört werden; die Kastanien-Alleen sollen fallen; fallen soll der altehrwürdige Hain, in dessen Schatten die gegen die Männerwelt nicht unerbittlichen Hamadryaden der Oper sich zu ergehen pflegten; Paris schreit laut auf. So soll Philidor vom Café de la Régence nicht mehr auf das junge Grün blicken? Und die Müßiggänger und Tagediebe der Welt, wohin sollen die jetzt gehen? Umsonst ist alles Klagen. Es blitzt die Axt, und krachend fällt der geheiligte Hain; denn Monseigneur braucht wirklich Geld. Schreiend fliehen die Opernhamadryaden. Schreit nicht, wenigstens nicht so, als ob euch kein Trost bliebe! Euer Garten wird, wenn auch verkleinert, wiedererstehen. Monseigneur wird ihn mit Gebäuden und Arkaden umgeben, ihn aufs neue bepflanzen und durch großartige Wasserkünste verschönern; um Mittag wird die Sonne eine Kanone abfeuern; kurz, der Garten wird noch nie dagewesene Herrlichkeiten bergen, die Herz und Sinne erfreuen; – und das Palais-Royal wird wieder und mehr denn je zuvor die Stätte von *Walpurgisnächten* und das *Satansheim* auf Erden sein.

Was werden die Sterblichen nicht noch alles versuchen? Im fernen Annonay in Vivarais lassen die Brüder Montgolfier ihren mit erhitzter Luft gefüllten Papierballon aufsteigen. Die Provinzialversammlung von Vivarais hält an diesem Tage keine Sitzung: ihre

Mitglieder müssen Beifall klatschen, und auch die versammelte Volksmenge jubelt. Will die siegreiche Analyse auch den Himmel erklimmen?

Paris vernimmt die Kunde mit Erstaunen und brennender Neugier. Nicht lange währt es, und Paris soll das Wunder selbst sehen. Dort in der Rue St. Antoine vor dem bekannten Papierwaarengeschäft Réveillons steigt Montgolfiers neues Luftschiff auf. Heute gehen Hühner und Enten mit; bald sollen es Menschen sein. Ja, der Chemiker Charles denkt sogar an Hydrogen und imprägnierte Seide; im Garten der Tuilerien steigt er selbst auf; Montgolfier durchschneidet feierlich das Seil. Beim Himmel! Er steigt auf, er und noch ein zweiter! Zehnmal zehntausend Herzen schlagen bange, alle Zungen verstummen vor Furcht und Staunen – bis sich ein Jubelruf, mächtig wie Meeresbrausen, losringt und ihm auf seiner abenteuerlichen, bahnlosen Fahrt nachhallt. Er schwebt, er steigt, bis er dem Monde am hellen Tage gleich, nur mehr wie eine kleine schimmernde Scheibe, etwa wie eine Turgotine-Schnupftabakdose »Turgotine-Platitude« genannt, sichtbar ist. Endlich sinkt er unter den jubelnden Grüßen der ganzen Welt wieder herab. Die Herzogin von Polignac erwartet ihn mit einer Gesellschaft im Bois de Boulogne, obwohl wir den 1. Dezember 1783 und einen frostigen Wintertag haben. Der ganze Adel Frankreichs reitet ihm entgegen, allen voran der Herzog von Chartres.

Welch herrliche Erfindung, wie schön, so ohne Weg und Ziel gegen den Himmel zu schweben! ein Sinnbild für gar vieles, auch für das Zeitalter der Hoffnung, das wegen seiner besonderen Leichtigkeit ebenso majestätisch steigen, schweben und fallen wird, wohin das Schicksal will; ein Glück, wenn es nicht wie Pilâtres Ballon explodiert, herabstürzt und ein um so tragischeres Ende findet. So wähnt der Mensch mit Luftballons das Firmament erklimmen zu können.

Oder seht auch den Herrn Doktor Mesmer an in seinen weiten, magnetischen Hallen. In langwallendem Gewande, ehrfurchtgebietend, das Auge wie in Verzückung aufwärts gerichtet, so schreitet

er einher, ein antiker, ägyptischer Hierophant in dieser neuen Zeit. Sanfte Musik unterbricht von Zeit zu Zeit die heilige Stille; um das magnetische Mysterium – für das Auge nur ein mit Wasser gefüllter Kübel – sitzt alles, was im Reiche der Mode und Schönheit einen Namen hat, in Kreisen herum, jeder Kreis eine lebende Passionsblume, alles mit einem Stabe in der Hand, alles in atemloser Spannung und Erwartung der magnetischen Offenbarung und des neugeschaffenen Himmels auf Erden. O Menschen, wie groß ist euer Aberglaube! Wir sehen hier unter den Anwesenden einen Parlamentarier Duport, einen Bergasse, D'Espréménil; ja auch den Chemiker Berthollet als Abgesandten des Herzogs von Chartres.

Hätte sich nur nicht die Akademie der Wissenschaften mit ihren Baillys, Franklins, Lavoisiers ins Mittel gelegt! Sie hat es gethan, und Mesmer mag sein schweres Geld einstecken und – abziehen. Nun wandelt er schweigend an den Ufern des Bodensees bei der alten Stadt Konstanz und kann über vieles seine Betrachtungen anstellen. Und so offenbart sich abermals trotz der seltsamen neuen Hülle die alte große Wahrheit, die sich durch nichts verbergen läßt, die Wahrheit: daß der Mensch ein wunderbares Wesen ist, mit einer wunderbaren Macht über seine Mitmenschen, ein Wesen mit einem so reichen Leben in sich und mit einer so reichen Welt um sich, daß die siegreiche Analyse mitsamt ihren Physiologien, ihren Nervensystemen, mitsamt ihrer Physik und Metaphysik sie kaum je vollständig wird *benennen*, geschweige denn *erklären* können. Daher wird auch zu allen Zeiten der Charlatan auf seine Rechnung kommen.

## Siebentes Kapitel.
## **Contrat social.**

In dieser seltsamen Aufeinanderfolge eigentümlicher, prismatischer Farben, in denen nacheinander der Horizont erglüht, dämmert die Ära der Hoffnung ihrer Erfüllung entgegen. Das ist

bedenklich; aber konnte es mit einem Zeitalter der Hoffnung, das nur auf allgemeinem Wohlwollen, auf der siegreichen Analyse, auf dem seiner Häßlichkeit entkleideten Laster und auf den finsteren wilden 25 Millionen ruht, die erschöpft und ausgehungert zu ihrem vierzig Fuß hohen Ecce signum emporsehen, konnte es denn anders als bedenklich sein?

Die Sünde war, ist und wird zu allen Zeiten, wenn wir recht lesen, die Mutter des Elends sein. Dieses Land nennt sich das allerchristlichste, es hat Kreuze und Kathedralen, aber sein Hoherpriester ist irgend ein Roche-Aymon oder ein Halsband-Kardinal Louis de Rohan. Leise wimmernd dringt die Stimme der Armut aus ihrem unendlichen Elend lange Jahre hindurch in Jacquerien und Brotrevolten unartikuliert empor, die Erde achtet ihrer nicht, aber der Himmel hört sie! Wo aber Millionen im Elend schmachten, sind Tausende bedrückt und unglücklich; nur die Bevorzugten können gedeihen oder, sagen wir besser, sie sind die letzten, die zu Grunde gehen. Die Industrie, die man gebunden und geknebelt hat, als wäre auch sie nur ein Jagdwild zum Ergötzen und Erlaben der mächtigen Jäger dieser Welt, ruft diesen ihren gutbezahlten Führern und Wächtern nicht zu: *führt mich!* sondern: laissez faire, laßt mich in Ruhe mit eurer Führung! Was für einen Markt hat die Industrie in Frankreich? Nur für zwei Artikel giebt es einen Markt und eine Nachfrage: für die gewöhnlichsten Feldfrüchte, denn die Millionen wollen leben; oder für alles, was dem Luxus und Lebensgenuß dient, von Opernmelodien an bis zu Rennpferden und Courtisanen; denn die Bevorzugten wollen unterhalten sein; es ist im Grunde genommen ein toller Zustand.

Um dies alles zu verbessern und neu zu gestalten, haben wir allerdings die siegreiche Analyse. Ehre der siegreichen Analyse! Doch was hat sie bisher außerhalb der Werkstatt und des Laboratoriums geleistet? Sie hat vor allem Widersprüche aufgedeckt und Unhaltbares beseitigt. Der Zweifel war aber von jeher nur ein halber Zauberer, der Geister rufen, aber nicht bannen kann. Wir werden »endlose Wirbel einer Schaumlogik« haben, die zuerst Worte, dann

Dinge erfassen und verschlingen werden. Man beachte demgemäß, wie alle Gründe, auf die sich die Hoffnung stützte, eigentlich nur Vorboten der Verzweiflung sind; und darum dieses beständige Theoretisieren über den Menschen, über den Geist des Menschen, über die Philosophie der Staatskunst, über den Fortschritt der Menschheit und ähnliche Dinge, die jetzt alle Köpfe erfüllen. Die Zeit und ihre vielen Wortführer wie ein Montesquieu, ein Mably haben ungezählte Entdeckungen gemacht; und verkündet nicht jetzt auch Jean Jacques ein neues Evangelium, seinen Contrat social, der das ganze Geheimnis der Staatskunst enthüllt und erklärt, wie dieser Vertrag zur Zufriedenheit aller zu schließen und zu behandeln ist? Staatstheorien! Deren hat es in Zeiten des Verfalles immer gegeben und wird es immer geben; nur muß man sie als das betrachten, was sie wirklich sind, als Prozesse der Natur, die nichts umsonst thut, als einzelne Stufen in ihrem großen Entwicklungsgange. Giebt es aber eine Theorie, die so gewiß ist als die, daß alle Theorien, und wären sie mit noch so viel Bedacht und mit noch so vieler Mühe ausgearbeitet, unvollständig, zweifelhaft, ja selbst falsch sind, und dies ihrer Natur nach sein müssen? Wisse, daß das Weltall wirklich das ist, als was es sich offenbart: ein Unendliches. Versuche nicht, es zu deiner logischen Verdauung zu verschlingen; sei vielmehr dankbar, daß du das Weltall hindern kannst, *dich* zu verschlingen, indem du klug da und dort einen festen Pfeiler einrammst. Daß eine neue, junge Generation Jean Jacques zustimmt und ihr skeptisches Glaubensbekenntnis: *Was soll ich glauben?* gegen den leidenschaftlichen Glauben an dessen Evangelium vertauscht hat, ist nur ein weiterer Schritt in dieser Richtung und beweist viel.

Gesegnet ist auch die Hoffnung; denn seit jeher wurde immer ein Millennium prophezeit: freilich immer nur ein Millennium der Heiligkeit; erst die neue Ära (und das ist bemerkenswert) hat ein Millennium der Behaglichkeit und des Überflusses verheißen. Glaubt nicht, meine Freunde, an dieses Schlaraffenland der Glückseligkeit, des Wohlwollens und des seiner Häßlichkeit

entkleideten Lasters! Der Mensch ist nicht das, was man ein glückliches Tier nennt; denn sein Verlangen nach süßer Speise ist zu übermächtig. Wie soll auch der arme Mensch in diesem ungeheueren Weltall, das in seiner Unendlichkeit drohend auf ihn einstürmt, festen Fuß fassen und, sagen wir, nicht Glück, sondern nur eine Existenz finden, wenn er sich nicht selbst zu beständigem Ringen und Dulden wappnet? Wehe ihm, wenn in seinem Herzen kein frommer Glaube lebt, wenn das Wort *Pflicht* für ihn keine Bedeutung mehr hat. Ohne Glaube und Pflichtgefühl wird ihm jene Sentimentalität, die ja so nützliche Dienste leistet, wenn es sich darum handelt, beim Lesen von Romanen oder bei rührenden Begebenheiten zu weinen, in diesem harten Kampfe nichts, ja weniger als nichts helfen. Das gesunde Herz, das zu sich selbst sagte: »Wie gesund bin ich!« war bereits der verhängnisvollsten Krankheit verfallen. Ist nicht die Sentimentalität die Zwillingsschwester der Heuchelei, wenn sie nicht gar ein und dasselbe ist? Ist nicht Heuchelei die materia prima des Teufels, aus der alle Lüge und Falschheit, alle Schwachheit und Niedertracht stammen, aus der nichts Wahres kommen *kann*? Denn die Heuchelei ist an und für sich die doppeltdestillierte Lüge, die zweite Potenz der Lüge.

Was aber dann, wenn eine ganze Nation in Lüge und Heuchelei verfällt? Dann, antworte ich, wird sie unfehlbar daraus zurückkehren; denn das Leben ist keine klug ersonnene Täuschung oder Selbsttäuschung: Es ist eine große Wahrheit, daß du lebst, daß du Begierden und Bedürfnisse hast, und diese können nicht bestehen und durch Täuschungen, sondern nur durch Wirklichkeit befriedigt werden. Und zur Wirklichkeit, verlaßt euch darauf, werden wir zurückkehren: – allerdings zu derjenigen Wirklichkeit, der, sei sie nun gesegnet oder verflucht, unsere Weisheit entspricht. Die ursprüngliche, niedrigste, am wenigsten gesegnete Wirklichkeit, von der wir wissen, auf die sich aber die Sterblichen in der Not immer berufen haben, scheint die des Kannibalismus zu sein, nämlich die: »Daß ich *dich* verschlingen kann.« Wie, wenn es nun gerade diese ursprüngliche Wirklichkeit wäre, auf die wir mit

unseren verbesserten Methoden zurückkommen und von der wir von neuem beginnen müßten?

## Achtes Kapitel.
## **Bedrucktes Papier.**

In einem so überaus praktischen Frankreich kann es, mag die Perfektibilitäts-Theorie sagen, was sie wolle, an Unzufriedenen keinen Mangel geben: denn die verheißene Neugestaltung, so unerläßlich sie ist, kommt noch immer nicht; – wer will auch damit bei sich selbst den Anfang machen? Die Unzufriedenheit mit dem, was um uns, noch mehr mit dem, was über uns ist, nimmt immer zu und sucht stets nach neuen Auswegen.

Wir brauchen weder von Gassenliedern noch von Epigrammen zu sprechen, die von jeher den Despotismus mäßigten. Auch von Manuskript-Zeitungen (Nouvelles à la main) sprechen wir nicht. Bachaumont und seine Helfershelfer und Anhänger mögen ruhig jene »dreißig Bände gemeinen Klatsches« schließen und ihr Handwerk aufgeben; denn endlich haben wir, wenn auch keine freie, so doch eine zügellose Presse. Pamphlete können als Nachdruck in Paris verkauft und gelesen werden, wenn nur ein ausländischer Druckort angegeben ist, hieße es auch: »Gedruckt in Peking!« So erscheint in jener Zeit in London der »Courrier de l'Europe«, dessen Herausgeber, einen gewissen de Morande, die Guillotine noch nicht verschlungen hat. Hier kann auch der unbotmäßige und noch nicht guillotinierte Linguet, dem der Boden seines Vaterlandes zu heiß geworden und den die eigenen Kollegen, die Advokaten, aus ihren Reihen gestoßen haben, seine Jeremiaden anstimmen und seine »Bastille devoilée« in alle Welt hinausflattern lassen. Der redselige Abbé Raynal sieht endlich seinen Wunsch erfüllt; seine Histoire Philosophique (zu der das ganze Philosophentum im Namen und zur Ehre des Abbé beigetragen haben soll) mit ihrer »Schlüpfrigkeit«, Verlogenheit, ihrem lauten, freiheitstollen Phrasenschwall

wird von gemeiner Henkershand verbrannt – und der Abbé geht als Märtyrer auf Reisen. Es war die Ausgabe vom Jahre 1781, vielleicht das letzte bemerkenswerte Buch, dem die Glückseligkeit des Feuertodes zu teil wurde, das letzte, weil der Henker endlich die Fruchtlosigkeit einer derartigen Strafart einsah. Und was sieht man in den Gerichtshöfen mit ihren Geldstreitigkeiten und Ehescheidungsprozessen, was sieht man überall, wohin man einen Blick in das Familienleben werfen kann! Die Parlamente von Besançon und Aix beschäftigen sich so laut mit den Herzensangelegenheiten und Schicksalen des jungen Mirabeau, daß ganz Frankreich es hört. Er, der unter der Obhut eines »Menschenfreundes« gestanden, hat in Staatsgefängnissen, Infanterieregimentern, als Schriftsteller in holländischen Dachstübchen und auf ganz anderen Schauplätzen »zwanzig Jahre lang gelernt, dem Despotismus zu widerstehen«, dem Despotismus der Menschen und leider auch der Götter. So ist das Heiligtum der Familie unter dem rosenroten Schleier des allgemeinen Wohlwollens und der Astraea redux nur eine öde Wüste oder eine finstere, streit- und hadererfüllte Hölle auf Erden! Der alte Menschenfreund hat auch seinen Scheidungsprozeß, und zeitweilig sitzt »seine ganze Familie mit Ausnahme eines Mitgliedes« hinter Schloß und Riegel; er schreibt viel über Neugestaltung und Befreiung der Welt – und benötigt für seinen Privatgebrauch sechzig Lettres de cachet. Und doch ist er ein Mann von Einsicht, Entschlossenheit, ja von mannhaften Grundsätzen; aber die wesentlichen Züge seines Charakters, tierische Genußsucht und Habgier, diese Gegensätze aller edleren Gefühle des Herzens, beherrschen sein inneres und äußeres Leben und machen ihn halb wahnsinnig. Thoren, die ihr ein grünendes Millennium voll Liebe und Überfluß erwartet, Bäche, die von Wein fließen, Lüfte, die melodisch flüstern – während doch die Wurzel und Grundlage eures Daseins nur ein Sumpf von Sinnlichkeit ist, der immer tiefer und bald ein bodenloser Abgrund sein wird.

Betrachtet nur die unerhörte Halsbandgeschichte. Der Kardinal Louis de Rohan im roten Kardinalshute, der sicilianische Sträfling

Balsamo Cagliostro, die Putzmacherin Dame de Lamotte »mit pikantem Gesicht«: Die höchsten Würdenträger tanzen wie am Hexensabbath in der Walpurgisnacht einen Reigen mit falschen Propheten, Beutelschneidern und öffentlichen Dirnen; – eine ganz unsichtbare Satanswelt wird aufgedeckt, die im Tageslicht der sichtbaren Welt unbemerkt und rastlos arbeitet; in alle Ewigkeit wird der erstickende Qualm ihres teuflischen Werkes zum Himmel emporsteigen. Den Thron hat man mit der Galeere in schändliche Verbindung zu bringen versucht. Zehn Monate lang hallt das erstaunte Europa von dem Geheimnis wieder und sieht nur Lüge auf Lüge sich enthüllen, sieht Verderbtheit unter Hohen und Niederen, sieht überall nichts als Gier, Leichtgläubigkeit und Geistesschwäche – Stärke nirgends als im Hunger. Holde Königin, weine deine ersten Thränen ungemilderten Schmerzes. Ein unreiner Hauch hat deinen reinen Namen für dein ganzes Leben befleckt. Nicht die Herzen der Lebenden, nein, erst kommende Geschlechter werden dich lieben und bemitleiden, wenn dein eigenes Herz schon lange kalt und all sein Schmerz geheilt ist. – Die bisher scharfen, ätzenden, bitteren Epigramme werden von nun an so grausam, so gräßlich, daß man sie nicht wiederholen kann. Schon am 31. Mai 1786 verläßt der elende Kardinal Groß-Almosenier Rohan die Bastille; eine jauchzende Menge begleitet ihn, obgleich er nicht beliebt ist und auch keine Liebe verdient; aber er ist eine bedeutende Person, seitdem der Hof und die Königin seine Feinde sind.

Wie trübt sich unsere strahlende Ära der Hoffnung, der ganze Himmel wird fahl, und Vorboten des Orkans und Erdbebens ziehen heran. Die Welt ist dem Fluche verfallen; seitdem der »Gehorsam, der die Menschen frei macht«, geschwunden ist, schwindet rasch auch der Gehorsam, der die Menschen zu Sklaven macht – wenigstens untereinander. Jetzt sind sie nur mehr Sklaven ihrer eigenen Lüste und werden es bleiben, Sklaven der Sünde und deshalb notwendigerweise auch der Sorge. Betrachtet doch die verwesende Masse der Sinnlichkeit und Lüge, um die ein eitler Schimmer von Sentimentalität spielt, die ja selbst nur eine Phosphorescenz der

Sinnlichkeit ist, und seht ihre Bundeslade, den alles überragenden, finsteren, vierzig Fuß hohen Galgen, der jetzt auch beinahe verfault ist. Fügt noch hinzu, daß die charakteristische Eigenschaft der französischen Nation, durch die sie sich von allen anderen Nationen unterscheidet, die Reizbarkeit ist mit ihren guten und schlechten, ja oft verderblichen Seiten, wozu man auch Rebellionen und Explosionen von ungeahnter Ausdehnung rechnen muß – und ihr habt, wie Chesterfield sagte, alle Anzeichen, die uns in der Geschichte begegnet sind.«

Sollen wir also sagen: Wehe dem Freidenkertum, daß es die Religion zerstört oder, wie es in seiner Sprache hieß, »die Ruchlosigkeit vernichtet hat« (écraser l'infame)? Nein, wehe vielmehr denen, welche das Heilige zum Ruchlosen stempelten, das Vernichtung verdiene; wehe allen Sterblichen, die in einer solchen Zeit der Weltruchlosigkeit und Weltvernichtung leben. Ja, sagen die Höflinge, Turgot und Necker mit ihren wahnwitzigen Neuerungen waren die Schuldigen; der Königin Mangel an Etikette war es; *der* war es, *die* war es, *das* war es. O Freunde, jeder Schurke war es in seiner Weise – vom Stiefelputzer bis zum souveränen Fürsten hinauf, der seit Karls des Großen Tagen oder noch früher gelebt und wie ein Charlatan der Welt vorgegaukelt hat, als hätte er etwas Rechtes gethan, während er nur gegessen oder Böses verübt hat. All das Böse hat sich tausend Jahre hindurch aufgehäuft (denn die Lüge stirbt nicht ab, sie wächst vielmehr wie ein ausgestreuter Samen); nun ist der Tag der Abrechnung gekommen, und streng wird sie sein: denn alle Rache ist aufgespart für den Tag der Rache. O mein Bruder, sei nicht auch du ein Gaukler! Wenn du auf meinen Rat hören willst, dann stirb lieber; du kannst nur einmal sterben und bist des Todes für immer ledig. Aber solches Thun ist verflucht, und der Fluch folgt ihm nach durch ganze Geschlechter, wenn du samt dem Lohne, den es dir einbrachte, schon längst dahin bist, ja, der Fluch folgt ihm, wie die alten Weisen schreiben, in alle Ewigkeit nach; denn er ist wirklich im Schuldbuch eines Gottes eingetragen!

Aufgeschobene Hoffnung macht das Herz krank. Allerdings ist sie, wie gesagt, nur aufgeschoben, nicht zerstört; die Hoffnung ist ja unzerstörbar. Es ist rührend und beachtenswert, wie eben diese Hoffnung der französischen Nation noch während der entsetzlichsten Schicksale voranleuchtet. Ihr Schein strahlt uns bald liebevoll lockend, bald zornig drohend überall entgegen: erst schimmert sie als ein mildes, himmlisches Licht, dann lodert sie als lohender Feuersbrand empor und brennt noch in der Finsternis des Schrekkens mit schwachleuchtender Flamme, ohne je völlig zu erlöschen; ist doch selbst die Verzweiflung nur eine Art von Hoffnung. So ist unser Zeitalter noch immer eine Zeit der Hoffnung zu nennen, wenn auch im traurigsten Sinne – weil eben nichts mehr übrig bleibt als die Hoffnung allein.

Will aber jemand in aller Kürze erfahren, was für eine Pandorabüchse zum Öffnen bereit liegt, so kann er dies gar leicht durch das Symptom aller Symptome, durch die überlebende Litteratur dieser Periode, erkennen. Kaum hat der Abbé Raynal mit seiner Schlüpfrigkeit und seinem lauten, schwulstigen Phrasenschwall *sein* Wort gesprochen, so giebt die eilig weiterhastende Generation schon auf ein anderes Antwort. Seht euch nur Beaumarchais »Mariage de Figaro« an, ein Stück, das jetzt (im Jahre 1784) nach vielen Schwierigkeiten auf die Bühne gelangt und, von aller Welt bewundert, hundert Aufführungen erlebt. Heute mag sich ein Leser mit Verwunderung fragen, welchem Reiz oder innerem Wert dieses Stück solche Erfolge verdankte; sie lassen sich nur dadurch erklären, daß es dem Zug der Zeit Rechnung trug und schmeichelte, indem es das aussprach, was alle fühlten und auszusprechen verlangten. In dem ganzen Figaro ist wenig Gehalt: seichte, lang ausgesponnene Intriguen, seichte, langatmige Gefühlsergüsse und Sarkasmen, das Ganze mager und trocken, aber es verrät eine feine Witterung und windet sich geschickt durch eine ganze tolle, wunderliche Welt, sodaß ein jeder, und das ist das große Geheimnis, darin sein eigenes Bild, sein Thun und Treiben erkennt. Darum geht es hundertmal hintereinander über die Bühne, darum geht

ganz Frankreich mit, lacht und klatscht Beifall. Wenn der Barbier in seinem Monolog fragt: »Was haben Ew. Gnaden gethan, um dies alles zu verdienen?« und nur antworten kann: »Sie gaben sich die Mühe geboren zu werden« (Vous vous êtes donné la peine de naître) – so müssen alle lachen; der lustige, wettrennende, anglomane Adel lacht am lautesten. Denn wie können *kleine* Bücher eine *große* Gefahr in sich bergen? Fragt Sieur Caron und wähnt, in seinem seichten Epigramme liege auch schon eine Art Begründung. Beaumarchais hat jetzt den Gipfel seines Ruhmes erreicht und führt als Eroberer eines goldenen Vließes durch Riesenschmuggel, als Bändiger der Höllenhunde im Parlament Maupeou und endlich als gekrönter Orpheus im Théâtre français die Attribute mehrerer Halbgötter. Wir werden ihm noch einmal begegnen – wenn sein Glücksstern sinkt.

Noch bezeichnender sind zwei Bücher, die am Vorabend des ewig denkwürdigen Ausbruches erschienen und von aller Welt eifrig gelesen wurden; wir meinen Saint Pierres »Paul et Virginie« und Louvets »Chevalier de Faublas«, zwei beachtenswerte Bücher, die man als das Schlußwort des alten feudalen Frankreich betrachten kann. In dem ersteren erklingt die melodische Klage einer sterbenden Welt; überall liegt die gesunde Natur im ungleichen Kampfe mit der kranken, falschen Kunst, der sie nirgends entrinnen kann, nicht einmal in der niedrigsten Hütte auf dem fernsten Meereseiland. Verderben und Tod müssen die Geliebte treffen, und was das bezeichnendste von allem ist, der Tod erfolgt auch hier nicht aus Notwendigkeit, sondern aus Etikette. Welche Welt lüsterner Verderbtheit offenbart sich in dieser überidealen Keuschheit! Im ganzen ist aber unser guter Saint Pierre, wenn auch sehr krankhaft, doch musikalisch und poetisch; wir wollen sein Buch den Schwanengesang des alten sterbenden Frankreich nennen.

Louvet dagegen wird kein Mensch musikalisch finden. Im Gegenteil, wenn dieser elende Faublas das letzte Wort eines Sterbenden ist, so ist es das letzte Wort eines unbußfertigen Missethäters unter dem Galgen. Elende »Kloake« eines Buches, das selbst als »Kloake«

ohne Tiefe ist! Was für ein »Bild der französischen Gesellschaft« spiegelt sich darin wieder? Eigentlich gar kein Bild, höchstens das Bild *des* unreinen Geistes, der es für ein Bild ausgab; und doch ist es ein vielsagendes Symptom, zumal jener Welt, die darin eine geistige Nahrung finden konnte.

# Drittes Buch.

## Das Parlament von Paris.

## Erstes Kapitel.
## **Zurückgewiesene Wechsel.**

Während überall unbeschreibliche Verwirrung im Inneren wogt und wallt und durch gar viele Risse an der Oberfläche Schwefeldämpfe entweichen, entsteht die Frage: Durch welchen Spalt wird die Haupteruption erfolgen? Durch welchen von den alten Kratern oder Schloten? Oder wird sie sich selbst einen *neuen* Krater schaffen müssen? In jeder Gesellschaft giebt es solche Schlote oder Institutionen, die deren Stelle vertreten: sogar Konstantinopel entbehrt nicht seiner Sicherheitsventile, obgleich sich dort die Unzufriedenheit – selbst durch wirkliches Feuer Luft machen kann; aus der Zahl der nächtlichen Feuersbrünste oder der gehenkten Bäcker kann die Regierung die Zeichen der Zeit lesen und danach ihren Kurs ändern.

Wir dürfen annehmen, daß die französische Eruption zweifelsohne zuerst durch die alten Sicherheitseinrichtungen einen Ausweg suchen wird, da jede von ihnen mit der inneren Tiefe in Verbindung steht oder zu stehen pflegte; diese Verbindung machte sie eben zu Nationalinstitutionen. Aber selbst wenn sie zu Personalinstitutionen geworden und dadurch ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen worden wären, so mußte doch bei ihnen der Widerstand geringer als anderswo sein. Also durch welche von ihnen? Ein aufmerksamer Beobachter hätte es erraten können: durch die Parlamente, vor allem durch das Parlament von Paris.

Kein Mensch, und wäre er noch so dicht in Würden eingehüllt, kann sich dem Einfluß seiner Zeit entziehen, am wenigsten können es Leute, die infolge ihres Berufes, und wäre es von ihren Richtersitzen aus, mit dem wirklichen Leben und Treiben der Welt in Berührung kommen. Wie kann sich ein Parlamentsrat, ja selbst

der Präsident, der seine Stelle um schweres Geld gekauft hat, nur damit seine Mitmenschen zu ihm aufblicken, als Finsterling in den Philosophen-Soireen, in den Salons der vornehmen Welt bemerkbar machen? In Paris mag es unter der langen Richterrobe mehr als einen patriotischen Malesherbes geben, der nur eine Richtschnur kennt: sein Gewissen und das öffentliche Wohl; sicherlich giebt es mehr als einen hitzköpfigen D'Espréménil, dessen verworrener Kopf in dem Ruf eines Brutus den höchsten Ruhm erblickt. Die Lepelletiers, Lamoignons besitzen Titel und Reichtümer, und doch sieht man bei Hofe in ihnen nur eine »Noblesse de la robe«. Da giebt es Duports mit tiefdurchdachten Entwürfen, Fréteaus und Sabatiers mit rücksichtsloser, scharfer Zunge, alle mehr oder weniger mit der Milch des Contrat social genährt. Und ist nicht diese patriotische Opposition für die ganze Körperschaft auch ein Kampf um das eigene Leben? Wache denn auf, Parlament von Paris, und nimm deine alte Fehde wieder auf. Wurde nicht das Parlament Maupeou schmachbedeckt beseitigt? Jetzt hast du weder einen Ludwig XIV. mit seiner geschwungenen Peitsche und seinen olympischen Blicken noch einen Richelieu oder die Bastillen zu fürchten; nein, jetzt steht die ganze Nation hinter dir. Beim Himmel! Auch du kannst eine politische Macht werden und, wie Jupiter mit seinen ambrosischen Locken, mit dem Schütteln deiner Roßhaarperücke Fürstenthrone und Dynastien erschüttern.

Den alten leichtfertigen Monsieur de Maurepas hält schon seit dem Ende des Jahres 1781 der kalte Tod umfangen. »Nimmermehr«, sagte der gute Ludwig, »werde ich seinen Schritt im Zimmer über mir hören«; mit seinem leichten Scherzen, mit seinem Drehen ist es für immer vorbei. Durch liebenswürdigen Witz läßt sich weder die lästige Wirklichkeit verbergen, noch das Übel des heutigen Tages auf den morgigen überwälzen. Das »Morgen« ist jetzt selbst da, und inmitten all der traurigen Thatsachen steht nur der solide, phlegmatische Monsieur de Vergennes, der nur wie ein einfacher, pünktlicher Beamter (der er ursprünglich war) dasitzt, der zugiebt, was sich nicht leugnen läßt, mag die Hilfe kommen, woher sie

wolle. Von ihm ist kein Heil zu erwarten, höchstens eine schreibermäßige, schablonenhafte »Erledigung der Geschäfte«. So muß denn der arme König, der zwar an Jahren, aber kaum an Erfahrung zugenommen hat, so wenig er sich dazu eignet, anfangen, selbst zu regieren; seine Königin wird ihm dabei helfen. Holde Königin mit deinem klaren Blick und deinen raschen Impulsen. Wohl besitzest du Klarheit des Blickes, ja Edelmut, aber zur Bewältigung dieser Riesenaufgabe reicht doch deine große Oberflächlichkeit und leidenschaftliche Heftigkeit nicht hin. Frankreich regieren, dies Problem wollt ihr lösen, und seid doch kaum mehr imstande, das Oeil de Boeuf zu beherrschen? Wenn schon ein verzweifeltes Volk seinen Notschrei erhebt, um wie viel mehr und noch vernehmlicher thut dies ein beraubter Hof! Dem Oeil de Boeuf ist es unbegreiflich, daß in einem Frankreich mit so reichen Hilfsquellen das Füllhorn des Überflusses versiegen könne: – *pflegte* es denn nicht immer zu fließen? Und trotzdem hat Necker mit seinen »Einkünften der Sparsamkeit« mehr als sechshundert Stellen »abgeschafft«, bevor es dem Hofe gelang, diesen Sparsamkeitspedanten beiseite zu drängen. Und jetzt hat wieder ein militärischer Pedant, Saint-Germain, mit seinen preußischen Manövern und seinen preußischen Grundsätzen, daß bei den Ernennungen nur das Verdienst, nicht das Wappenschild den Ausschlag geben solle, Unzufriedenheit beim Militär hervorgerufen. Die Musketiere und mit ihnen manches andere sind abgeschafft; denn auch er gehörte zu denen, welche nur *abschafften* und durch ihre Neuerungen nur Schaden brachten – nämlich dem Oeil de Boeuf. Klagen in Menge, überall nur Kargheit und Sorge, wahrhaftig ein völlig verändertes Oeil de Boeuf. Besenval sagt: »Schon in diesen Jahren (1781) herrschte im Vergleich zu früheren Zeiten eine solche Schwermut (tristesse) am Hofe, daß sein Anblick wehe that.« Kein Wunder, daß das Oeil de Boeuf melancholisch wird, wenn man seine Stellen abschafft. Keine Stelle wird aufgehoben, ohne daß dadurch ein Beutel leichter und mehr als ein Herz schwerer wird; denn wurden nicht dadurch auch die arbeitenden Klassen, die Erzeuger und Erzeugerinnen

von Essenzen, Spitzen, kurz alle, die Vergnügen und Genuß im allgemeinen bereiteten, in Mitleidenschaft gezogen? Elende Ersparnisse, welche die 25 Millionen doch nie fühlen!

So geht es weiter, und noch ist kein Ende abzusehen. Noch einige Jahre, und die Wolfshunde, die Bärenhunde, die Falknerei werden abgeschafft sein: die Stellen werden so dicht fallen wie die Blätter im Herbste. Der Herzog von Polignac beweist so lange, daß seine Stelle unmöglich abgeschafft werden könne, bis er alle ministerielle Logik zum Schweigen bringt: dann wendet er sich an die Königin und legt ritterlich seine Stelle zurück, weil Ihre Majestät es wünsche. Weniger ritterlich, aber doch nicht glücklicher war der Herzog von Coigny. »Wir gerieten in einen regelrechten Streit, Coigny und ich«, sagte König Ludwig; »aber selbst wenn er mich geschlagen hätte, ich hätte ihn nicht tadeln können.« Über diese Dinge kann nur eine Meinung herrschen. Baron Besenval versichert Ihrer Majestät mit jenem Freimut, der den unabhängigen Mann kennzeichnet, daß es schrecklich (affreux) sei: »Man geht am Abend zu Bett und weiß nicht, ob man nicht am nächsten Morgen verarmt aufsteht; man könnte ebenso gut in der Türkei leben.« Ja, es ist ein wahres Hundeleben.

Wie seltsam ist diese beständige Geldnot im königlichen Schatze! Leider ist sie ebenso unleugbar wie unglaublich, eine traurige Wahrheit und ein Stein des Anstoßes, über den ein Minister nach dem anderen stolpert und fällt.

Sei es nun »Mangel an fiskalischem Genie« oder ein anderer Mangel, es besteht das handgreiflichste Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben, ein *Deficit* in den Revenuen: »das Deficit muß verstopft werden« (combler), sonst verschlingt es euch! Das ist das schwierige Problem und, wie es scheint, ebenso aussichtslos und unausführbar wie die Quadratur des Zirkels. Der Controleur Joly de Fleury, Neckers Nachfolger, wußte nichts anderes anzufangen, als Anlehen vorzuschlagen, die sich nur langsam durchführen ließen, und neue Steuern aufzulegen, die wenig Geld, aber viel Unzufriedenheit und Geschrei eintrugen. Ebenso wenig, ja

noch weniger erreichte Controleur d'Ormesson; denn während sich Joly de Fleury über Jahr und Tag im Amte behauptete, erhielt sich d'Ormesson nur Monate, bis der König, »ohne ihn zu Rate zu ziehen, Rambouillet kaufte«, was d'Ormesson als einen Wink zu gehen betrachtete. Und so droht die Regierungsmaschine gegen das Ende des Jahres 1783 ganz stille zu stehen. Vergeblich scheint aller menschliche Scharfsinn, vergeblich bleibt alle Mühe unseres neuerfundenen »Finanzausschusses«, unserer Finanzbeamten, unseres Generalcontroleurs der Finanzen: Es giebt eben keine Finanzen mehr, die zu kontrollieren wären. Eine verhängnisvolle Lähmung hemmt jeden socialen Fortschritt! Umgiebt uns die schwarze Nacht der Blindheit oder der Finsternis? Brechen wir denn unter den finsteren Schrecken des Nationalbankerotts zusammen?

Groß ist der Bankerott, er ist der große, bodenlose Schlund, in dem alle Unwahrheiten, die öffentlichen und die privaten, versinken und verschwinden, wozu sie alle von Uranfang an verurteilt waren; denn die Natur ist wahr und keine Lüge. Du kannst dir weder in Worten noch durch Thaten eine Lüge zu Schulden kommen lassen, ohne daß sie nach kürzerem oder längerem Umlauf wie ein Wechsel, der auf die Wirklichkeit gezogen war, zur Zahlung präsentiert, aber mit der Antwort: *Nicht acceptiert*, zurückgewiesen wird. Es ist nur zu beklagen, daß der ursprüngliche Fälscher so selten dafür büßt. Lügen und die Last des Übels, das sie mit sich bringen, werden von Rücken auf Rücken, von einem Stand auf den anderen überwälzt, bis sie schließlich dem stummen, niedrigsten Stand aufgebürdet werden, der mit Karst und Spaten, mit wundem Herzen und leerer Tasche täglich mit der Wirklichkeit in Berührung kommt und den Betrug nicht weiter übertragen kann.

Beachtet indessen, wie nach einem gerechten, ausgleichenden Gesetz, wenn die Lüge sammt ihrer Last (in den verworrenen Strudel der Gesellschaft) hinabsinkt und immer tiefer fällt, dafür die durch sie hervorgerufene Not von unten herauf immer höher und höher steigt. So kam es, daß nach dem langen Leiden und Hungern jener zwanzig Millionen auch der Herzog von Coigny und

Seine Majestät ihren »wirklichen Streit« hatten. Das ist das Gesetz der gerechten Natur, daß sie, wenn auch nach langen Zwischenräumen und wäre es auch nur durch einen Bankerott, die Dinge wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückbringt.

Aber wie lange könnte sich nicht beinahe jede Lüge behaupten, wenn sie einen Fortunatussäckel in der Tasche hätte! Eure Gesellschaft, euer Familienleben, eure geistlichen und weltlichen Einrichtungen sind unwahr, ungerecht, ein Ärgernis vor Gott und Menschen. Und doch sammeln sich, wenn nur der Herd warm und die Vorratskammern wohlgefüllt sind, mit einer Art natürlicher Loyalität unzählige Schweizer des Himmels um sie und beweisen mit Pamphleten, mit Musketen, daß sie eine Wahrheit ist oder, wenn keine lautere Wahrheit (die als etwas Überirdisches unmöglich ist), doch, und das sei noch besser, eine entsprechend gemilderte Wahrheit, die als solche (wie der milde Wind für das geschorene Schaf) zuträglich ist. Aber wie verändert sich das Bild, wenn Säckel und Vorratskammern leer werden! Wenn eure Ordnung so wahr, so naturgemäß war, wie konnte dann, in des Himmels Namen, die Natur in ihrer unendlichen Güte sie so hungern lassen? Jetzt steht es bei allen, bei Männern, Weibern und Kindern fest, daß eure Ordnung *falsch* war. Ehre dem Bankerott, der immer im Großen gerecht, im Einzelnen freilich so grausam ist; er untergräbt nimmer rastend alle Lügen. Es giebt keine Lüge, und reichte sie bis zum Himmel und bedeckte sie die ganze Welt, die der Bankerott nicht eines Tages hinwegfegen und von der er uns nicht befreien würde.

## Zweites Kapitel.
## **Controleur Calonne.**

Welche Erscheinung konnte unter diesen Umständen der *tristesse*, Lähmung und krankhaften Erschlaffung zu einer Zeit, da es einem verbitterten Hofe schien, als hätte alles Finanzgenie die

Menschheit verlassen, willkommener sein als die des Herrn von Calonne? Calonne, ein Mann von unleugbarem Genie, selbst mehr oder minder ein Finanzgenie, ein Mann, der ebensoviel Erfahrung in Finanz- wie in Parlamentsgeschäften besaß, denn er war sowohl Intendant in Metz und Lille, als auch königlicher Prokurator in Douai, ein Mann von Gewicht, der Verbindungen mit den Kreisen der Kapitalisten hatte, dessen Namen kein Makel anhaftete außer etwa jener, jetzt so gut wie vergessenen Lappalie (Mitteilung eines Klientenbriefes) in der alten d'Aiguillon-Lachalotais-Geschichte. Er hat Verwandte mit schweren Geldsäcken, die man auf der Börse fühlt. Foulon und Berthier intrigieren für ihn; – der alte Foulon, der jetzt nichts anderes zu thun hat, als zu intrigieren, den man nur als das kennt und ansieht, was man einen Schuft nennt, aber einen Schuft von ungeheuerem Reichtum, der, wenn das Spiel gut geht, hoffen darf, es vom gewesenen Kommissariatsbeamten eines Tages selbst bis zum Minister zu bringen.

Solche Stützen und einen solchen Rückhalt hat Monsieur de Calonne und welch treffliche Eigenschaften noch überdies? Hoffnung strahlt von seinem Antlitze, Überredung strömt von seinen Lippen, für jede Verlegenheit hat er ein Mittel in Bereitschaft: Er wird die Welt wie auf Rädern fortrollen. Am 3. November 1785 frohlockt das Oeil de Boeuf über seinen neuen Generalcontroleur. Auch Calonne soll sein Probestück machen, auch er soll in seiner Weise, wie Turgot und Necker in ihrer, die Vervollkommnung fördern, soll über die jetzt nur zu bleigraue Ära der Hoffnung einen Lichtglanz breiten und sie – der Erfüllung entgegenführen.

Die Glückseligkeit des Oeil de Boeuf ist jedenfalls groß. Alles Knickern und Kargen ist aus dem königlichen Hofe entflohen. Das Abschaffen von Stellen hört auf, Besenval kann wieder ruhig zu Bette gehen, ohne daß er befürchten muß, als Beraubter aufzuwachen. Lachender Überfluß ist zurückgekehrt, als hätte ihn ein Zauberer wieder heraufbeschworen, und gießt aus seinem wieder fließenden Füllhorn aufs neue Zufriedenheit aus. Und seht, wie liebenswürdig ist sein Benehmen. Ein gewinnendes Lächeln zeichnet

unseren Controleur aus; alle hört er mit Teilnahme, ja mit Zuvorkommenheit an, macht ihnen ihre eigenen Wünsche klar und gewährt sie oder macht wenigstens eine bedingte Zusage. »Ich fürchte, das wird schwierig sein«, sagte Ihre Majestät. »Madame«, antwortet der Minister, »wenn es nur schwierig ist, so ist es schon gethan; wenn es unmöglich ist, so wird es gethan werden (se fera).« Kurz, er ist ein unendlich geschickter und gewandter Mann!

Sieht man ihn in dem Strudel der Gesellschaft, an deren Freuden niemand mit mehr Lust teilnimmt als er, so möchte man fragen: Wann arbeitet er? Und doch sehen wir ihn niemals im Rückstande mit seiner Arbeit, am wenigsten mit der Frucht seiner Arbeit: dem baren Gelde. Wahrlich, ein Mann von unglaublicher Gewandtheit, gewandt im Handeln, Denken und im Reden. Aus seinen Worten sanfter Überredung blitzt philosophische Tiefe mit einer Leichtigkeit hervor, als wäre es nur leichter Scherz oder ein fröhliches Funkensprühen seiner Gedanken. Er, auf dessen Schultern die Last einer Welt ruht, ist auf den Soireen Ihrer Majestät das Entzücken der Damen und Herren! Durch welchen Zauber wirkt er Wunder? Durch den einzig wahren Zauber des Genies. Man nennt ihn nur »den Minister«; und fürwahr, wann hat es einen Mann wie ihn gegeben? Er macht das Krumme gerade, das Rauhe glatt, und auf dem Oeil de Boeuf ruht unbeschreiblich heller Sonnenschein.

Nein, im Ernst, niemand sage, Calonne habe kein Genie gehabt: Genie genug, Genie zum Überreden, vor allem Genie zum Borgen. Durch richtig und geschickt unter der Hand angebrachte Gelder versteht er die Börse in guter Laune zu erhalten, sodaß ein Anlehen nach dem anderen glückt, sobald es aufgelegt ist. »Rechner, die es wissen können«, haben ihm zwar nachgerechnet, daß er an außerordentlichen Ausgaben allein »täglich eine Million ausgab«, was 50,000 Pfund Sterling gleichkommt; aber erreichte er nicht damit etwas, erreichte er nicht wenigstens für den Augenblick Wohlergehen und Frieden? Das Philosophentum aber murrt und krächzt und kauft, wie gesagt, 80,000 Exemplare von Neckers neuem Buch; doch Calonne, der Unvergleichliche, kann in den Gemächern Ihrer

Majestät mit seinem Anhang von Herzogen und Herzoginnen, umgeben von lauter glücklichen und bewundernden Gesichtern, Necker und das Philosophentum krächzen lassen.

Es ist nur traurig, daß eine so schöne Zeit nicht von Dauer sein kann. Verschwenden und durch neue Anleihen bezahlen, ist ebensowenig der Weg zur Beseitigung eines Deficits wie Öl ein Mittel zum Löschen eines Brandes; – ach leider nein, höchstens ein Mittel, um ihn im ersten Augenblick zu dämpfen, aber nicht völlig zu ersticken. Er, der Unvergleichliche, dem es nie an Einsicht mangelt, ist sich selbst zeitweilig ganz klar, jederzeit wenigstens dunkel bewußt, daß sein Vorgehen naturgemäß nur vorübergehend sein kann, daß sich ihm täglich größere Schwierigkeiten entgegenstellen müssen und daß unberechenbare Wandlungen in nicht allzu weiter Ferne liegen. Abgesehen von dem finanziellen Deficit zeigt die ganze Welt eine neuerungssüchtige Stimmung, alles will sich von den alten Banden befreien, alles strebt neuen Zielen, neuen Vereinigungen zu. Jeder Zwerg-Jockey, jeder kurzgestutzte Brutuskopf, jeder sich in den Steigbügeln hebende anglomane Reiter beweist die Wandlung. Aber was liegt daran? Das Heute vergeht jedenfalls angenehm, und für das Morgen wird sich auch Rat finden, wenn es kommt. Ein Minister ohnegleichen darf wohl hoffen, sobald er nur einmal durch seine Freigebigkeit, seine Überredungskunst und den Zauber des Genies in der Gunst des Königs, der Königin, der Börse, und wenn es möglich ist, in der Gunst aller Menschen hoch genug gestiegen ist, so gut wie jeder andere im vollen Lauf durch das Unvermeidliche hindurch auf einen neuen, noch ungeahnten Weg zu kommen.

Jedenfalls wird in diesen drei wundervollen Jahren ein Auskunftsmittel auf das andere getürmt, bis der Turm infolge seiner Höhe in ein gefährliches Schwanken gerät. Und jetzt hat das Weltwunder eines Diamanten-Halsbandes ihn dem Einsturz ganz nahe gebracht. In *dieser* Richtung kann das Genie nicht weiter: Ob wir nun hoch genug gestiegen sind oder nicht, wir müssen vorwärts. Kaum ist dann der arme Halsband-Kardinal Rohan wohlbehalten

und sicher in den Bergen der Auvergne angelangt und Dame de Lamotte in der Salpêtrière nicht so sicher untergebracht und diese peinliche Geschichte eingeschlafen, so setzt unser sanguinischer Controleur die Welt abermals in Erstaunen. Ein Auskunftsmittel, von dem man in den letzten 160 Jahren nichts gehört hat, ist vorgeschlagen und durch die Macht seiner Überredung (denn seine Sorglosigkeit und seine Verwegenheit, seine Zuversicht und Beredsamkeit sind auch unvergleichlich) durchgesetzt worden: – *Die Berufung der Notabeln*.

Berufet aus allen Teilen Frankreichs angesehene Persönlichkeiten, die wirklichen und berufenen Leiter ihrer Distrikte zusammen, erstattet ihnen mit überzeugenden Worten getreuen Bericht über die patriotischen Absichten Seiner Majestät, über die traurige und hilflose Lage der Finanzen und stellt dann die Frage: Was sollen wir thun? Sicherlich heilsame Maßregeln ergreifen, die das wunderbare Genie entwickeln wird, denen sich, wenn sie von den Notabeln genehmigt sind, alle Parlamente und alle Menschen mit mehr oder weniger Widerstreben fügen müssen.

## Drittes Kapitel.
## **Die Notabeln.**

Hier ist also wirklich ein Zeichen und Wunder, sichtbar für die ganze Welt, ein Vorzeichen, das gar vieles ankündet. Das Oeil de Boeuf klagt und murrt: Waren wir denn unzufrieden, als wir das Feuer mit Öl dämpften? Das konstitutionelle Philosophentum fährt in freudiger Überraschung auf und schaut gespannt dem Ausgange entgegen. Der Staatsgläubiger, der Staatsschuldner, das ganze denkende und gedankenlose Publikum, sie alle haben ihre eigenen leid- und freudvollen Überraschungen. Graf Mirabeau, der seine Ehe- und anderen Prozesse, so gut es eben ging, abgewickelt hat und jetzt in dem trübsten Element in Berlin arbeitet, »*Preußische Monarchien*« und Pamphlete »*Über Cagliostro*« kompiliert und

für seine Regierung zahllose Depeschen gegen Bezahlung, aber ohne ehrende Anerkennung schreibt, wittert oder erspäht aus der Ferne eine reichere Beute. Gleich dem Adler oder Geier oder einer Kreuzung von beiden glättet er seine Schwingen zum Fluge in die Heimat.

Herr von Calonne hat einen Aaronsstab über Frankreich ausgestreckt und, es ist wunderbar, ganz unerwartete Dinge heraufbeschworen. Kühnheit und Zuversicht wechseln in ihm mit Besorgnis ab; doch behält das sanguinische Element die Oberhand. Bald schreibt er an einen vertrauten Freund: »Je me fais pitié à moi-même« (ich bedaure mich selbst), bald fordert er irgend einen Dichter oder Dichterling auf, »diese Versammlung der Notabeln und die sich vorbereitende Revolution« zu besingen; »die sich vorbereitende Revolution«, in der That ein Gegenstand, wert besungen zu werden, aber nicht eher, als bis wir sie und ihren Ausgang *erlebt* haben. In banger, düsterer Ruhelosigkeit hat alles so lange gewankt und geschwankt: Wird Monsieur de Calonne mit seiner Notabeln-Alchemie wieder alles verbinden und neue Einkünfte erschließen, oder wird er alles auseinanderreißen, so daß es nicht länger wankt und schwankt, sondern klirrend aneinanderprallt und zusammenbricht?

Dem sei, wie ihm wolle, in jenen trüben, kurzen Tagen sehen wir, wie sich aus allen Teilen Frankreichs Männer von Gewicht und Einfluß durch das vielverschlungene Netz französischer Straßen hindurchwinden und wie ein jeder auf seinem besonderen Wege dem Versailler Schloß zustrebt, dahin berufen de par le roi. Hier sind sie am 22. Februar 1787 zusammengekommen und feierlich eingeführt worden; die Notabeln, es giebt ihrer, wie man sie Namen für Namen aufzählt, 137; fügen wir noch die sieben Prinzen von Geblüt hinzu, so haben wir ein volles Gros Notabeln. Es sind Männer, die das Schwert führen, Männer, welche die Robe tragen, es sind Pairs, geistliche Würdenträger und Parlamentspräsidenten; sie sind in 7 Abteilungen geteilt, in denen unsere Prinzen von Geblüt den Vorsitz führen: Monsieur, d'Artois, Penthièvre und

die übrigen, unter denen wir unseres neuen Herzogs von Orléans (denn seit 1785 ist er nicht mehr Chartres) nicht vergessen dürfen. Er ist noch nicht Admiral geworden und steht an der Wende seines vierzigsten Lebensjahres mit verdorbenem Blute und verdorbenen Aussichten. Halb überdrüssig einer Welt, die seiner mehr als halb überdrüssig ist, hat Monseigneur eine fragliche Zukunft vor sich. Nicht im hellen Lichte der Einsicht, nicht einmal in der Glut der Leidenschaft, nein, »im ekeln Rauch und in der Asche ausgebrannter Sinnlichkeit« lebt und verdaut er. Wenn dieser arme Prinz mit seiner Prachtliebe und schmutzigen Knauserei, seiner Rachsucht, seinem Lebensüberdruß und Ehrgeiz, seiner Lasterhaftigkeit und Gemeinheit und einem jährlichen Einkommen, sage von 300,000 Pfund Sterling einmal die Ketten, durch die sein Lebensschiff an den Hof gebunden ist, zerrisse, wohin, in welche Regionen und unter welch außerordentlichen Erscheinungen würde er wohl segeln und treiben! Glücklicherweise geht er noch »gern täglich auf die Jagd«, sitzt hier, weil er muß, präsidiert seiner Abteilung mit teilnahmslosem Mondgesicht und trüben, gläsernen Augen, als mache ihm alles nur Langweile.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß Graf Mirabeau wirklich angekommen ist. Er fliegt von Berlin herbei, läßt sich auf den Schauplatz der Handlung herab, übersieht ihn mit einem einzigen blitzschnellen Adlerblick und erkennt sofort, daß er hier nichts zu hoffen habe. Er hatte gehofft, die Notabeln würden einen Sekretär brauchen; allerdings brauchen sie einen, aber sie haben sich für Dupont de Nemours entschieden, einen Mann von geringerem, aber besserem Ruf, der, wie seine Freunde oft von ihm hören, unter der gewiß nicht gewöhnlichen Last seufzt, »mit fünf Königen korrespondieren zu müssen«.

Mirabeaus Feder kann zwar keine officielle werden, eine Feder bleibt sie. In Ermangelung einer Sekretärstelle geht er daran, die Agiotage (dénonciation de l'agiotage) öffentlich zu brandmarken und bezeugt nach seiner Gewohnheit durch lauten Lärm, daß er da und an der Arbeit ist, bis er von seinem Freund Talleyrand und

unter der Hand von Calonne selbst gewarnt wird, es könnte eine »17. lettre de cachet« gegen ihn erlassen werden«, worauf er noch rechtzeitig über die Grenze fliegt.

Und nun sitzen unsere 144 Notabeln in den königlichen Prunkgemächern, wie Bilder aus jener Zeit sie noch darstellen, geordnet da, bereit zu hören und zu beraten. Controleur Calonne ist zwar mit seinen Reden und Vorbereitungen gewaltig im Rückstand, aber wir kennen ja die Gewandtheit des Mannes im Arbeiten. An Frische des Ausdrucks, Klarheit, Scharfsinn und umfassendem Blick war seine Eröffnungsrede unübertrefflich; – wäre nur nicht ihr Hauptinhalt so erschrecklich entmutigend gewesen. Ein Deficit, über das die Berichte verschieden lauten, über das selbst des Controleurs eigener Bericht nicht unbestritten bleibt, aber ein Deficit, das alle Berichte übereinstimmend »*enorm*« nennen. Das ist der Inbegriff der Schwierigkeiten unseres Controleurs; und seine Mittel? Der reine Turgotismus, auf den wir, wie es scheint, schließlich kommen müssen: neue Steuern, Provinzialversammlungen, ja, was das Seltsamste ist, eine neue Grundsteuer, Subvention territoriale, wie er sie nennt, von der weder Privilegierte noch Unprivilegierte, weder Adel und Klerus noch Parlamentsmitglieder ausgenommen sein sollen.

Wie verrückt! Diese privilegierten Klassen waren wohl gewohnt, Steuern aufzuerlegen und aus allen Händen Zoll, Abgaben und Zins zu nehmen, so lange überhaupt noch ein Pfennig übrig war; aber selbst besteuert werden? Aus solchen privilegierten Personen bestehen aber bis auf einen sehr kleinen Bruchteil alle diese Notabeln. Der vorschnelle Calonne hatte leider an die Zusammensetzung oder kluge Auswahl der Personen nicht gedacht, sondern *die* zu Notabeln erwählt, die wirkliche Notabeln waren, und hatte dabei auf seinen schlagfertigen Geist, sein gutes Glück und seine Beredsamkeit, die ihn noch nie im Stiche gelassen, vertraut. Vorschneller Generalcontroleur! Beredsamkeit vermag viel, aber nicht alles. Wohl konnte ein Orpheus mit seiner zu Rhythmus und Musik gewordenen Beredsamkeit (heute nennen wir es Poesie) selbst den

Augen Plutos eiserne Thränen entlocken; – aber durch welche Zaubermacht des Reimes oder der Prosa willst du aus den Taschen des Plutus Gold herausziehen?

So läßt sich denn in der That der Sturm nicht mehr beschwichtigen, der sich jetzt erhob und um Calonne zu pfeifen begann: zuerst in den sieben Bureaux, dann, von ihnen gedeckt, auch außen, immer weiter und weiter um sich greifend, bis er sich über ganz Frankreich verbreitete. Ein so enormes Deficit! Mißwirtschaft und Verschwendung liegen nur zu offen am Tage. Man spielt sogar auf Unterschleife an, ja Lafayette und andere sprechen es offen aus und suchen Beweise dafür zu erbringen. Unser wackerer Calonne hatte natürlich die Schuld seines Deficits auf seine Vorgänger zu wälzen versucht und nicht einmal Necker ausgenommen. Necker stellt dieses leidenschaftlich erregt in Abrede; es entspinnt sich eine »zornige Korrespondenz«, die auch den Weg in die Presse findet.

Im Oeil de Boeuf und in den Privatgemächern Ihrer Majestät hatte der redegewandte Minister mit seinem »Madame, wenn es nur schwierig ist« überzeugen können; jetzt aber ist die Sache vor ein anderes Forum gebracht worden. Seht ihn an einem jener traurigen Tage in Monsieurs Bureau, wohin alle anderen Bureaux Deputierte geschickt haben. Hier wird er gestellt und muß allein einem ununterbrochen Feuer von Fragen, Einwendungen und Vorwürfen aus diesen 137 schweren Geschützen der Logik, die wir buchstäblich Feuerschlünde (bouches à feu) nennen können, standhalten. Wohl niemals, sagt Besenval, hat ein Mensch so viel Scharfsinn, Gewandtheit, Ruhe und überzeugende Beredsamkeit entwickelt. Dem rasenden Spiel so vieler Feuerschlünde begegnet er nur mit den Lichtstrahlen seines Geistes, mit Selbstbeherrschung und einem väterlichen Lächeln. Freundlich und mit ungetrübter Klarheit antwortet er fünf Stunden lang schnell wie der Blitz und ruhig wie das Licht auf den unaufhörlichen Feuerregen verfänglicher Fragen und vorwurfsvoller Einwürfe. Und dies Kreuzfeuer! Alle Seitenfragen und gelegentliche Einwürfe, die er in der Hitze des Hauptgefechtes nicht beantworten konnte, weil er nur eine Zunge

hat, nimmt er in der ersten Pause wieder auf und beantwortet sogar diese. Hätte sanfte Überredung und Beredsamkeit Frankreich retten können, es wäre gerettet.

Schwerbedrängter Controleur! Wohin du blickst, in allen sieben Bureaux nichts als Hindernisse: In Monsieurs Bureau hetzt Loménie de Brienne, der Erzbischof von Toulouse, der selbst ein Auge auf die Controleurstelle wirft, den Klerus auf, und es giebt Zusammenkünfte, heimliche Intriguen. Auch von außen kommt kein Zeichen der Hilfe oder Hoffnung. Für die Nation (vor der jetzt Mirabeau mit Stentorstimme »das Agio anklagt«) hat der Minister bisher nichts oder noch weniger als nichts, für das Philosophentum so gut wie nichts gethan; höchstens hat er den Gelehrten Lapérouse auf eine Forschungsreise ausgesandt oder ähnliches gethan. Und steht er nicht mit seinem Necker in »zorniger Korrespondenz?« Sogar das Oeil de Boeuf zeigt ein bedenkliches Gesicht: Ein fallender Minister hat keine Freunde. Der solide Monsieur de Vergennes, der mit seiner phlegmatischen, besonnenen Pünktlichkeit manches hätte niederhalten können, starb gerade eine Woche vor dem Zusammentritt dieser unglückseligen Notabeln. Und jetzt spielt auch, wie man glaubt, der Großsiegelbewahrer, Garde-des-Sceaux, Miroménil den Verräter als Ränkeschmied für Loménie. Der Vorleser der Königin Abbé de Vermond, ein unbeliebtes Individuum, ist eine Kreatur Briennes, dem er von allem Anfang an alles verdankt: Man muß daher fürchten, daß der Weg zu Hinterthüren offen steht und der Boden unter unseren Füßen unterminiert wird. Man sollte wenigstens den verräterischen Großsiegelbewahrer Miroménil entfernen; Lamoignon, der redegewandte Notable, ein verläßlicher Mann, der nicht nur Verbindungen, sondern auch sogar Ideen besitzt, der an eine Reform der Parlamente denkt, obwohl er selbst Parlamentspräsident ist, wäre nicht *er* der rechte Siegelbewahrer? So denkt der geschäftige Besenval bei sich und flüstert es dem Controleur bei der Mittagstafel ins Ohr; der hört ihn in den Pausen, die ihm seine Pflichten als Wirt lassen, immer wie mit Entzücken zu, aber eine bestimmte Antwort giebt er nicht.

Ach, was soll er auch antworten? Die Macht der geheimen Intrigue und die Macht der öffentlichen Meinung werden so gefährlich, so verwirrend, und die Philosophen spotten laut, als triumphiere schon ihr Necker. Der gaffende Pöbel begafft Holzschnitte oder Kupferstiche, auf denen z. B. ein Bauer dargestellt ist, der an sein um ihn versammeltes Hausgeflügel folgende Ansprache richtet: »Liebe Tiere, ich habe euch zusammengerufen, damit ihr mir ratet, mit welcher Sauce ich euch zubereiten soll.« Ein Hahn, der darauf erwidert: »Wir wollen aber gar nicht verspeist sein«, wird mit den Worten unterbrochen: »Sie weichen von der Frage ab« (vous vous écartez de la question). Gelächter und Logik, Bänkellieder und Pamphlete, Epigramme und Karikaturen: welch ein Sturm der öffentlichen Meinung, als hätten die Winde die Pforten ihrer Felsenhöhle gesprengt! Bei Einbruch der Nacht stiehlt sich Präsident Lamoignon zum Minister hinüber und findet ihn, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab gehend wie einer, der außer sich ist. Hastig und mit verworrenen Worten bittet der Controleur Monsieur de Lamoignon, »ihm einen Rat zu geben«. Lamoignon antwortet offenherzig, er könne, falls seine eigene in Aussicht genommene Ernennung zum Siegelbewahrer keine Abhilfe verspreche, es nicht auf sich nehmen, ihm einen anderen Rat zu geben.

Am Montag nach Ostern, am 9. April 1787, ein Datum, das wir zu unserer Freude richtig finden – denn nichts übertrifft diese Histoires und Mémoires an fahrlässiger Ungenauigkeit – »am Montag nach Ostern, da ich, Besenval nach Romainville zum Marschall von Ségur ritt, begegnete ich auf den Boulevards einem Freunde, der mir sagte, mit Monsieur de Calonne sei es aus. Etwas später kam der Herzog von Orléans, den Kopf gegen den Wind (natürlich im Trab à l'anglaise) auf mich zugesprengt und bestätigte die Neuigkeit.« Und die Neuigkeit ist wahr. Der verräterische Miroménil ist zwar entlassen und statt seiner Lamoignon ernannt, aber nur zu seinem eigenen Vorteil, nicht zu dem Calonnes; denn am nächsten Tag muß auch der Controleur gehen. Einige Zeit mag er sich noch in der Nähe aufhalten, mag sich unter den Geldwechslern blicken

lassen, ja er mag selbst im Controleur-Amt arbeiten, wo noch vieles unerledigt liegt, aber auch das wird nicht lange währen. Zu ungestüm bläst und braust der Sturm der öffentlichen Meinung und Privatintrigue, als käme er aus der gemeinsamen Höhle aller Winde, und bläst ihn (auf einen Wink von oben) aus Paris und Frankreich über den Horizont hinaus – ins Unsichtbare, in die äußerste Finsternis.

Selbst der Zauber des Genies war nicht imstande, dieses Los von ihm abzuwenden. Undankbares Oeil de Boeuf! Hat er nicht wunderbar – wenigstens eine Zeitlang – goldenes Manna auf dich herabregnen lassen, so daß ein Höfling sagen konnte: »Die ganze Welt hielt die Hände, und ich meinen Hut auf?« Er selbst ist arm und besäße keinen Heller, wenn nicht die Witwe eines Finanzmannes in Lothringen ihm trotz seiner fünfzig Jahre ihre Hand samt der vollen Börse, die in ihr lag, angeboten hätte. Von nun an entwickelt er eine rastlose, aber dunkle Thätigkeit. Er schreibt Briefe an den König, Berufungen, Prophezeiungen; Pamphlete aus London, die zwar noch die alte Leichtigkeit, Gewandtheit und Überredungskunst verraten, aber nicht mehr überzeugen. Glücklicherweise wird die Börse seiner Witwe nicht leer. Nach einem oder zwei Jahren wird sein Schatten an der Grenze im Norden herumspuken; denn er wird eine Wahl zum Nationaldeputierten anstreben; aber man wird ihm nachdrücklich bedeuten, sich auf die Beine zu machen. Er wird dann in noch tieferes Dunkel in die entlegensten Länder Europas verschlagen, er wird für »verbannte Prinzen« intrigieren und Abenteuer bestehen; er wird im Rhein verunglükken und beinahe ertrinken, aber seine Papiere ins Trockne bringen; kurz er bleibt unermüdlich, aber vergebens! In Frankreich wirkt er keine Wunder mehr und wird nur in die Heimat zurückkehren, um dort ein Grab zu finden. Lebe wohl, du liebenswürdiger, sanguinischer Controleur mit deiner raschen, gewandten Hand, mit deinem beredten, goldenen Munde! – Es hat bessere und schlechtere Menschen gegeben; aber auch dir war eine Aufgabe zugewiesen – Wind und Sturm heraufzubeschwören, und die hast du erfüllt.

Was ist aber jetzt, da der Exkontroleur Calonne in so eigentümlicher Art sturmgetrieben über den Horizont fliegt, aus der Controleurstelle geworden? Sie ist leer, erloschen, sie hängt da wie der Mond in seiner lichtleeren Phase. Zwei schattenhafte Vorläufer, der arme Fourqueux und der arme Villedeuil, bekleiden in rascher Aufeinanderfolge nur einen Schein davon – wie ja auch manchmal der neue Mond seinen Vorläufer, den schwach schimmernden alten Mond in seinen Armen zu halten scheint. Geduld, ihr Notabeln. Ein wirklicher, neuer Controleur ist gewiß und steht sogar bereit da; wenn nur erst die unumgänglich notwendigen Manöver überstanden wären. Schon hat der schlaue Lamoignon mit dem Minister des Inneren Breteuil und mit dem Minister des Äußeren Montmorin Blicke gewechselt; laßt nur einmal diese drei zusammenkommen und beraten. Wer steht in hoher Gunst bei der Königin und dem Abbé de Vermond? Wer ist ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten? Oder wer hat wenigstens fünfzig Jahre danach gestrebt, dafür angesehen zu werden? Wer hat einst im Namen des Klerus die Vollziehung der Todesstrafe an den Protestanten verlangt und glänzt jetzt im Oeil de Boeuf als Liebling der Damen und Herren und wirbt sogar bei den Freidenkern, bei euren Voltaires, d'Alemberts um ein gutes Wort? Wer hat schließlich eine fertige Partei unter den Notabeln? Loménie de Brienne, der Erzbischof von Toulouse! antworten augenblicklich alle drei in vollster Übereinstimmung und stürzen davon, um ihn dem König vorzuschlagen, »in solcher Eile«, sagt Besenval, »daß sich Monsieur de Lamoignon eine Simarre«, wahrscheinlich ein zu diesem Zwecke notwendiges Kleidungsstück, »ausleihen mußte«.

Loménie de Brienne, der sein Lebenlang »eine Art von Prädestination für die höchsten Ämter« gefühlt hatte, hat sie also erreicht. Er leitet die Finanzen, soll sogar den Titel eines Premier-Ministers führen und das Streben seines langen Lebens verwirklicht sehen. Traurig, daß es so viel Talent und Fleiß kostete, diese Stellung zu *erreichen*, sodaß kaum noch etwas Talent und Fleiß übrig blieb, um dazu *befähigt* zu sein. Da er jetzt in sein Inneres blickt und nach

der Befähigung forscht, die er etwa dazu mitbringt, sieht er in sich fast nur Leere und bloße Möglichkeit. Principien oder Systeme, innere oder äußere Vorzüge findet er nicht (sogar sein Körper ist durch die Stürme seines bewegten sündhaften Lebens abgenützt), ja nicht einmal irgend einen Plan, und wäre es auch ein unvernünftiger. Unter solchen Umständen ist es ein Glück, daß Calonne einen hatte! Calonnes Plan, eine Verquickung der Pläne Turgots und Neckers, wird also von Loménie adoptiert. Nicht umsonst hat Loménie die Wirkungen der englischen Verfassung studiert; auch er bekennt sich zu einer Art von Anglomanie. Warum verschwindet in jenem freien Lande ein Minister, den das Parlament abgesetzt hat, aus dem Rate der Krone, während ein anderer, den das Parlament eingesetzt hat, an seine Stelle tritt? Gewiß nicht um des bloßen Wechsels willen (der immer verderblich ist), sondern damit alle Menschen an dem, was vorgeht, Anteil haben, und so der Kampf der Freiheit in alle Ewigkeit fortwähre, ohne daß daraus ein Schaden erwachse.

Die Notabeln, durch die Osterfestlichkeiten und die Opferung Calonnes besänftigt, sind nicht in der schlechtesten Laune. Seine Majestät hatte, während noch »die schattenhaften Vorläufer« im Amte waren, eine Sitzung der Notabeln abgehalten und vom Throne herab Worte der Versöhnung und Verheißung gesprochen: »Die Königin stand indessen wartend am Fenster, bis sein Wagen zurückkam, und Monsieur klatschte schon von weitem in die Hände« zum Zeichen, daß alles gut stehe. Der König hat die beste Wirkung erzielt; wenn sie nur anhält! Unterdessen kann man die Führer unter den Notabeln »caressieren«. Briennes neuer Glanz, Lamoignons schlauer Kopf werden von Nutzen sein, und an versöhnlichen Worten soll es nicht fehlen. Kann man bei alledem leugnen, daß die Verdrängung Calonnes und die Adoption seiner Pläne sich nur als eine Maßregel erweist, die, um die beste Wirkung hervorzubringen, nur flüchtig und von einer gewissen Entfernung betrachtet, aber nicht allzu nahe und genau geprüft werden sollte? Mit einem Worte, giebt es einen dankenswerteren Dienst, den die

Notabeln jetzt erweisen könnten, als sich auf eine gute Art – auf den Weg zu machen? Ihre »Sechs Vorschläge« in Bezug auf provisorische Versammlungen, Abschaffung der Corvée und Ähnliches kann man ohne Kritik annehmen. Über die Subvention oder die Grundsteuer muß man ebenso wie über vieles andere rasch hinweggleiten; am sichersten fährt man mit hochtönenden Schlagworten von Versöhnlichkeit. In der feierlichen Schlußsitzung am 25. Mai 1787 erfolgt endlich eine Explosion der Beredsamkeit: Der König, Loménie, Lamoignon und ihr Anhang stimmen einer nach dem anderen ein und dasselbe Lied an in zehn Reden (die Seiner Majestät nicht mitgerechnet), die den ganzen Tag währen; – und so werden die Notabeln wie unter einem Wechselgesang oder einer Bravourarie voll Danksagungen, Lobpreisungen und Verheißungen sozusagen hinausgeorgelt und in ihre Heimat entlassen. Sie haben beinahe neun Wochen lang getagt und geschwatzt und waren die ersten Notabeln seit Richelieu im Jahre 1626.

Einige Geschichtsschreiber, die in sicherer Entfernung gar behaglich saßen, haben Loménie wegen der Entlassung seiner Notabeln getadelt; dennoch war es sicherlich hoch an der Zeit. Es giebt eben Dinge, die man, wie wir sagten, nicht allzu nahe und allzu lange prüfen darf; – über glühende Kohlen kann man nicht schnell genug hinweggleiten. In jenen sieben Bureaux, in denen von einer Arbeit keine Rede sein konnte, es wäre denn, daß man Schwatzen arbeiten heiße, kamen gar bedenkliche Dinge zutage. So nahm z. B. Lafayette im Bureau von Monseigneur d'Artois mehr als einmal die Gelegenheit wahr, sich über die Lettres de cachet, über die Freiheit der Unterthanen, das Agio und dergleichen in mißbilligenden Worten auszusprechen; und als Monseigneur ihn zu unterbrechen versuchte, erwiderte er, ein Notabel, den man dazu berufen habe, damit er seine Meinung sage, müsse sie auch offen aussprechen.

Auch als sich einmal Seine Gnaden der Erzbischof von Aix in klagendem Kanzelton in den Worten erging: »Der Zehent, diese freiwillige Gabe christlicher Frömmigkeit«, unterbrach ihn der Herzog de la Rochefoucauld im kalten Geschäftston, den er von den

Engländern gelernt hatte. »Ja, der Zehent, diese freiwillige Gabe christlicher Frömmigkeit, um deren willen jetzt in diesem Königreiche 40,000 Prozesse anhängig sind.« Und Lafayette, der sich verpflichtet fühlte, seine Meinung offen auszusprechen, ging eines Tages so weit, die Einberufung einer »Nationalversammlung« vorzuschlagen. »Sie verlangen Generalstände?« fragte Monseigneur mit der Miene drohender Überraschung. »Ja, Monseigneur, und noch mehr als das.« – »Protokollieren Sie es!« rief Monseigneur den Schriftführern zu. Geschrieben ist es und, was noch mehr gilt, es wird bald auch zur That werden.

## Viertes Kapitel.
## **Loménies Edikte.**

So sind die Notabeln in ihre Heimat zurückgekehrt, haben in alle Teile Frankreichs ihre Ansichten über das Deficit, über die innere Schwäche und Auflösung getragen und die Meinung verbreitet, daß die Generalstände alles heilen oder, wenn nicht heilen, doch beseitigen werden. Jeden Notabel können wir uns als eine Leichenfackel vorstellen, die dem Auge gräßliche Abgründe enthüllt, Abgründe, die besser verborgen blieben! Die unruhigste Stimmung bemächtigt sich aller, sie gährt und sucht sich in Pamphleten, Karikaturen, Projekten und heftigen Deklamationen Luft zu machen: ein leeres Durcheinander von Gedanken, Worten und Thaten.

Es ist der lange ertragene geistige Bankerott, der jetzt in den wirtschaftlichen Bankerott übergeht und unerträglich wird; denn das unvermeidliche Elend der untersten, stummen Volksschichten hat sich, wie es voraus gesagt war, auch nach oben verbreitet. In jedem Menschen, mag er sich in der Rolle des Bedrückers oder des Bedrückten befinden, lebt das dunkle Gefühl, daß seine Lage nicht die rechte ist: Alle fühlen sich gedrängt, der in ihnen gährenden Unruhe in der einen oder anderen scharfen Weise, sei es als Angreifer oder als Verteidiger, Luft zu machen. Aus solchem Stoff

wird weder die Wohlfahrt der Nation, noch der Ruhm des Herrschers geschaffen. O Loménie, welch wildwogende, wüstblickende, hungrige und zornige Welt hast du nach lebenslangem Streben unter deine Obhut genommen!

Loménies erste Edikte sind nur Beschwichtigungsmittel: Einführung von Provinzversammlungen »zur gerechten Verteilung der Steuern«, wenn wir überhaupt welche bekommen; Aufhebung der Corvées oder Frohndienste, Erleichterung der Gabelle, durchweg Maßregeln, welche die Notabeln empfohlen und alle fortschrittlich gesinnten Männer schon seit lange laut gefordert hatten: Es ist ja bekannt, wie beruhigend Öl auf die wogende See wirkt. Ehe es also Loménie mit großen, durchgreifenden Maßregeln versucht, will er warten, bis sich dieses seltsame »Aufwallen der öffentlichen Meinung« gelegt hat.

Das ist ja gewiß richtig gedacht. Doch wie, wenn wir es mit einem Aufwallen zu thun hätten, das sich nicht legt? Es giebt Anschwellungen, die durch oberirdische Windstöße und Stürme erzeugt werden; – hingegen giebt es auch Anschwellungen, welche, wie einige behaupten, von unterirdisch eingeschlossenen Gasen, ja sogar von innerer Zersetzung und einem Zerfall herrühren, der zur Selbstentzündung geführt hat: wie, wenn gewissermaßen in Übereinstimmung mit der Lehre der Neptuno-Plutonischen Geologie auch unsere sociale Welt in einen ähnlichen Zerfall geraten wäre und jetzt explodieren sollte, um sich dann neu zu bilden? Ein solches Aufwallen, solche Anschwellungen wie die letztgenannten lassen sich freilich nicht mit Öl zur Ruhe bringen. – Der Thor spricht in seinem Herzen: »Warum soll nicht das ›Morgen‹ ebenso wie das ›Gestern‹ oder wie alle Tage sein, die ja auch ein ›Morgen‹ waren?« Der Weise aber, der die moralischen, geistigen und wirtschaftlichen Zustände des damaligen Frankreichs aufmerksam betrachtet, sieht, daß »alle jene Symptome, denen man immer in der Geschichte begegnet«, sich durch beschwichtigende Edikte nicht beruhigen lassen.

Doch mögen sie sich beruhigen lassen oder nicht, Bargeld muß um jeden Preis beschafft werden, und dazu bedarf es einer ganz

anderen Art von Edikten, der »Schatz«- oder Finanzedikte. Wie bequem wären diese, wenn man nur die Gewißheit hätte, daß das Parlament von Paris sie »registrieren« werde. Dieses Recht des »Registrierens«, das eigentlich ein bloßes *Niederschreiben* ist, steht nach altem Brauch dem Parlamente zu, und obwohl das Parlament nur ein Gerichtshof ist, kann es doch Einspruch erheben und ganz gehörig darum feilschen; daher so viele Streitigkeiten, verzweifelte Maupeou-Gewaltstreiche, Sieg und Niederlage: – ein Streit, der nun schon an die vierzig Jahre währt. Daher sind Finanzedikte, die sonst so einfach wären, zu so schwierigen Problemen geworden. Hätte man nicht z. B. an Calonnes Subvention territoriale, einer allgemeinen, niemand ausnehmenden Grundsteuer einen Notanker für den Fiskus? Oder um nach Möglichkeit zu beweisen, daß man nicht ohne eigenes Finanztalent ist, kann Loménie ein Édit du timbre, eine Stempelsteuer vorschlagen; – sie ist zwar auch entliehen, aber aus Amerika: – möge sie in Frankreich mehr Glück haben als dort.

Frankreich hat seine Hilfsquellen: Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß das Parlament ein bedenkliches Aussehen gewinnt. Schon während jener Schlußsymphonie bei der Verabschiedung der Notabeln schlug der Pariser Präsident einen befremdenden Ton an. Adrien Duport erwacht bei dieser allgemeinen Aufregung aus seinem magnetischen Schlaf und droht sich zu einem übernatürlichen Wachen aufzuraffen. Oberflächlicher, aber um so lärmender ist der magnetische d'Espréménil mit seiner tropischen Gluthitze (er ist in Madras geboren) und seiner unklaren, verworrenen Leidenschaftlichkeit: eine Mischung von »Erleuchtung«, tierischem Magnetismus, öffentlicher Meinung, Adam Weishaupt, Harmodius und Aristogiton, kurz ein verworrener Gewaltmensch, von dem nichts Gutes kommen kann. Die Gärung hat selbst die Großen des Reiches ergriffen. Unsere Pairs haben zu oft ihre Hofkleider, Spitzen und Perücken abgelegt, sie gehen in englischen Kostümen herum und reiten, sich in den Steigbügeln hebend, auf die ungestümste Weise: nichts als Insubordination, Freiheitswahnsinn,

verworrene, schrankenlose Opposition in ihren Köpfen. Das sieht bedenklich aus, und man könnte sich kaum hervorwagen, selbst wenn man einen Fortunatussäckel hätte. Loménie hat aber den ganzen Juni zugewartet und seinen ganzen Vorrat an Öl auf die erregten Wogen ausgegossen; jetzt muß er mit den beiden Finanzedikten heraus, es gehe, wie es wolle. Am 6. Juli legt er dem Parlament von Paris seine beantragte Stempel- und Grundsteuer vor, und, als wollte er mit seinem eigenen Bein und nicht mit dem entlehnten Calonnebein den ersten Schritt thun, führt er die Stempelsteuer zuerst ins Treffen.

Ach, das Parlament will *nicht* registrieren! Statt eines Etats der Ausgaben fordert es einen Etat der beabsichtigten Ersparungen; – Etats genug! deren Vorlage aber Seine Majestät verweigern zu müssen glaubt. Es folgen Debatten voll patriotischer Beredsamkeit; die Pairs werden einberufen. Beginnt der nemeische Löwe seine Mähne zu sträuben? Fürwahr, es ist ein Zweikampf, dem Frankreich und die ganze Welt mit Gebeten oder wenigstens mit Neugier und Wetten zuschauen dürften. Eine neue Erregung erfaßt Paris. In den äußeren Höfen des Palais de Justice herrscht ein ungewöhnliches Gewoge von Kommenden und Gehenden; das mächtige Summen draußen vermischt sich mit den lauten Klängen patriotischer Beredsamkeit drinnen und verleiht ihnen Nachdruck und Kraft. Mit Unbehagen sieht der arme Loménie aus der Ferne zu, während seine geheimen Emissäre unermüdlich, aber erfolglos hin und her fliegen.

In elektrischer Spannung vergehen die schwülen Hundstage und der ganze Monat Juli. Und noch immer ertönt im Sanktuarium der Gerechtigkeit nichts anderes als die vom Gesumme des herandrängenden Paris begleitete Harmodius-Aristogitonische Beredsamkeit; es wird weder registriert noch werden Etats vorgelegt. »Etats«, ruft ein lebhaftes Parlamentsmitglied, »meine Herren, die Etats, die uns gewährt werden sollten, sind nach meiner Ansicht die États Généraux, die Generalstände.« Lautes, beifälliges Lachen folgt diesem zu rechter Zeit gefallenen Witzwort. Welch ein Wort

fällt da im Palais de Justice. Der alte d'Ormesson, des Excontroleurs Onkel, lacht nicht, sondern schüttelt bedenklich sein kluges Haupt; aber die äußeren Höfe und Paris und ganz Frankreich fangen den willkommenen Laut begierig auf, wiederholen ihn und werden ihn so lange wiederholen und wiederhallen lassen, bis er zu einem betäubenden Lärm anschwillt. So viel steht fest, an ein Registrieren ist hier nicht zu denken.

Ein Sprichwort sagt: »Gegen alles giebt es ein Mittel, nur nicht gegen den Tod.« Wenn nun ein Parlament die Registrierung verweigert, so ist, wie jedermann aus Erfahrung weiß, das beste Gegenmittel ein Lit de Justice. Das Parlament hat einen vollen Monat mit müßigen Reden, mit Lärmen und Wutausbrüchen verloren, aber das Édit du timbre ist noch nicht registriert und wird allem Anscheine nach auch nicht registriert werden, und von der Subvention ist noch nicht einmal die Rede gewesen. So laßt denn am 6. August die ganze widerspenstige Versammlung zu Wagen nach dem königlichen Schloß von Versailles rollen! Dort soll der König sein Lit de Justice halten und mit seinem eigenen königlichen Munde den *Befehl* zum Registrieren erteilen. Mögen sie auch dort leisen Tones Gegenvorstellungen erheben, gehorchen müssen sie doch, sonst könnte ihnen vielleicht etwas Ungeahntes und noch Schlimmeres widerfahren.

Es ist geschehen: Das Parlament hat der königlichen Aufforderung Folge geleistet, ist hinausgerollt und hat des Königs ausdrücklichen Befehl zu registrieren vernommen; dann rollt es unter dem Schweigen der erwartungsvoll harrenden Menge wieder zurück. Und sieh! da es am nächsten Morgen wieder in seinem eigenen Palaste tagt, während sich die Menge in den äußeren Höfen drängt, registriert es nicht nur *nicht*, sondern erklärt (o schlimmes Zeichen!) alles am vorhergehenden Tage Geschehene für null und nichtig und das Lit de Justice selbst für eine bloße Form. Das ist wahrhaftig ein neuer Zug in der Geschichte Frankreichs. Ja noch mehr, unser heldenmütiges Parlament ist plötzlich über manches aufgeklärt und erklärt sich seinerseits für durchaus inkompetent,

Steueredikte zu registrieren; nur infolge eines Rechtsirrtums habe es dies in den letzten Jahrhunderten gethan, während es für diesen Akt nur eine einzige kompetente Autorität gebe: die Versammlung der drei Stände des Königreiches!

So sehr kann der Geist, der eine ganze Nation beherrscht, selbst die abgeschlossenste Körperschaft durchdringen, oder sagen wir vielmehr, zu solchen mörderischen und selbstmörderischen Waffen können Körperschaften in der Erbitterung des politischen Zweikampfes greifen. Haben wir es nicht mit dem echten und rechten Kampf eines blutigen Krieges, eines brudermörderischen Zweikampfes zu thun, in dem Grieche gegen Griechen kämpft, mit einem Schauspiel, das auch die daran unbeteiligte Menschheit mit der allergrößten Teilnahme verfolgt? Menschenmassen überschwemmen, wie gesagt, die äußeren Höfe: eine Überschwemmung von jungen, freiheitstollen Adeligen in englischen Kostümen, die verwegene Reden halten; von Anwälten und Parlamentsschreibern, die in diesen Tagen nichts zu thun haben; von Müßiggängern, Neuigkeitskrämern und anderen Leuten ohne Beruf, die da lärmend auf und ab wogen. »An die drei oder viertausend Menschen« warten hier mit Spannung auf die Beschlüsse, die drinnen gefaßt werden; laute Bravorufe erschallen, und sechs bis achttausend Hände klatschen Beifall! Süß ist auch der Lohn der patriotischen Beredsamkeit, den euer d'Espréménil, euer Fréteau oder Sabatier ernten, wenn der Donner des Tages verhallt und sie ihren demosthenischen Olymp verlassen: Aus viertausend Kehlen schallt ihnen bei ihrem Erscheinen in den äußeren Höfen ein jubelnder Gruß entgegen, sie werden »unter Segenswünschen« auf die Schultern gehoben und nach Hause getragen, und ihre hochragenden Häupter berühren die Sterne!

## Fünftes Kapitel.
## **Loménies Donnerkeile.**

Wache auf, Loménie de Brienne! Die Zeit des Schwankens, der Lettres de jussion und der gütlichen Vergleiche ist vorbei. Siehst du, wie die ganze fluktuierende Bevölkerung von Paris (das heißt, alles, was nicht seßhaft und durch Arbeit gebunden ist) gleich brandenden Wogen einer zerstörenden Sündflut die äußeren Höfe überschwemmt? Hörst du, wie selbst die Schreiber der Basoche Aufruhr predigen? In diesem Zweikampfe von Autorität gegen Autorität, in dem ein Grieche den anderen zu erdrosseln sucht, haben die unteren Volksschichten aufgehört, die Stadtwachen zu respektieren. Man schreibt Polizeiagenten mit Kreide ein M auf den Rücken (das Mouchard, Spion bedeutet), man stößt, jagt und hetzt sie wie wilde Tiere (ferae naturae). Unbedeutende Landtribunale senden Glückwünsche und Versicherungen der Zusammengehörigkeit. Die Quelle der Gerechtigkeit wird zur Quelle des Aufruhrs. Die Provinzialparlamente sehen mit aufmerksamen Blicken, atemloser Spannung und heißen Wünschen dem Ringen ihrer älteren Schwester in Paris zu: Alle zwölf Parlamente sind ein Leib und eine Seele; der Sieg des einen ist der Sieg aller.

Es wird immer schlimmer: Am 10. August wird über »Calonnes Verschwendungen« Klage geführt und die Erlaubnis erteilt, gegen ihn »vorzugehen«. Also kein Registrieren, nein, statt dessen nur Klagen über Verschleuderung und Unterschleif, und überdies immer wieder dasselbe lästige Lied: *Generalstände!* Giebt es denn in den königlichen Rüstkammern keinen Donnerkeil, den du, Loménie, mit deiner roten Rechten unter diese theatralischen Demosthenesse schleudern könntest, unter diese Donnerer, deren Donnern und Blitzen doch nicht viel mehr ist als leerer Schall und Kolophonium? Am Abend des 14. August schleudert Loménie in der That nicht einen Donnerkeil, sondern deren eine Handvoll. In der Nacht werden gegen 120 Lettres de cachet (Briefe, die ihren Namen vom Siegel haben), so viel als eben nötig sind, zugestellt,

und schon am nächsten Morgen wird das ganze Parlament abermals zu Wagen gebracht und rollt ohne Aufenthalt nach Troyes in der Champagne – »begleitet«, wie die Geschichte meldet, »von den Segenswünschen des ganzen Volkes«; sogar die Wirte und Postillone bezeigen ihre Huldigung unentgeltlich. Es ist der 15. August 1787.

Was wird das Volk in seiner äußersten Bedrängnis noch segnen! Segenswünsche hat das Parlament von Paris bisher weder verdient noch empfangen. Es war eine isolierte Körperschaft, die sich, wie es bei Körperschaften zu geschehen pflegt, aus alten Wirren heraus (zu einer Zeit, da das Scepter des Schwertes unklar danach rang, ein Scepter der Feder zu werden) entwickelte, um einem unklaren Wunsche der Gesellschaft und vielen ganz klaren Wünschen Einzelner entgegenzukommen, die im Laufe der Jahrhunderte durch Konzessionen, Erwerbungen, Usurpationen zu dem heranwuchs, was wir jetzt sehen: zu einer sozialen Anomalie, die blüht und gedeiht, die Prozesse entscheidet, Gesetze sanktioniert oder verwirft und dazu ihre eigenen Stellen und Ämter um bares Geld verkauft: – eine Methode, die, wie der glatte Präsident Hénault beweisen will, noch immer die leidlich beste ist.

In einer solchen Körperschaft, die sich nur durch Kauf um bares Geld erhält, herrschte gewiß kein Übermaß an Gemeinsinn, eher ein übergroßes Verlangen nach Teilung der Gemeinbeute. Ehemals teilten Männer in Helmen die Beute – mit dem Schwerte, heute teilen sie Männer in Perücken – mit Federkiel und Tinte; und diese sind zwar friedlicher, aber noch hassenswerter, weil sich die Perückenmethode als die weit gemeinere und unwiderstehlichere erweist. Eine lange Erfahrung, sagt Besenval, beweist, daß es ein ganz vergebliches Bemühen ist, ein Parlamentsmitglied gerichtlich zu belangen; kein Diener der Gerechtigkeit wird ihn vorladen, Perücke und Robe sind eine undurchdringliche Rüstung, ein unsichtbar machender Zaubermantel.

Mit Recht kann sich das Parlament von Paris für unbeliebt halten; in politischer Beziehung hat es nie eine großherzige, sondern stets

eine niedrige Gesinnung bewiesen. War der König schwach (wie eben jetzt), so hat ihm sein Parlament ganz im Sinne und Geiste der gerade herrschenden und bei der Menge beliebten Schlagwörter nachgebellt; war er stark, so bellte und jagte es als sein eifriger Spürhund vor ihm her. Es war eine ungerechte Körperschaft, deren Urteil mehr als einmal durch unlautere Machenschaften schmählich beeinflußt und verderbt wurde. Schreit nicht gerade jetzt das Blut des gemordeten Lally laut um Rache? Man hat ihn gehetzt, umstellt und wie den Löwen in der Falle zum Wahnsinn getrieben, bis sein herzhafter Mut erlosch und der rachsüchtigen Chicane erlag. Seht ihn, den unglücklichen Lally, dessen düstere, wilde Seele aus seinen düsteren, wilden Zügen spricht, wie man ihn, um seinen Aufschrei der Verzweiflung zu ersticken, mit einem hölzernen Knebel im Munde zum Richtplatz schleift! Die wilde Feuerseele, die nur Gefahren und Mühsale gekannt, die sechzig Jahre lang inmitten von Unehrlichkeit, Feigheit und jämmerlicher Alltäglichkeit voll Geist und Mut des Schicksals Tücke und der Menschen Niedertracht unentwegt und vertrauensvoll bekämpft und erduldet hat: für diese Feuerseele hast du, o Parlament von Paris, keinen anderen Lohn als Knebel und Galgen? Sterbend vermachte Lally sein Andenken seinem Knaben, und jetzt erhebt sich der junge Lally und fordert Sühne im Namen Gottes und der Menschheit. Das Parlament von Paris aber thut sein Möglichstes, um die verabscheuungswürdige That, die sich nicht verteidigen läßt, zu verteidigen, und, was das Seltsamste dabei ist, sein erkorener Wortführer ist unser düsterglühender Aristogiton-D'Espréménil.

Und diese sociale Anomalie ist es, die jetzt von Frankreich gesegnet wird. Eine unlautere Anomalie, aber sie liegt jetzt im Zweikampfe mit einer anderen, die noch schlechter ist. Und darum glaubt man, das verbannte Parlament habe sich mit Ruhm bedeckt. Es giebt ja Fehden, in denen selbst Satan als Kampfgenosse nicht unwillkommen wäre, in denen sich selbst Satan durch Tapferkeit wenigstens für kurze Zeit mit Ruhm bedecken könnte.

Aber welche Aufregung herrscht in den äußeren Höfen des

Palais, da Paris erfährt, daß sein Parlament nach Troyes in der Champagne abgeführt und niemand zurückgeblieben ist als einige schweigsame Archivare; das demosthenische Donnern ist verhallt, die Märtyrer der Freiheit sind verschwunden. Drohungen und verworrenes Wutgeschrei erschallen aus den Kehlen der Anwälte, Basocheschreiber, der Namenlosen und des anglomanen Adels; immer neue Massen von Müßiggängern, die sehen und hören wollen, drängen sich heran; der Pöbel, dessen Mut mit seiner Zahl wächst, macht Jagd auf Mouchards. Hier in diesen Räumen tost und tobt eine wilde Brandung; das übrige Paris, das an seine Arbeit gebunden ist, verhält sich einstweilen noch ruhig. Freche Anschlagzettel sind zu lesen; aus allen Reden im Palais und dessen Umgebung spricht beinahe Aufruhr. Fürwahr, die Stimmung von Paris ist gar sehr verändert. Als drei Tage später (am 18. August) Monsieur und Monseigneur D'Artois nach altgewohntem Brauche in Staatskarossen kommen, um jene letzten verhaßten Beschlüsse (arrêtés) und Proteste aus den Protokollen ausmerzen zu lassen, werden sie in einer sehr bezeichnenden Weise empfangen. Monsieur, der, wie man glaubt, zur Oppositionspartei gehört, mit Vivatrufen und einem Blumenregen; Monseigneur dagegen mit Schweigen oder Murren, das sich bis zum Zischen und zu höhnenden Zurufen steigert; ja, der aller Ehrfurcht bare Pöbel drängt sich in Massen und unter Zischen mit solcher Gewalt an ihn heran, daß der Kapitän der Garde kommandieren muß: »Haut les armes!« Bei diesem Donnerwort und dem Blitzen des blanken Eisens weicht allerdings der Pöbel gar schnell nach allen Seiten zurück. Auch das sind neue Züge der Zeit, und treffend bemerkt der gute Monsieur de Malesherbes: »Dieser Streit mit dem Parlament ist ganz neuer Art; kein vorübergehendes Funkensprühen wie beim Zusammenstoße harter Körper, es gleicht vielmehr den ersten Funken, die zum großen Brande werden, wenn man sie nicht löscht.«

Dieser gute Malesherbes sieht sich jetzt nach zehnjähriger Abwesenheit wieder im Rate des Königs; denn Loménie wollte, wenn auch nicht aus den Fähigkeiten, so doch aus dem Namen des

Mannes Vorteil ziehen. Seine Meinung hört man nicht einmal an – deshalb zieht er sich bald wieder zu seinen Büchern und Bäumen zurück. Was kann auch *ein* guter Mann in einem solchen Rate des Königs nützen? Turgot macht keinen zweiten Versuch: Turgot hat schon vor einigen Jahren Frankreich und diese Erde verlassen: ihm machen derartige Dinge keine Sorgen mehr. Wie merkwürdig! Turgot, unser Loménie und Abbé Morellet waren einst ein Trifolium junger Freunde, Studiengenossen an der Sorbonne. Vierzig weitere Jahre sind verstrichen, und jeder von ihnen hat es auf ganz verschiedene Art so weit gebracht.

Inzwischen hält das Parlament in Troyes täglich seine Sitzungen, setzt täglich Rechtsfälle auf die Tagesordnung; und vertagt sie täglich, weil kein Anwalt erscheint, um zu plaidieren. Troyes zeigt sich so gastfreundlich, wie man es nur erwarten konnte; und doch ist das Leben hier verhältnismäßig eintönig. Hier giebt es keine Volksmenge, die euch auf den Schultern zu den unsterblichen Göttern emporhebt; höchstens fährt der eine oder der andere Patriot zu euch hinaus, um euch zu standhaftem Ausharren aufzufordern. Fern von der Heimat und eurer häuslichen Behaglichkeit wohnt ihr in fremden Räumen: ihr habt nicht viel mehr zu thun, als euch zwischen den reizlosen Feldern der Champagne zu ergehen, dem Reifen der Trauben zuzusehen und tausendmal Beratenes noch einmal in Beratung zu ziehen: eine Beute der Langenweile, lauft ihr noch Gefahr, von Paris vergessen zu werden! Boten kommen und gehen; denn der friedliebende Loménie ist unermüdlich im Unterhandeln und Versprechen, und d'Ormesson sowie die klugen älteren Mitglieder des Parlaments sehen im Streit kein Heil.

Nach einem traurigen Monat schließt das Parlament, wie es ja alle Parlamente thun müssen, halb nachgebend, halb fest bleibend, Waffenstillstand. Die Stempelsteuer wird zurückgezogen, die Subvention (die Grundsteuer) wird auch zurückgezogen; dagegen willigt es in eine »Prorogation der zweiten Zwanzigstelsteuer«, eigentlich auch nur eine Art Grundsteuer, die aber die maßgebenden Klassen nicht schwer drückt, weil sie hauptsächlich auf der

stummen Klasse lastet. Überdies bestehen von Seiten der älteren Mitglieder geheime Zusagen, daß man den Finanzen durch ein Anlehen aufhelfen dürfe; des garstigen Wortes »Generalstände« solle keine Erwähnung geschehen.

Und so kehrt am 20. September unser verbanntes Parlament zurück. D'Espréménil sagte: »Ruhmbedeckt ist es ausgezogen, kotbedeckt (de boue) ist es zurückgekehrt.« *So* nicht, Freund Aristogiton, oder wenn doch so, dann bist sicherlich *du* der Mann, es reinzuwaschen.

## Sechstes Kapitel.
## **Loménies Ränke.**

War jemals ein unglücklicher Premier-Minister in so harter Bedrängnis wie Loménie de Brienne? Sechs lange Monate hält er die Zügel der Regierung in seinen Händen, und noch immer zeigt sich nicht die geringste Spur einer treibenden Kraft (in den Finanzen), um auf die eine oder andere Art von der Stelle zu kommen. Loménie schwingt die Peitsche, aber es geht nicht vorwärts; statt Geld findet er nur Widerspenstigkeit und rebellische Debatten.

Weit entfernt, sich zu beruhigen, wird die öffentliche Stimmung immer erregter und leidenschaftlicher, und bei dem großen, von Jahr zu Jahr fortwachsenden Deficit sieht man in den königlichen Kassen kaum noch die Farbe des Goldes. Unheilkündende Anzeichen! Malesherbes, der das erschöpfte und erbitterte Frankreich immer heißer werden sieht, spricht von »Feuersbrunst«. Mirabeau hat sich, wie wir sehen, ohne viele Worte nach der Rückkehr des Parlaments wieder auf Paris herabgelassen, um sich von der heimatlichen Erde nicht mehr zu trennen.

Jenseits der Grenze sehen wir zum Bedauern des Kriegssekretärs Montmorin und aller Menschen Holland von Preußen überfallen, die französische Partei unterdrückt, während England und der Statthalter triumphieren. Was vermag aber ein Premier-Minister

ohne Geld, diesen Hauptnerv des Krieges, des Schaffens, ja selbst des Lebens? Durch Steuern kommt nicht viel ein; die zweite Zwanzigstelsteuer wird erst im nächsten Jahre fällig und wird mit ihrer »strengen Einschätzung« mehr Streit als Geld eintragen. Die Besteuerung der privilegierten Klassen ist nicht zu erreichen; denn ihre Registrierung läßt sich nicht durchsetzen, weil sie selbst denen, die uns unterstützen, unerträglich erscheint; die Besteuerung der nichtprivilegierten Klassen bringt aber gar nichts mehr ein, weil man aus einem ausgeschöpften Brunnen kein Wasser erhalten kann. Nirgends eine Hoffnung, außer etwa in dem alten Zufluchtsmittel der Anlehen!

Da kommt Loménie mit Unterstützung des Schlaukopfes Lamoignon, der über dieses Meer von Schwierigkeiten gründlich nachgedacht hat, auf den Gedanken: Warum soll man nicht ein successives Anlehen (emprunt successif) aufnehmen, das uns Jahr für Jahr, sagen wir, etwa bis zum Jahr 1792, so viel brächte, als man gerade brauchte? Die Registrierung eines solchen Anlehens dürfte auch nicht mehr Mühe kosten als die eines anderen; wir hätten Zeit, um Atem zu schöpfen, und Geld, um uns rühren oder um wenigstens bestehen zu können: – das Edikt eines successiven Anlehens muß also vorgeschlagen werden. Um die Philosophen damit zu versöhnen, schicken wir als Vorhut ein liberales Edikt, die Emancipation der Protestanten, voraus und lassen als Nachhut ein liberales Edikt folgen: die Einberufung der Reichsstände im Jahre 1792, in dem das Anlehen zu Ende geht.

Ein liberales Edikt über die Emancipation der Protestanten macht einem Loménie jetzt, da die Zeit dafür gekommen ist, ebensowenig Gewissensskrupel wie ehemals die Vollziehung der Todesstrafe. Was das liberale Versprechen, die Einberufung der Generalstände betrifft, so kann man es halten oder nicht; jedenfalls sind wir von der Erfüllung noch volle fünf Jahre entfernt, und in fünf Jahren kann viel dazwischen kommen. Aber die Registrierung? Ja, wahrhaftig hier liegt die Schwierigkeit; doch wir haben die in Troyes heimlich gegebene Zusage der älteren Parlamentsräte, und klug

angebrachte Spenden, Schmeicheleien, versteckte Intriguen und der alte Foulon, diese »Ame damnée des Parlaments«, dürften das übrige thun. Im schlimmsten Falle stehen der königlichen Autorität Mittel zu Gebote; warum soll sie diese nicht gebrauchen? Ist die königliche Autorität nicht stark genug, Geld zu schaffen, so ist sie so gut wie gestorben, ist dem sichersten und elendesten Tod, dem Tod durch Marasmus, verfallen. Wer wagt, gewinnt; ohne Wagen ist schon jetzt alles verloren! Da aber bei so entscheidenden Wagnissen eine kleine Kriegslist oft recht ersprießliche Dienste leistet, so sagt Seine Majestät für den nächsten 19. November eine Jagd an, und alle, die es angeht, setzen frohgemut ihr Jagdzeug in Bereitschaft.

Jawohl, eine königliche Jagd, aber auf zweibeiniges, ungefiedertes Wild! Am 19. November 1787, dem Jagdtage, wird um 11 Uhr morgens der Sitz der Gerechtigkeit durch unerwartetes Trompetengeschmetter, Pferdegetrappel und Wagengerassel aus seiner Ruhe aufgeschreckt: Seine Majestät der König ist mit dem Großsiegelbewahrer Lamoignon, mit Pairs und mit Gefolge erschienen, um eine Séance royale zu halten und Edikte registrieren zu lassen. Welcher Wandel seit der Zeit, da Ludwig XIV. hier gestiefelt und gespornt eintrat und, die Peitsche in der Hand, mit einem olympischen Blicke, dem niemand zu trotzen wagte, zu registrieren befahl, und so ohne alle List und Ceremonie gleichzeitig jagte und registrierte. Ludwig XVI. wird an diesem Tage mit dem Registrieren allein genug zu thun haben, wenn nur er und der Tag dazu genügen.

Mittlerweile giebt der König mit entsprechenden ceremoniellen Worten seine Absicht kund: zwei Edikte, über die Emancipation der Protestanten und über ein successives Anlehen zu erlassen; Zweck und Inhalt beider Edikte wird unser getreuer Großsiegelbewahrer Lamoignon erläutern, ein getreues Parlament wird aufgefordert, über beide Edikte sein Gutachten abzugeben, da jedem Mitglied das Recht des freien Wortes zusteht. Nachdem auch Lamoignon nicht übel peroriert und mit der Verheißung der Generalstände geschlossen hat, hebt nunmehr die

Sphärenmusik parlamentarischer Beredsamkeit an; sie wird laut und immer lauter; denn auf die leidenschaftlichen Ausbrüche der einen Sphäre folgt eine ebenso leidenschaftliche Antwort der anderen Sphäre. Mit Aufmerksamkeit und mit geteilten Gefühlen lauschen die Pairs, abhold den Generalständen, abhold dem Despotismus, der Stellen abschafft und das Verdienst nicht belohnen kann. Aber was erregt Seine Hoheit den Herzog von Orléans? Sein roter Mondkopf wackelt hin und her, sein kupferfarbiges Gesicht wird dunkler wie unpoliertes Kupfer; seine glasigen Augen irren unstät herum; unbehaglich rückt er auf seinem Sitze hin und her, als habe er etwas vor. Hat ihn inmitten unsagbarer Übersättigung plötzlich neues Verlangen nach einer neuen verbotenen Frucht erfaßt? Überdruß und Genußsucht, Trägheit, die doch nicht ruhen kann, und ohnmächtiger Ehrgeiz, Rachsucht, weil man nicht Admiral geworden – welches Wirrsal von Widersprüchen bedeckt diese karbunkelbesäete Haut!

»Acht Kuriere« galoppieren im Laufe dieses Tages von Versailles, wo Loménie in banger Erwartung harrt, hinein und galoppieren wieder zurück, aber nicht mit gar guten Nachrichten. In den äußeren Höfen des Palais schwirrt und summt es in mächtiger Erregung, und man flüstert sich zu, der Premier-Minister habe über Nacht sechs Stimmen verloren. Im Innern ertönt nichts als forensische Beredsamkeit voll Pathos und Entrüstung, flehentliche Appelle an die königliche Huld, Seine Majestät möge geruhen, die Generalstände sofort zu berufen und so Frankreichs Retter zu werden, wobei der düsterglühende d'Espréménil, noch mehr Sabatier de Cabre und Fréteau (später »commère Fréteau, Gevatterin Fréteau« genannt) sich am lautesten gebärden. So währt es sechs tödlich lange Stunden, ohne daß der Tumult nachläßt.

Und da schon die Abenddämmerung durch die Fenster einfällt und noch kein Ende abzusehen ist, öffnet Seine Majestät auf einen Wink des Großsiegelbewahrers Lamoignon noch einmal den königlichen Mund und erklärt kurz, daß sein Edikt über das Anlehen registriert werden *müsse*. Einen Augenblick herrscht tiefes

Schweigen; – doch sieh! Da erhebt sich Monseigneur d'Orléans, wendet sein Mondgesicht der königlichen Tribüne zu und stellt mit würdevoller Höflichkeit, unter welcher sich unendlich viel verbirgt, die Frage: »ob denn dies ein Lit de Justice und nicht eine Séance royale sei?« Blitze flammen vom Throne und dessen Umgebung auf ihn herab, und es folgt die finstere Antwort, es sei eine *Sitzung*. In *diesem Falle*, sagt Monseigneur, erbitte er sich die Erlaubnis, bemerken zu dürfen, daß in einer Sitzung Edikte nicht *auf Befehl* registriert werden können; er für seine Person wenigstens müsse gegen eine solche Registrierung unterthänigst Verwahrung einlegen. »Vous êtes bien le maître«, antwortet der König und schreitet hocherhobenen Hauptes samt Gefolge aus dem Saale; pflichtschuldigst begleitet ihn der Herzog von Orléans, doch nur bis zum Ausgang, kehrt nach Erledigung dieser Pflicht zurück und legt vor den Augen des applaudierenden Parlaments, im Angesichte des applaudierenden Frankreich seine Verwahrung ein. – Sollen wir sagen, daß er damit die Ankertaue, die ihn an den Hof banden, durchschnitten hat? Wird er jetzt fortsegeln und schnell dem Chaos zutreiben?

Thörichter Orléans, zukünftiger »Egalité«! Ist das Königtum zu einer hölzernen Vogelscheuche geworden, auf welche du, freche, grauköpfige Krähe, dich nach Belieben niederlassen und loshacken kannst? Noch nicht ganz!

Am nächsten Tage verbannt eine Lettre de cachet Orléans auf sein Schloß Villers-Cotterets, damit er dort zur Besinnung komme. Ach, dort ist leider kein Paris mit seinem heiteren Lebensgenuß, keine bestrickende, unentbehrliche Madame de Buffon – die leichtfertige Frau des großen Naturforschers, der für sie viel zu alt ist. Monseigneur weiß, wie man erzählt, in Villers-Cotterets nichts anderes anzufangen, als wie toll herumzulaufen und seinem Unglücksstern zu fluchen. Sein reumütiges Klagen und Jammern dringt bis nach Versailles, so hart ist sein Los. Gleichzeitig schleudert eine zweite Lettre de cachet Gevatterin Fréteau in das Gefängnis von Ham inmitten der Sümpfe der Normandie, eine dritte Sabatier de Cabre

nach Mont St. Michel im Flugsand der Normandie. Was das Parlament betrifft, so muß es mit seinem Registerbuch unter dem Arme auf Befehl nach Versailles kommen, damit die Verwahrung (unter Ermahnungen, ja selbst Verweisen) ausgemerzt werde: ein Machtstreich, der, wie man hoffen darf, Ruhe schaffen wird.

Leider nicht; denn er wirkt nur wie ein leichter Peitschenschlag auf bäumende Pferde: sie bäumen sich noch mehr. Was hilft Loménies Peitsche gegen ein Gespann von 25 Millionen, die sich zu bäumen beginnen? Das Parlament ist keineswegs gesonnen, sich demütig zu fügen, auch will es nicht aus heilsamer Furcht vor den drei Lettres de cachet das Protestantenedikt registrieren oder seine anderen Geschäfte erledigen. Im Gegenteil, es fängt sogar an, die Lettres de cachet im allgemeinen, ihre Gesetzmäßigkeit und ihren Fortbestand in Frage zu ziehen; es giebt seinem schmerzlichen Bedauern Ausdruck, überreicht Petition auf Petition, damit seine drei Märtyrer in Freiheit gesetzt werden, erklärt sich, bevor dies nicht bewilligt sei, außer stande, an eine Prüfung des Protestantenediktes auch nur zu denken, und verschiebt die Behandlung dieses Gegenstandes immer wieder auf »heute über eine Woche«.

Dieser vorwurfsvolle Klagegesang schwillt zu einem furchtbaren Chore an; denn Paris und ganz Frankreich fallen mit ein oder haben ihn vielmehr zuerst angestimmt. Und jetzt öffnen endlich auch die übrigen Parlamente den Mund und stimmen mit ein, ja einige darunter, wie die von Grenoble und Rennes, thun dies bedeutungsvoll und nachdrücklich: – sie drohen, den Druck durch Gegendruck zu erwidern und die Steuereinnehmer mit Interdikt zu belegen. »Früher«, bemerkt Malesherbes, »wenn es Streitigkeiten gab, war es das Parlament, von dem das Volk aufgereizt wurde, jetzt ist es das Volk, welches das Parlament aufreizt.«

## Siebentes Kapitel.
## **Gegenseitige Vernichtung.**

Welches Bild bietet Frankreich in den Wintermonaten des Jahres 1787! Sogar im Oeil de Boeuf herrscht Schwermut und ein Gefühl der Unsicherheit, und die armen Unterdrückten dort meinen alle, man könnte selbst in der Türkei schöner leben. Die Wolfshunde, die Bärenhunde sind abgeschafft; geradeso wie die Stellen der Herzoge von Coigny und Polignac. Im kleinen Himmel von Trianon nimmt eines Abends Ihre Majestät Besenvals Arm und fragt ihn um seine wirkliche, aufrichtige Meinung. Der unerschrockene Besenval (der, wie er hofft, nichts von einem Sykophanten an sich hat) gesteht freimütig, daß bei einem Parlament, welches revoltiert, und einem Oeil de Boeuf, das man unterdrücken wolle, des Königs Krone in Gefahr sei; – darauf aber gab Ihre Majestät unvermutet und, wie es schien, verletzt dem Gespräche eine andere Wendung »et ne me parla plus de rien«.

Ja, mit wem kann denn die arme Königin sprechen, sie, die hier nur das Chaos wild umtobt und die wie keine andere Sterbliche eines weisen Rates bedarf? Ihre Wohnstätte, die vor dem Auge im hellsten Glanze zu strahlen scheint, verdüstern Unruhe und finstere Sorgen; die Sorgen der Fürstin, die Sorgen des Weibes ziehen in schweren Wolken gegen sie heran und hüllen sie immer dichter ein. Die Halsbandgräfin Lamotte ist in den letzten Monaten aus der Salpêtrière entsprungen, vielleicht hat man sie entspringen lassen. Eitel war die Hoffnung, Paris werde sie darin vergessen und jene immer wachsende Lüge, jener Berg von Lügen werde endlich in sich zusammensinken. Die Lamotte mit ihrem auf beiden Schultern eingebrannten V (Voleuse) ist nach England gegangen und wird von dort Lügen auf Lügen in die Welt hinausschicken, Lügen, die den hehren Namen der Königin schänden werden; wahnwitzige Lügen, denen Frankreich in seiner gegenwärtigen Stimmung nur allzuwillig Glauben schenken wird.

Im übrigen ist es sonnenklar, daß unser successives Anlehen

keinen Markt findet; es war auch nicht zu erwarten, daß sich unter solchen Umständen ein Anlehen, das man nur durch Ausmerzen von Verwahrungen registrieren konnte, an den Mann bringen lasse. Die Klagen über die Lettres de cachet und über den Despotismus im allgemeinen lassen nicht nach; denn die zwölf Parlamente und die 1200 Pasquillanten, Bänkelsänger und Pamphletisten sind nicht müßig. Paris ist, bildlich gesprochen, von Pamphleten förmlich überschwemmt (regorge de brochures), überflutet und wie von einem Wirbel erfaßt: eine heiße Sündflut; denn die vielen patriotischen Schnellschreiber, die alle auf dem Schmelz- oder Siedepunkte stehen, gleichen jetzt in der Stunde der Gefahr lauter isländischen Geysern! Was kann dagegen unser bedächtiger Freund Morellet, was ein Rivarol oder der ungefüge Linguet (der dafür gut bezahlt ist) thun, was können sie thun, sie – die *kalt* speien?

Jetzt kommt endlich das Protestantenedikt zur Verhandlung, aber nur, um neuen Zwist heraufzubeschwören und durch Pamphlete und Gegenpamphlete den Wahnsinn der Menschen zu vermehren. Selbst die Orthodoxie wird, so krank sie scheint, bei dieser Verwirrung ihre Hand im Spiele haben. In der Gestalt des Abbé l'Enfant, »bei dem Prälaten vorfahren, um ihn zu besuchen und zu beglückwünschen«, rührt sie wieder einmal von der Kanzel herab vernehmlich ihre Trommel. Oder seht, wie D'Espréménil, der immer seine absonderlichen Wege zu wandeln pflegt, während einer Parlamentsrede im richtigen Momente ein Taschenkruzifix hervorzieht und ausruft: »Wollt ihr diesen noch einmal kreuzigen?« *Diesen*, Espréménil, ohne alle Bedenken, zumal wenn wir erwägen, aus welch armseligem Stoff, aus etwas Silberdraht und Elfenbein, er gemacht ist.

Zu alledem kommt noch hinzu, daß der arme Brienne erkrankt ist; die heftigen Stürme seiner sündigen Jugend haben an ihm ebenso gerüttelt und geschüttelt wie jetzt die gewaltigen und unaufhörlichen Aufregungen seines thörichten Alters. Gehetzt und angekläfft von unzähligen Kehlen, liegt Seine Eminenz erbittert, ja beinahe verzweifelt an einer entzündlichen Krankheit (humeur de

dartre) darnieder; er zehrt ab, ist auf Milchdiät gesetzt und bedarf absoluter »Ruhe«: Gerade das Unmöglichste, die Ruhe, hat man ihm als unerläßlichstes Heilmittel verordnet.

Was bleibt also der armen Regierung übrig, als noch einmal unverrichteter Sache den Rückzug anzutreten? Der königliche Schatz geht zur Neige, und Paris ist von einer Flut von Pamphleten überschwemmt. Man muß daher jedenfalls abwarten, bis sich diese ein wenig verlaufen hat. Der Herzog von Orléans geht nach Rainey zurück, das Paris und seiner zarten, holden Buffon näher liegt, und kehrt endlich nach Paris selbst zurück. Auch Sabatier und Fréteau bleiben nicht für immer in der Verbannung. Das Protestantenedikt wird zur Freude von Boissy D'Anglas und des guten Malesherbes registriert, über das successive Anlehen geht man, da alle Proteste ausgemerzt oder zurückgezogen sind, hinweg, und dies um so mehr, als ja ohnehin niemand oder nur wenige kommen und danach fragen. Die Generalstände, nach denen das Parlament geschrien hat und die nunmehr die ganze Nation laut und ungestüm fordert, sollen in fünf Jahren oder schon früher einberufen werden. O Parlament von Paris, was für ein Geschrei war das! »Meine Herren«, sagte der alte d'Ormesson, »Sie werden Generalstände bekommen und werden es bereuen«, wie das Pferd in der Fabel, das den Menschen zu Hilfe rief, um sich an seinem Feinde zu rächen. Der Mensch saß auf, züchtigte zwar schnell den Feind, aber wollte leider nicht mehr absteigen. Laßt statt fünf Jahren nur drei vergehen, und dieses schreiende Parlament wird zwar seinen Feind zu Boden geworfen sehen, aber auch selbst lahm geritten oder vielmehr um der Haut und der Hufe willen erdrosselt sein und tot im Graben liegen.

Unter solchen Anzeichen beginnt der Frühling des Jahres 1787. Die Regierung des Königs findet nirgends einen Ausweg, sondern wird vielmehr überall schmählich zurückgewiesen. Von zwölf revoltierenden Parlamenten, die jetzt zu Organen einer erbitterten Nation geworden sind, belagert, kann sie auf keiner Seite vorgehen, kann nichts zustande bringen, nichts erlangen, nicht einmal

soviel Geld, um davon zu leben; sie muß zusehen und warten, bis sie, wie es scheint, vom Deficit verschlungen wird.

Ist denn das Maß der seit Jahrhunderten angehäuften Ungerechtigkeit und Lüge sozusagen voll? Das Maß des Elends wenigstens ist voll. Das Elend ist seiner Natur gemäß aus den armseligen Hütten der 25 Millionen immer weiter und höher gedrungen, bis es sogar das Oeil de Boeuf von Versailles erreicht hat. In seiner Qual erhebt blindwütend die Hände der Mensch gegen den Menschen, der Niedere gegen den Höheren, aber auch der Höhere gegen den Höheren; der Landadel ist erbittert gegen den Hofadel, die Robe gegen das Schwert, das Rochet gegen die Feder. Giebt es auch nur einen Einzigen, der *nicht* erbittert wäre – gegen des Königs Regierung? Sogar ein Besenval ist es jetzt. Der Regierung stehen alle Menschen, alle Körperschaften feindlich gegenüber, sie ist das Centrum, gegen welches aller Zank und Hader vereint seine Angriffe richtet. Welch neue, allgemeine, schwindelerregende Bewegung hat alle Institutionen, socialen Ordnungen und individuellen Anschauungen, die sonst einträchtig zusammenwirkten, so erfaßt, daß sie sich wie in einem tollen Wirbel drehen und aneinander prallen? Es ist der unaufhaltsame Zerfall eines Weltsolöcismus, der sich erschöpft und schließlich zum Geldbankerott geführt hat!

Und darum lehnen sich alle übrigen Solöcismen gegen den armen Hof von Versailles als Haupt- und Centralsolöcismus auf und stehen vereint in Reih und Glied gegen ihn. Ganz natürlich. Denn euer menschlicher Solöcismus, mag er nun in einem Individuum oder in einer Vereinigung von Individuen verkörpert sein, fühlt sich naturgemäß stets unbehaglich; geht es aber dem Bankerott zu, dann fühlt er sich sogar elend. Wann aber wäre selbst der allererbärmlichste Solöcismus bereit, sich selbst zu tadeln oder zu bessern, so lange noch ein anderer zu bessern übrig bleibt?

Diese drohenden Zeichen schrecken einen Loménie nicht, noch weniger belehren sie ihn. Obwohl von schwächlicher Natur, besitzt Loménie doch einen gewissen Mut. Haben wir denn nicht auch gelesen, daß die schwächsten Geschöpfe, abgerichtete

Kanarienvögel, mit brennenden Lunten munter umherflogen und Kanonen, ja Pulvermagazine zur Explosion brachten? Ruhig dazusitzen und am Deficit zu sterben, das stimmt nicht zu Loménies Plan. Wohl ist das Übel bedeutend; aber kann er es nicht beseitigen oder ihm wenigstens zu Leibe rücken? Zum mindesten kann er dessen *Symptom* angreifen: die revoltierenden Parlamente, *die* kann er angreifen, vielleicht sogar beseitigen. Vieles ist Loménie dunkel, aber zwei Dinge sind ihm klar: erstens, daß ein solcher Zweikampf zwischen Parlament und Königtum gefährlich wird, ja zur gegenseitigen Vernichtung führen kann, und zweitens, daß vor allem Geld geschafft werden muß. Denke nach, wackerer Loménie, und du, Großsiegelbewahrer Lamoignon, der du Ideen hast. Seid ihr auch oft geschlagen und grausam enttäuscht worden, wenn ihr die goldene Frucht schon zu greifen wähntet, vereint euch doch wieder zu neuem Kampfe! Das Parlament zu zähmen, die Kassen des Königs zu füllen, das sind jetzt Fragen, die über Leben und Tod entscheiden.

Parlamente hat man schon mehr als einmal gezähmt; ein Parlament läßt sich schon zur Vernunft bringen, wenn man es auf steile Felsenspitzen pflanzt, »die nur mit Tragsesseln erreichbar sind«. O Maupeou, du böser, unerschrockener Mann, hätten wir doch dein Werk, so wie es war, unberührt gelassen! Aber giebt es außer Verbannung und anderen gewaltsamen Methoden nicht noch eine Methode, die alles, selbst Löwen zahm macht? – Giebt es nicht eine Hungermethode? Wie, wenn man dem Parlamente die Zufuhr, nämlich die Einkünfte aus den Prozessen, abschnitte?

Man könnte zur Erledigung der schweren Menge kleinerer Rechtsstreitigkeiten niederere Gerichtshöfe unter dem Namen Grand-baillages einrichten. Das Parlament, das darin eine Schmälerung seiner Beute sähe, würde mit gelbem Neide, das Publikum aber, das eine billige Rechtspflege liebt, mit hoffnungsfreudigem Wohlwollen darauf blicken. Warum sollten nicht für die Finanzen, für das Registrieren der Edikte Würdenträger aus unserem eigenen Oeil de Boeuf, unsere Prinzen, Herzoge und Marschälle einen

neuen Gerichtshof – nennen wir ihn Cour plénière – bilden, in dem wir das Registrieren sozusagen uns selbst besorgen könnten? Auch der heilige Ludwig hatte seinen aus den Großen des Reiches zusammengesetzten Plenarhof, der ihm ganz vortreffliche Dienste leistete: Unsere Großen sind ja noch da (wenigstens ihr Name lebt noch), und unsere Not ist größer, als die seine war.

Das ist der Plan Loménies und Lamoignons, den der Rat des Königs wie einen Lichtstrahl in tiefer Finsternis freudig begrüßt. Der Plan scheint ausführbar und ist äußerst notwendig: welche Erlösung, wenn er einmal richtig ausgeführt ist! Darum nur Verschwiegenheit und Festigkeit; jetzt oder nie! Die Welt soll noch eine neue historische Schaubühne sehen, und Loménie de Brienne, dieser merkwürdige Mann, wird noch immer Bühnenleiter sein.

Seht also, wie bei diesem vielversprechenden Frühlingswetter der Minister des Inneren Bréteuil in der friedlichsten Weise »Paris verschönert«! Die alten Hütten und Buden verschwinden von den Brücken, als hätte auch der Staat halcyonische Tage und nichts anderes zu thun, als Verschönerungen durchzuführen. Das Parlament scheint als anerkannter Sieger weiterzutagen. Brienne spricht nichts über die Finanzen oder sagt und läßt sogar drucken, es gehe alles gut. Woher diese halcyonische, friedliche Ruhe, obgleich das successive Anlehen noch immer nicht begeben ist? In dem siegreichen Parlament beklagt sich Rat Goeslard de Monsabert sogar über »die Einhebung des zweiten Zwanzigstels nach strenger Schätzung« und setzt ein Dekret durch, die Schätzung solle nicht streng sein, wenigstens nicht bei den privilegierten Klassen. Und dies duldet Brienne und erläßt keine Lettre de cachet? Wie kommt das?

Ein solches Frühlingswetter lächelt uns zwar freundlich an, aber es trügt; denn es ändert sich plötzlich. So hören wir z. B. flüstern, »alle Intendanten in den Provinzen hätten den Befehl erhalten, an einem bestimmten Tage auf ihren Posten zu sein«. Und, was noch mehr auffällt, was hat dieses unausgesetzte Drucken hinter versperrten Thüren im königlichen Schloß zu Versailles zu bedeuten?

Wachen halten Thüren und Fenster besetzt, die Drucker dürfen sich nicht entfernen, sie schlafen sogar in ihren Arbeitsräumen, ja selbst das Essen bringt man ihnen hinein. Das siegreiche Parlament wittert eine neue Gefahr. D'Espréménil hat Pferde nach Versailles bestellt; er umschleicht die bewachte Druckerei, späht und schnüffelt herum, ob nicht menschliche Findigkeit und Klugheit eindringen könnten.

Ein Goldregen kann fast überall eindringen. D'Espréménil läßt sich also in Gestalt von »500 Louisdor« auf den Schoß einer Drukkersdanae herab. Danaes Gatte schmuggelt ihr einen Lehmballen zu, den sie dem goldenen Parlamentsrat ausliefert. In dem Ballen stecken hineingeknetet gedruckte Probebogen: – beim Himmel. Es ist das königliche Edikt über die selbstregistrierende Cour plénière und über jene Grand-baillage, die uns unsere Prozesse wegnehmen soll! An einem und demselben Tage soll das Edikt in ganz Frankreich kundgemacht werden.

Das ist also, worauf die Intendanten dem Befehle gemäß auf ihren Posten zu warten hatten; das ist das verwünschte Basiliskenei, über dem der Hof brütete; darum wollte er sich trotz aller Herausforderungen nicht eher rühren, als bis die Brut ausgeschlüpft wäre. Eile damit nach Paris zurück, d'Espréménil, berufe sofort eine Sitzung ein, auf daß Parlament und Himmel und Erde den Frevel erfahren!

## Achtes Kapitel.
## **Loménies Todesringen.**

Am nächsten Tage, den 3. Mai 1788, ist das verblüffte Parlament versammelt und lauscht wortlos d'Espréménils Rede, welche die beispiellose Missethat aufdeckt, eine That des Verrates und ruchloser Finsternis, eine That, wie sie der Despotismus liebt. Brandmarke sie, du Parlament von Paris, rüttle Frankreich und das Universum auf, führe alle deine forensischen Donnerer ins Treffen. Wahrlich, auch für dich gilt es: jetzt oder nie.

Das Parlament stellt in diesem kritischen Moment seinen Mann. Wie der Löwe in der Stunde der höchsten Gefahr sich selbst durch Brüllen und Schlagen der Seiten aufstachelt, also macht es das Parlament von Paris. Auf d'Espréménils Antrag schwört man mit vereinter Lungenkraft nach der bekannten Weise: Einer für Alle, Alle für Einen! Einen höchst patriotischen Schwur – eine vortreffliche Idee, die in den nächsten Jahren nicht ohne Nachahmung bleiben wird. Darauf folgt eine entschiedene Erklärung der Menschen oder wenigstens der Parlamentsrechte; ein Aufruf an die Freunde der französischen Freiheit dieser und aller kommenden Zeiten. Dies alles oder doch der wesentlichste Inhalt davon wird zu Papier gebracht in einem Tone, in dem eine leise Klage den heroischen Mut mildert. Und nachdem das Parlament die Sturmglocke gezogen hat – die Paris hört und die ganz Frankreich hören wird –, und nachdem es Loménie und dem Despotismus seinen Fehdehandschuh ins Gesicht geschleudert hat, geht es wie nach einem leidlich guten Tageswerke auseinander.

Wie aber Loménie zu Mute sein mochte, als er sein Basiliskenei (das zur Rettung Frankreichs so notwendig war) vor der Zeit zerbrochen sah, mag sich der Leser selbst vorstellen! Entrüstet greift er nach seinen Donnerkeilen und schleudert zwei: den einen gegen d'Espréménil, den anderen gegen den geschäftigen Goeslard, dessen Dienste beim zweiten Zwanzigstel und der »strengen Schätzung« nicht vergessen sind. Diese über Nacht rasch ergriffenen und am frühen Morgen geschleuderten Keile sollen das aufgeregte Paris, wenn nicht zur Ruhe bringen, so doch in heilsamen Schrecken versetzen.

Schleudern kann man ministerielle Donnerkeile, aber wie, wenn sie nicht *treffen?* D'Espréménil und Goeslard, durch das Singen eines freundlichen Vogels gewarnt, entrinnen Loménies Häschern und flüchten sich verkleidet durch Dachfenster über Dächer in ihr eigenes Palais de Justice: Die Donnerkeile haben ihr Ziel verfehlt. Paris aber (denn das Gerücht verbreitet sich schnell) wird von einem Schrecken ergriffen, der durchaus nicht heilsam ist. Die

beiden Märtyrer der Freiheit werfen ihre Verkleidung ab, hüllen sich in ihre langen Gewänder, und sieh, innerhalb einer Stunde ist mit Hilfe der Thürsteher und Eilboten das Parlament mit seinen Räten, Präsidenten und selbst Pairs von neuem versammelt. Das versammelte Parlament erklärt, daß es seine beiden Märtyrer keiner Macht unter dem Monde ausliefern werde, ferner daß die Sitzung »permanent« sei; es verstehe sich zu keiner Vertagung, bevor die Verfolgung nicht eingestellt sei.

Während Boten gehen und kommen, erwartet das Parlament unter forensischer Beredsamkeit, unter Klagen und Verwahrungen in einem Zustande beständiger Explosionen, die weder bei Tag noch bei Nacht aufhören, den Ausgang. Das erwachte Paris überflutet abermals die äußeren Höfe, wogt aufgeregter als je durch alle Zugänge. Mißtönender Lärm erhebt sich, ein Stimmengewirr wie einst zu Babel in der Stunde, da das Volk zuerst (wie hier) mit gegenseitigem Nichtverstehen geschlagen wurde und sich noch nicht zerstreut hatte.

Die Stadt Paris durchläuft ihre täglichen Perioden der Arbeit und des Schlafes; zum zweitenmal schlafen jetzt die meisten Sterblichen Europas und Afrikas. Hier aber kommt der Wirbelsturm von Worten nicht zur Ruhe, vergebens breitet die Nacht ihren dunklen Schleier darüber. Drinnen erschallt der laute Ruf des reinen, unüberwindlichen Märtyrertums, der nur durch den dazu stimmenden Ton der Klage einigermaßen gemildert ist; draußen ein unendliches Summen und Schwirren der Erwartung, das nur etwas schläfriger wird. So währt es schon volle 36 Stunden.

Aber horch, welch ein Dröhnen in stiller Mitternacht! Es dröhnt wie von Tritten Bewaffneter zu Pferd und zu Fuß: französische Garden, Schweizer Garden marschieren schweigend bei Fackelschein in Reih und Glied heran! Auch Sappeurs mit Äxten und Brecheisen sind darunter, offenbar um die Thore, die sich nicht öffnen, zu sprengen. Es ist Kapitän d'Agoust, den Versailles entsendet, d'Agoust, ein Mann von bekannter Festigkeit, der einst den Prinzen von Condé durch den starr und unverwandt auf ihn

gerichteten Blick seiner Augen zwang, ihm Genugthuung zu geben und sich mit ihm zu schlagen: Dieser Mann zieht jetzt mit Äxten und Fackeln ausgerüstet sogar gegen das Heiligtum der Gerechtigkeit. Welch ein Frevel! Aber was hilft es? Der Mann ist Soldat, kennt nur seinen Befehl und bewegt sich wie eine willenlose Maschine vorwärts.

Die Äxte sind nicht vonnöten, die Thüren öffnen sich auf Verlangen, eine nach der anderen; jetzt geht die innerste auf, und das Auge erblickt Frankreichs Senatoren in ihren langwallenden Gewändern: 167 an der Zahl, darunter 17 Pairs, sitzen voll Majestät da, versammelt zu »permanenter Sitzung«. Wäre der Mann nicht Soldat und wie aus Eisen gegossen, dieser Anblick, diese Totenstille, in welcher das Klirren der Sporen wiederhallt, könnte ihn wankend machen; denn die Hundertsiebenundsechzig empfangen ihn mit lautlosem Schweigen, das die einen mit dem Schweigen des römischen Senats vergleichen, als er von Brennus überfallen wurde, die anderen mit dem Schweigen einer Falschmünzerbande, die von der Polizei überrascht wird. »Messieurs«, sagte d'Agoust, »de par le roi!« Ausdrücklicher Befehl hat d'Agoust mit der traurigen Pflicht betraut, zwei Personen zu verhaften: Monsieur Duval d'Espréménil und Monsieur Goeslard de Monsabert. Da er nicht die Ehre habe, die beiden ehrenwerten Personen zu kennen, so lade er sie im Namen des Königs hiermit ein, sich selbst ihm auszuliefern. Tiefes Schweigen; dann ein Summen, das zum Murren anwächst; »wir alle sind d'Espréménils«, wagte eine Stimme zu rufen, und andere Stimmen wiederholen es. Der Präsident fragt, ob er Gewalt anwenden wolle. Kapitän d'Agoust, mit Seiner Majestät Auftrag beehrt, hat Seiner Majestät Befehl zu vollziehen; er vollzöge ihn gern ohne Anwendung von Gewalt, aber vollziehen wird er ihn jedenfalls; er gewährt dem hohen Senat Zeit zu überlegen, welchen Weg er vorziehe, und entfernt sich darauf für einen Augenblick mit ernster militärischer Verbeugung.

Was hilft es, hohe Senatoren? Aufgepflanzte Bajonette versperren alle Zugänge; euer Kurier galoppiert durch Nacht und Nebel

nach Versailles, galoppiert mit der Nachricht zurück, daß der Befehl authentisch, daß er unwiderruflich sei. Müßiges Volk wogt in den äußeren Höfen auf und ab; aber d'Agousts Grenadierreihen stehen unbeweglich wie Schleusenthore da; keine Revolte wird euch befreien. »Messieurs«, sprach d'Espréménil, »als die Gallier in das erstürmte Rom eindrangen, saßen die römischen Senatoren in Purpur gekleidet auf ihren kurulischen Stühlen und erwarteten mit stolzer Ruhe die Knechtschaft oder den Tod. Dasselbe erhabene Schauspiel bietet auch ihr der Welt (à l'univers) in dieser Stunde, nachdem ihr »großmütig«.... und dergleichen mehr, wie man nachlesen kann.

Umsonst, d'Espréménil! D'Agousts wie aus Erz gegossene Gestalt mit der eisernen Soldatenmiene steht wieder da. Despotismus, Gewalt und Verderben flattern von seinem Helmbusch herab. Schweigend muß d'Espréménil fallen; heldenmütig liefert er sich aus, damit ihn nicht Schlimmeres treffe. Heldenmütig folgt Goeslard seinem Beispiel. Mit rührenden Worten oder mit stummer Bewegung umfangen sie in einer letzten Umarmung ihre Parlamentsbrüder und werden dann unter Beifall und Klagen, die aus 165 Kehlen dringen, unter Schluchzen und Abschiedsgrüßen und einem förmlichen Chor von Seufzern, der in seinem Pathos dem Rauschen des Waldes gleicht – durch gewundene Gänge zu einem Hinterthor geführt, wo im Morgengrauen zwei Wagen mit Gendarmerieoffizieren stehen und warten. Hier müssen die Opfer einsteigen: denn hinter ihnen drohen Bajonette. Auf d'Espréménils finstere Frage an das Volk: »ob es Mut habe« folgt als Antwort lautloses Schweigen. Sie steigen ein und rollen davon, und weder die aufgehende noch die untergehende Maiensonne (es ist am Morgen des sechsten) wird ihr Herz leichter machen; denn ununterbrochen fahren sie weiter: d'Espréménil nach der weit entlegenen Insel St. Marguerite oder einer der Hyerischen (die nach der Meinung mancher, wenn dies ein Trost ist, die Insel der Calypso war), Goeslard nach Pierre en-Cize, einer damals noch bestehenden Festung in der Nähe der Stadt Lyon.

Kapitän d'Agoust mag nun auf eine Beförderung zum Major, Kommandantenposten in den Tuilerien hoffen – und dann aus der Geschichte verschwinden, in der er nichtsdestoweniger etwas Denkwürdiges auszuführen bestimmt war; denn nicht nur d'Espréménil und Goeslard rollen unter guter Bewachung nach dem Süden, sondern es muß auch das ganze Parlament schnurstracks hinausmarschieren: denn so weit geht sein unwiderruflicher Befehl. Ihre langen Gewänder aufraffend, ziehen sie hinaus, alle Hundertfünfundsechzig, zwischen zwei Reihen gefühlloser Grenadiere: ein Schauspiel für Götter und Menschen. Das Volk revoltiert nicht, es wundert sich nur und murrt; aber wir bemerken, daß diese gefühllosen Grenadiere *französische Garden* sind – die eines Tages mitfühlen werden. Kurz, das Palais de Justice wird rein ausgefegt, die Thüren werden geschlossen, und mit dem Schlüssel in der Tasche kehrt d'Agoust nach Versailles zurück – reif, wie gesagt, zur Beförderung.

Was nun dies Parlament von Paris betrifft, das jetzt auf die Straße gesetzt ist, so wollen wir es gern dort lassen. Die Lits de Justice, denen es sich in den nächsten vierzehn Tagen in Versailles unterziehen muß, um die nun ausgebrüteten Edikte zu registrieren, oder vielmehr, weil es sich weigert, sie zu registrieren; wie es sich zum Zwecke des Protestierens in Schenkstuben der Tavernen versammelt oder mit flatternden Röcken trostlos herumirrt, weil es nicht weiß, wo es sich versammeln soll, wie es sich endlich gezwungen sieht, seinen Protest bei einem Notar in Verwahrung zu geben, wie es schließlich (in einer Art unfreiwilliger Ferien) still dasitzen muß, ohne das Geringste thun zu können: dies alles, das jetzt so natürlich erscheint, wie die Bestattung der Toten nach der Schlacht, soll uns nicht weiter bekümmern. Das Parlament von Paris hat seine Rolle so gut wie ausgespielt; nur so weit, aber nicht weiter konnte es durch seine Thaten und Fehler die Welt in Bewegung setzen.

Hat also Loménie das Übel beseitigt? Mit nichten! Er hat nicht einmal dessen Symptom, kaum den zwölften Teil des Symptoms beseitigt und die anderen elf Zwölftel nur erbittert! An dem festgesetzten 8. Mai sind die Intendanten der Provinzen, die

Militärkommandanten auf ihren Posten; aber in keinem einzigen Parlamente mit Ausnahme des Parlaments von Douai ist eine Registrierung der neuen Edikte zu erlangen. Nirgends ein friedliches Unterzeichnen mit Tinte, sondern überall Stirnrunzeln, Blutvergießen und als letztes Mittel das Faustrecht; überall tritt die erbitterte Themis diesen Baillagen, diesem Plenarhof kampfbereit entgegen; der Landadel und alle, die Loménie und die schlechten Zeiten hassen, ergreifen ihre Partei; durch ihre Anwälte und Gerichtsdiener wirbt und wirkt sie bis auf den Pöbel ein. Zu Rennes in der Bretagne, wo der historische Bertrand von Moleville Intendant ist, kam es von den unaufhörlichen, unseligen Duellen zwischen dem Militär und den Edelleuten bis zu Straßenkämpfen, zu Steinwürfen und Musketenschüssen! – aber die Edikte bleiben unregistriert. Die betrübten Bretagner senden eine zwölfgliedrige Deputation an Loménie ab, um ihm Vorstellungen zu machen; er hört sie an und läßt sie in die Bastille einsperren. Eine zweite, größere Deputation hält er schon auf der Heerstraße durch seine Späher auf, überredet oder schreckt sie zurück. Empört schickt man jetzt eine dritte, größte Deputation auf *vielen Wegen* ab: da auch sie nach ihrer Ankunft keine Audienz erhält, versammelt sie sich zu einer Beratung, ladet dazu Lafayette und alle in Paris anwesenden bretonischen Patrioten ein, agitiert und wird zum bretonischen Klub, dem ersten Keim des Jakobinerklubs.

Nicht weniger als acht Parlamente werden verbannt; auch anderen thäte dieses Mittel not; aber es gehört zu jenen Mitteln, die sich nicht immer leicht anwenden lassen. In Grenoble zum Beispiel, wo ein Mounier, ein Barnave nicht müßig gewesen sind, hatte das Parlament den Befehl (durch Lettres de cachet), auseinanderzugehen und so sich selbst zu verbannen: aber am nächsten Morgen werden keine Wagen angespannt; statt dessen zieht man die Sturmglocke, und unheilverkündend tönt und dröhnt sie den ganzen Tag. Die Bergbewohner stürzen in Scharen mit Äxten, ja sogar mit Feuerschlössern herbei, und (was von allem das Bedenklichste ist) die Besatzung zeigt gar keine Lust, sich mit ihnen in

einen Kampf einzulassen. »Die Axt über seinem Haupte«, muß der arme General eine Kapitulation unterzeichnen und sich verpflichten, die Lettres de cachet unausgeführt und das geliebte Parlament zu lassen, wo es ist. Auch Besançon, Dijon, Rouen, Bordeaux sind nicht, was sie sein sollten. Zu Pau in Bearne, wo der alte Kommandant seiner Aufgabe nicht gewachsen war, gehen die Bürger dem neuen Kommandanten (einem Grammont, ihrem Landsmann) mit dem Palladium ihrer Stadt, der Wiege Heinrichs IV., in Prozession entgegen und beschwören ihn bei seiner Verehrung für diese alte Schildkrötenschale, in welcher der große Heinrich gewiegt wurde, die alte Freiheit der Bearner nicht mit Füßen zu treten; auch thun sie ihm kund, daß alle Kanonen Seiner Majestät unter der Obhut Seiner Majestät getreuen Bürgern von Pau wohl aufgehoben und jetzt auf den Mauern schußbereit lägen.

Auf diese Weise werden eure Grand-Bailliages eine stürmische Kindheit haben, und der Plenarhof ist buchstäblich schon bei der Geburt erstickt. Selbst die Höflinge sahen ihn mit scheuen Blicken an, und der alte Marschall von Broglie lehnte die Ehre ab, darin zu sitzen. Unter einem allgemeinen Sturm von Spott und Verwünschungen versammelte sich dieser arme Plenarhof einmal und nie wieder. Du zerrüttetes Land. Wohin immer der arme Loménie seinen Fuß setzt, überall zischen Zwist und Hader mit gespaltenen Hydrazungen auf. »Kaum betritt«, sagt Weber, »ein Kommandant oder Bevollmächtigter des Königs eines dieser Parlamente, um ein Edikt registrieren zu lassen, so verschwindet das ganze Tribunal und läßt den Kommandanten mit dem Schriftführer und ersten Präsidenten allein. Ist das Edikt registriert und der Kommandant fort, kehrt das ganze Tribunal eilig zurück und erklärt eine solche Registrierung für null und nichtig. Auf allen Straßen sieht man große Deputationen der Parlamente, die entweder nach Versailles ziehen, um die Registrierungen aus ihren Registern durch des Königs eigene Hand streichen zu lassen, oder die von dort in die Heimat zurückkehren, um ein neues Blatt mit einer neuen, noch kühneren Resolution zu füllen.«

Das ist das Bild Frankreichs im Jahre 1788. Jetzt giebt es kein goldenes oder papierenes Zeitalter der Hoffnung mit seinen Pferderennen, fliegenden Ballons und zartbesaiteten Herzen: ach, das ist entschwunden, sein goldiger Glanz ist verblaßt, ja auf so seltsame Art verdunkelt, als sei ein furchtbares Ungewitter im Anzuge; denn es ist ähnlich wie in jenem Schiffbruchsturm in Saint-Pierres »Paul et Virginie«: »Eine ungeheuere, regungslose Wolke (sagen wir von Sorge und Erbitterung) umsäumt unseren ganzen Horizont und zieht mit einem strahlenförmigen, kupferfarbenen Rande über einem bleigrauen Himmel herauf.« Sie selbst bleibt regungslos, aber »kleine Wölkchen (verbannte Parlamente und Aehnliches) lösen sich von ihr los und fliegen rasch wie Vögel über den Zenith«: bis schließlich alle vier Winde mit lautem Geheul zusammenprallen und alles aufschreit: Jetzt kommt der Tornado! Tout le monde s'écria: voilà l'ouragan!

Unter diesen Umständen wurde das successive Anlehen nicht an den Mann gebracht, und die Einhebung des zweiten Zwanzigstels hatte, wenigstens was die strenge Schätzung betrifft, auch nicht den erwarteten Erfolg. »Die Geldverleiher«, sagt Weber in seiner hysterisch heftigen Art, »fürchten den Ruin und die Steuereinnehmer das Hängen.« Sogar der Klerus wendet sich ab; zu einer außerordentlichen Versammlung einberufen, erklärt er, er könne keine freiwillige Gabe (don gratuit) entrichten, höchstens könne er einen guten Rat geben; auch hier also statt Geld der laute Ruf nach Generalständen.

O Loménie de Brienne, du mit deinem armen, schwachen Geist hast jetzt den Kopf ganz verloren und hast überdies noch drei kauterisierte Wunden auf deinem völlig erschöpften Körper, der wahrscheinlich an Entzündung, Ärger, Milchdiät, dartres vives und maladie (die besser unübersetzt bleibt) zu Grunde gehen wird, du lenkst ein Frankreich, das auch mit unzähligen kauterisierten Wunden bedeckt ist und das gleichfalls an Entzündung und all dem anderen Übel zu Grunde gehen wird. War es weise von dir, um dieser Würde willen die grünen, schattigen Haine von Brienne und

dein neues aus Quadern erbautes Schloß mit allen seinen Schätzen zu verlassen? Wie lieblich waren jene Haine und Matten, wie süß die Loblieder deiner Reimschmiede und die Liebkosungen deiner rotgeschminkten Grazien. Dort weilte stets dieser oder jener Philosoph Morellet (der weder sich selbst, noch dich für einen fragwürdigen Scheinpriester hielt), der glücklich sein konnte, weil er glücklich machte, dort war es auch, wo, ohne daß du es wußtest, ganz in deiner Nähe in der Militärschule zu Brienne ein brauner, wortkarger Knabe eifrig seine Mathematik studierte, er hieß: *Napoleon Bonaparte*. Nach fünfzigjährigem Streben und einem letzten Kraftaufwande hast du einen derartigen Tausch gemacht. Dein Amtskleid hast du errungen, aber nur wie Herkules sein Nessusgewand.

Am 13. Juli dieses Jahres ging unmittelbar vor der Ernte ein entsetzlicher Hagelschlag nieder und vernichtete alle Feldfrüchte, die ohnehin durch Dürre stark gelitten hatten. Besonders um Paris herum in einem Umkreise von sechzig Meilen war die Verwüstung beinahe vollständig. Zu so vielen anderen Übeln muß also noch Teuerung, ja vielleicht Hungersnot hinzukommen.

Einige Tage vor dem Hagelschlag am 5. Juli und einige Wochen später, am 8. August, kündigt Loménie mit noch bestimmteren Worten an, daß die Generalstände im Mai des nächsten Jahres zusammentreten sollen. Bis nach dieser Zeit sollen Plenarhof und alles Übrige *verschoben* bleiben. Da es ferner Loménie an einem Plane gebricht, wie diese so wünschenswerten Generalstände zu bilden oder abzuhalten wären, so werden »alle Denker eingeladen«, ihm durch Erörterung in der öffentlichen Presse einen Plan zu liefern.

Konnte der arme Minister etwas anderes thun? So blieb ihm doch noch eine Frist von zehn Monaten; der Pilot eines sinkenden Schiffes wird eher alles über Bord werfen, selbst seinen Vorrat an Zwieback, sein Senkblei und Logbuch, seinen Kompaß und Quadranten, ehe er sich selbst über Bord stürzt. Nur aus einem solchen Sinken und aus dem beginnenden Wahnsinn der Verzweiflung läßt

sich auch die geradezu verblüffende »Einladung an die Denker« erklären, eine Einladung an das Chaos, es möge die Güte haben, aus seinem wirr durcheinander schwimmenden Treibholz für ihn eine rettende Arche zu bauen! In solchen Fällen hat sich in der Regel nicht eine Einladung, sondern ein Befehl als zweckdienlich erwiesen. – An jenem Abend stand die Königin sinnend am Fenster, ihr Gesicht dem Garten zugewendet. Dienstbeflissen war ihr der Chef de Gobelet mit einer Tasse Kaffee gefolgt und hatte sich darauf zurückgezogen. Ihre Majestät gab Madame Campan ein Zeichen, näher zu treten. »Grand Dieu«, flüsterte sie mit der Tasse in der Hand, »welch folgenschwere Nachricht wird heute veröffentlicht! Der König bewilligt die Generalstände.« Dann fügte sie, (wenn sich die Campan nicht irrt), ihre Augen zum Himmel erhebend, hinzu: »Das ist der erste Trommelschlag, der nichts Gutes für Frankreich bedeutet. Dieser Adel wird unser Verderben sein.«

Während man über dem Plenarhof brütete und Lamoignon so geheimnisvoll aussah, hatte Besenval immer nur die *eine* Frage an ihn: Ob Geld da sei; und da Lamoignon (im festen Vertrauen auf Loménie) immer antwortete, damit stünde es ganz gut, so erwiderte der kluge Besenval, dann stehe ja alles gut. Trotzdem ist es eine traurige Thatsache, daß die königlichen Kassen beinahe buchstäblich leer sind; denn fürwahr, von allem anderen abgesehen, diese »Einladung an die Denker« und die nahe bevorstehende große Veränderung genügen, die Cirkulation des Kapitals zu hemmen und nur die Cirkulation der Flugschriften zu fördern. Einige Tausend Louisdor sind jetzt alles, was noch an Geld oder Geldeswert im königlichen Schatze vorhanden ist. In einem neuen Anfall der Verzweiflung ladet Loménie M. Necker ein, Controleur der Finanzen zu werden. Necker hat etwas anderes im Auge als für Loménie die Finanzen zu kontrollieren; er lehnt trocken ab und wartet schweigend und verschlossen seine Zeit ab.

Was soll der verzweifelte Minister thun? Er hat schon die königliche Theaterkasse angegriffen; und selbst an die Lotterie, welche man für die vom Hagelschlag so schwer Heimgesuchten veranstaltet

hatte, legt Loménie in seiner äußersten Not die Hand. Bald wird es auf keine Weise mehr möglich sein, auch nur die laufenden Tagesausgaben zu decken. – Am 16. August hörte der arme Weber, wie Ausrufer in den Straßen von Paris und Versailles »mit erstickter, heiserer Stimme« (voix étouffée) ein *Edikt über Zahlungen* (dies war die milde Bezeichnung, die Rivarol dafür erfunden hatte) näselnd und gedehnt verkündeten: Alle Zahlungen an den königlichen Kassen sollen von nun an zu drei Fünfteln in barem Gelde und die übrigen zwei Fünftel – in verzinslichen Papieren geleistet werden! Der arme Weber fiel beim Klange dieser heiseren Stimmen mit ihrem unheilkündenden Rabengekrächze beinahe in Ohnmacht und wird den Eindruck, den es auf ihn machte, niemals vergessen.

Aber der Eindruck auf Paris, auf die Welt im allgemeinen? Aus den Höhlen der Effektenmakler, von den Höhen der politischen Ökonomie, vom Necker- und Philosophentum, aus allen Kehlen erschallt ein artikuliertes oder unartikuliertes Hohngeschrei und Klagegeheul, wie man es noch nie vernommen hat. Selbst Aufruhr kann drohen! Aus Veranlassung der Herzogin von Polignac fühlt sich Monseigneur d'Artois verpflichtet, der Königin seine Aufwartung zu machen und ihr offen zu erklären, wie kritisch die Lage sei. »Die Königin weinte«, selbst Brienne weinte; denn jetzt ist es greifbar und sonnenklar, daß er gehen muß.

Es bleibt ihm nur der Trost, daß der Hof, dem seine Manieren und seine Geschwätzigkeit immer angenehm waren, seinen Sturz so sanft als möglich machen werde. Ihm, dem habgierigen Alten, hat man schon sein Erzbistum von Toulouse gegen das reichere von Sens eingetauscht, und jetzt in der Stunde des Mitleids soll sein Neffe (obwohl er noch nicht das vorgeschriebene Alter hat) Coadjutor und seine Nichte Hofdame werden; ihr Gemahl soll ein Regiment und Loménie selbst den roten Kardinalshut und un coup de bois (in den königlichen Wäldern) erhalten und im ganzen ein Einkommen von fünf bis sechsmalhunderttausend Livres haben; endlich soll sein Bruder, der Graf von Brienne, auch weiterhin Kriegsminister bleiben. Durch solche Polster und Federbetten von

Beförderung auf allen Seiten wohl verwahrt, mag er jetzt so weich als möglich fallen.

Und so tritt Loménie ab; als reicher Mann, wenn Hoftitel und Renten ihn reich machen können; können sie das nicht, so ist er vielleicht der Ärmste unter allen lebenden Menschen. »Unter dem Zischen und Pfeifen der Bevölkerung von Versailles« fährt er nach Jardi, südlich von Brienne – zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; dann nach Nizza, nach Italien; er wird zurückkehren, in schreckliche Zeiten geraten, wird zitternd und scheu blinzelnd hin und her schleichen, bis die Guillotine – sein schwaches Lebenslicht auslöscht? Nein, leider erwartet ihn noch Schlimmeres; auf dem Wege zur Guillotine wird es ihm auf eine jämmerliche, widerwärtige Weise ausgeblasen oder erstickt! In seinem Palaste zu Sens zwingen ihn rohe Jakobinerbüttel, mit ihnen aus seinen eigenen Kellereien zu zechen, mit ihnen aus seinen eigenen Vorratskammern zu schmausen; am nächsten Morgen findet man den bedauernswerten alten Mann tot. Das ist das Ende des Premier-Ministers und Kardinal-Erzbischofs Loménie de Brienne. Selten war es einem so unbedeutenden Sterblichen bestimmt, so schweres Unheil heraufzubeschwören, ein so verächtliches und doch beneidetes Leben zu führen und ein so schreckliches Ende zu nehmen. Vom Ehrgeiz entflammt (wie die Redensart lautet) fliegt er, ein Spiel der Winde, wie ein brennender Lumpen nicht hierhin und nicht dorthin, sondern geraden Weges einer solchen Pulvermine zu – und entzündet sie. Bedauern wir den unglücklichen Loménie, verzeihen wir ihm und vergessen wir ihn sobald als möglich.

## Neuntes Kapitel.
## **Begräbnis und Freudenfeuer.**

Während dieser ganz außergewöhnlichen Maßnahmen, Wechsel des Premier-Ministers und Zahlung von zwei Fünfteln in Papier, bereiste Besenval angeblich seinen Kommando-Distrikt; in

Wahrheit aber hatte er während der letzten Monate in aller Ruhe eine Brunnenkur in Contrexéville gebraucht. Gegen Ende August trifft er auf seiner Rückreise nach Moulins eines Abends nichts ahnend in Langres ein und findet die ganze Stadt in gewaltiger Aufregung (grande rumeur). Ohne Zweifel eine Revolte – in jenen Tagen etwas Alltägliches. Dennoch steigt er aus und fragt einen »anständig gekleideten Mann«, was es gebe. »Wie«, antwortet der Gefragte, »Sie haben die Nachricht noch nicht vernommen? Der Erzbischof ist davongejagt, und Necker ist zurückgerufen, und nun wird alles wieder gut werden.«

Lauter Lärm und Beifallssturm umbraust Necker »seit dem Tage, da er als ernannter Minister aus den Gemächern der Königin trat«. Es war der 24. August: »In den Galerien des Schlosses, in den Höfen und Straßen von Versailles, einige Stunden später in der Stadt, überall erschallt der Ruf, dessen Echo, da sich die Nachricht im Fluge verbreitet, bald in ganz Frankreich wiederhallt: Vive le roi, vive M. Necker!« In Paris kam es leider bis zu Tumulten: Auf der Place Dauphine entzündet man Petarden und läßt ungezählte Raketen steigen. Eine aus Weidenruten geflochtene Puppe (mannequin d'osier) in erzbischöflichem Gewande, das sinnbildlich zu drei Teilen aus Atlas und zu zwei Teilen aus Papier besteht, wird, wahrlich nicht unter Schweigen, herumgetragen, vor ein Volksgericht gebracht und verurteilt; ein falscher Abbé de Vermond nimmt ihr die Beichte ab, darauf wird sie feierlich auf dem Pont-Neuf am Fuße der Statue Heinrichs IV. unter einem solchen Freudengeschrei und unter Abfeuern so vieler Petarden verbrannt, daß es Chevalier Dubois und seine Stadtwache endlich für angezeigt halten (mehr oder minder erfolglos) einzuschreiten; darauf fehlt es nicht an verbrannten Schilderhäusern, an gestürmten Wachstuben, ja selbst nicht an »Leichen, die man während der Nacht in die Seine wirft«, um eine neue Gährung hintanzuhalten.

Die Parlamente sollen also aus der Verbannung zurückkehren; Plenarhof und Zahlung von zwei Fünfteln in Papier sind verschwunden, sind unter der Statue Heinrichs IV. in Rauch aufgegangen;

die Generalstände (mit einem politischen Millennium) sind jetzt gewiß, ja in unserer liebevollen Hast wollen wir sie schon für den nächsten Jänner ankündigen, und so »wendet sich«, wie unser Mann in Langres sagte: »alles zum Guten«.

Besenvals prophetischer Blick sieht noch etwas anderes ganz klar, daß Freund Lamoignon ebensowenig Großsiegelbewahrer wie Graf von Brienne Kriegsminister bleiben kann. Schon geht der alte Foulon, der selbst nach dem Posten des Kriegsministers schielt, an seine heimliche Minierarbeit. Es ist derselbe Foulon, den man die âme damnée des Parlaments nennt, ein Mann, der in Verrat, Habgier, Ungerechtigkeit, in Ränken und Umtrieben grau geworden ist und der einst, da man gegen einen seiner Finanzpläne den Einwurf erhob: Was wird das Volk thun? – im Feuer der Diskussion antwortete: »Das Volk mag Gras fressen«; unüberlegte Worte, die unwiderruflich in alle Welt hinausfliegen und nicht ohne Erwiderung bleiben werden.

Zur Beruhigung der Welt unterliegt Foulon bei dieser Gelegenheit und wird immer unterliegen. Doch dies nützt Monsieur de Lamoignon nichts; dem verlorenen Manne helfen auch nicht die Unterredungen mit dem König, von denen man ihn »strahlend (radieux) zurückkehren« sieht. Lamoignon hassen die Parlamente, und der Graf von Brienne ist der Bruder des Kardinal-Erzbischofs. Der 24. August ist vorbei, und der 14. September ist noch nicht gekommen, an dem beide ebenso wie ihr großer Meister fallen werden; – ebenso wie ihn wird man auch sie weich fallen lassen.

Und jetzt bricht Paris abermals in unbeschreiblichen Jubel aus, als würde ihm der letzte Stein vom Herzen genommen, als wäre seine Zuversicht endlich felsenfest. Laute Freude zeigt die Basoche, daß der Feind der Parlamente gefallen ist, mit ihr freuen sich Adel, Bürger und Volk. Ja, selbst der Pöbel bricht jetzt plötzlich aus seinen dunkeln Höhlen hervor, um sich von neuem mit Nachdruck zu erheben und zu freuen; denn das neue politische Evangelium ist in der einen oder anderen rohen Version selbst bis zu ihm gedrungen. Es ist Montag, der 14. September 1788; der Pöbel

sammelt sich wieder in Massen auf der Place Dauphine, entzündet Petarden, läßt in einer unglaublichen Weise durch volle 18 Stunden ununterbrochen alte Büchsen krachen. Abermals bildet eine Puppe aus Weidengeflecht, ein mannequin d'osier, den Mittelpunkt endlosen Geheuls. Auch das entwendete oder gekaufte Bild Neckers befestigt man auf einer Stange und trägt es wie bei einer Prozession unter Hurrarufen herum – ein Beispiel, dessen man sich einmal erinnern wird.

Das größte Gedränge herrscht aber auf dem Pont-Neuf, wo man des großen Heinrichs eherne Reitergestalt hoch zu Roß sieht. Alle Vorübergehenden müssen stehen bleiben, sich vor dem Volkskönig verneigen und mit vernehmlicher Stimme sprechen: »Vive Henri IV., au diable Lamoignon!« Jeder Wagen muß halten, selbst der Seiner Hoheit von Orléans. Man öffnet eure Kutschenthüren: Monsieur wolle gefälligst seinen Kopf herausstecken und sich verneigen; wenn er sich weigert, muß er aussteigen und sogar niederknien; von Madame soll ein Nicken ihrer Federn, ein Lächeln ihres holden Angesichtes von ihrem Platze aus genügen; und wären nicht ein oder zwei Geldstücke (um fusées zu kaufen) von den höheren Klassen, den Freunden der Freiheit, ganz am Platze? So währen die rohen Späße schon tagelang, und es geht nicht ohne Stöße ab. Die Stadtwache kann nichts dagegen thun, sie kann sich kaum ihrer eigenen Haut erwehren; in den letzten zwölf Monaten bildete es, wie wir sahen, sozusagen eine Art Zeitvertreib, die Wache zu *jagen*. Besenval ist zwar mit Soldaten bei der Hand, sie haben aber den Befehl, das Schießen zu vermeiden, und zeigen gar keine Eile, sich zu rühren.

Am Montag früh begann das Abbrennen der Petarden, und jetzt ist beinahe Mittwoch Mitternacht, und nun soll der mannequin, wie es scheint, auf antike Art begraben werden. Lange Reihen von Fackeln folgen ihm und nehmen ihren Weg gegen Lamoignons Hotel; aber »einer meiner Diener« sagt Besenval, »lief voraus, um zu warnen, und gleich waren die Soldaten zur Stelle«. Dem schwermütigen Lamoignon ist es nicht bestimmt, des Feuertodes

oder überhaupt schon in dieser Nacht zu sterben; erst in einem Jahre und zwar durch einen Flintenschuß (ob durch Zufall oder Absicht, ist unbekannt) soll ihn der Tod ereilen. Der enttäuschte Pöbel verbrennt unter dessen Fenstern seinen »mannequin d'osier«, wirft das Schilderhaus um und wälzt sich dann weiter, um es mit Brienne und Dubois, dem Kapitän der Wache, zu versuchen. Aber jetzt rührt sich alles: französische Garden, Invaliden und berittene Patrouillen; man empfängt die Fackelprozession mit scharfen Schüssen, Bajonettstichen und Säbelhieben. Sogar Dubois mit seiner Kavallerie macht einen Angriff, und zwar den grausamsten von allen: »Es giebt viele Tote und Verwundete.« Lärm und Klagen, gerichtliche Untersuchungen und der Tod offizieller Persönlichkeiten, die an gebrochenem Herzen sterben, sind die Folgen. So hat man mit eisernem Besen den Pöbel wieder in seine dunkeln Höhlen zurückgejagt und die Straßen rein gefegt.

Seit anderthalb Jahrhunderten hatte sich der Pöbel nicht in solcher Weise hervorgewagt und seine rohen und gewaltigen Züge im hellen Tageslichte gezeigt. Es ist etwas Staunenerregendes, etwas Neues: vorläufig nur ein lustiges Herumspringen spielender, ungeschlachter Riesen, das sogar des Drolligen nicht entbehrt, das von Zorn kaum eine Spur verrät: Aber hinter dem schallenden, gedankenlosen Gelächter lauert der Schatten eines Ingrimms – der in furchtbarer Weise hervorbrechen könnte.

Inzwischen sind die von Loménie eingeladenen Denker mit ihren Flugschriften schon weit voran: Die Generalstände werden nach dem einen oder anderen Plan unfehlbar zusammentreten, wenn nicht im Jänner, wie man einmal hofft, so doch spätestens im Mai. Der alte Herzog von Richelieu, der in diesen Herbsttagen im Sterben liegt, öffnet noch einmal seine Augen und murmelt: «Was hätte Ludwig XIV. (der in seiner Erinnerung auftaucht) gesagt!« – Dann schließt er sie wieder, für immer vor der bösen Zeit.

# Viertes Buch.

# Die Generalstände.

## Erstes Kapitel.
## **Noch einmal die Notabeln.**

Das allgemeine Flehen soll also Erhörung finden! Zu allen Zeiten nationaler Not, wenn das Unrecht überhandnahm und nirgends Hilfe war, rief man stets nach den Generalständen als Heilmittel; danach rief ein Malesherbes, ja ein Fénélon; selbst Parlamente, die danach riefen, wurden mit »Segenswünschen begleitet«. Und sieh, jetzt sind sie uns sicher verbürgt, Generalstände sollen wirklich kommen!

Die Generalstände sollen kommen! Das ist leicht gesagt, nicht so leicht ist es zu sagen: *Wie* sind sie zu bilden? Seit dem Jahre 1614 sind in Frankreich keine Generalstände zusammengetreten; jede Spur von ihnen ist aus der lebendigen Vorstellungswelt der Menschen geschwunden. Ihre Zusammensetzung, ihre Befugnisse, die Art und Weise ihres Verfahrens, die niemals nach irgend einer Richtung fest bestimmt waren, sind jetzt ganz und gar eine bloße, unbestimmte Möglichkeit geworden, ein Thon, den der Töpfer oder, besser gesagt, die 25 Millionen Töpfer – denn so viele haben jetzt mehr oder weniger eine Stimme dabei – nach Belieben formen können! Welche Form sollen also die Generalstände erhalten? Das ist das Problem. Jede Körperschaft, jeder privilegierte, jeder organisierte Stand hat dabei seine eigenen, geheimen Hoffnungen, und auch seine eigenen geheimen Befürchtungen; denn seht, dieser ungeheuere Zwanzig-Millionen-Stand, der bisher nur das stumme Schaf war, während die anderen nur über die Methode, es zu scheren, einig zu werden brauchten, erhebt sich jetzt auch mit Hoffnungen. Er hat aufgehört oder hört auf, stumm zu sein; er spricht durch Pamphlete oder blökt und heult ihnen wenigstens im Chore nach und verstärkt so wunderbar die Kraft ihres Tones.

Was das Parlament von Paris betrifft, so hat es sich sofort für die »alte Form von 1614« erklärt: eine Form, welche den Vorteil bot, daß der dritte Stand, tiers état, oder die Gemeinen, dort nur zum Schein fungierten; daher hatten Adel und Klerus bloß untereinander Streitigkeiten zu vermeiden, um ungehindert beschließen zu können, was sie für ihr Bestes hielten. Das war die klar und deutlich ausgesprochene Ansicht des Parlaments von Paris. Da sie aber von der ganzen Welt mit einem Sturm von Spott und Hohngelächter aufgenommen wurde, zerstob sie in alle Winde und mit ihr die Popularität des Parlaments – um niemals wiederzukehren. Das Parlament hatte, wie gesagt, seine Rolle so gut wie ausgespielt; dabei ist nur das eine bemerkenswert: die Nähe der Daten. Am 22. September kehrte das Parlament von seinen »Ferien« oder aus der »Verbannung auf seine Landsitze« zurück, um unter dem unbeschreiblichen Jubel von ganz Paris wieder eingesetzt zu werden, und genau am nächsten Tag kam dieses Parlament zu seiner »klar und deutlich ausgesprochenen Ansicht«, und wieder einen Tag später sehen wir es schon mit »Schimpf bedeckt«; in seinen äußeren Höfen hört man nichts als Zischen: Der Ruhm weicht für immer von ihm. Eine vierundzwanzigstündige Volksgunst war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches.

Wie überflüssig war hingegen jene Einladung Loménies: die Einladung an die Denker! Millionen von Denkern und Nichtdenkern sind freiwillig auf ihren Posten und thun, was sie eben können. Die Klubs sind an der Arbeit: die Société Publicole, der bretonische Klub, der Klub des enragés; desgleichen die Tischgesellschaften im Palais Royal: Dort speisen nicht ohne Grund eure Mirabeaus und Talleyrands in Gesellschaft mit den Chamforts, Morellets, Duponts und anderen heißblütigen Parlamentariern; denn ein gewisser Neckerianer und Löwenbändiger, dessen Namen man nennen könnte, führte sie dort zusammen – oder vielleicht gehen sie nur aus eigenem Antrieb dahin, um ein Mittagessen zu bekommen. Und was die Pamphlete betrifft, so herrscht, bildlich gesprochen, »ein wahres Schneegestöber von Pamphleten, das alle Wege

der Regierung verwehen kann«. Jetzt ist die Zeit der Freiheitsfreunde gekommen, der vernünftigen wie der unvernünftigen.

Der Graf oder wenigstens sich Graf nennende d'Aintrigues, »der junge Edelmann aus Languedoc«, erhebt sich, vielleicht unter Beihilfe des Cynikers Chamfort, bis zu pythischer Raserei als der Tollste unter so vielen Tollen. Thörichter junger Edelmann, du wirst ja bald unter den allerersten Emigranten, den Contrat social in der Tasche, voll Erbitterung über die Grenze fliehen müssen und – tiefstem Dunkel, fruchtlosen Intriguen, irrlichtgleichem Herumirren und schließlich dem Tod durch das Stilett entgegengehen! Abbé Sieyès hat die Kathedrale von Chartres mitsamt seinem Kanonikat und seinen Bücherregalen im Stiche gelassen; hat seine Tonsur wachsen lassen und ist mit einem tadellosen Laienkopfe nach Paris gekommen, um drei Fragen zu stellen und zu beantworten: *Was ist der dritte Stand? Alles. – Was war er bisher unter unserer Regierung? Nichts. – Was will er werden? Etwas.*

D'Orléans – denn natürlich steckt auch er auf seinem Wege zum Chaos mitten drin – läßt seine »Délibérations« veröffentlichen, die er adoptiert, die aber Laclos, der Verfasser der »Liaisons Dangereuses«, geschrieben hat. Ihr Inhalt gipfelt einfach in dem Satze: »Der dritte Stand ist die Nation.« Hingegen erklären Monseigneur d'Artois und die übrigen Prinzen von Geblüt in einem feierlichen Memorandum an den König: Privilegien, Adel, Monarchie, Kirche, Staat und Geldtruhen seien in Gefahr, wenn man auf solche Dinge höre. Gewiß in Gefahr: Aber sind sie außer Gefahr, wenn ihr nicht darauf hört? Der Ruf, der sich jetzt erhebt, ist die Stimme von ganz Frankreich, ein vielstimmiger Chor, urgewaltig wie das Brausen hervorstürzender Wasser. Ein Weiser wäre derjenige, der jetzt einen besseren Rat zu geben wüßte – als in die Berge zu fliehen und sich zu verbergen!

Wozu sich selbst eine ideale, alles sehende Versailler Regierung, die in einer solchen Umgebung, auf solchen Prinzipien ruhte, in dieser neuen kritischen Lage entschlossen hätte, kann noch fraglich sein. Eine solche Regierung hätte nur zu wohl fühlen müssen, daß

ihre lange Aufgabe dem Ende entgegengehe, daß unter der Hülle der zuletzt unvermeidlich gewordenen Generalstände eine neue, bisher unbekannte Macht, die allgewaltige Demokratie ins Leben trete, bei deren Erscheinen jede Versailler Regierung nur noch als ein Provisorium fortbestehen könnte oder sollte. Und selbst alle *ihre* Fähigkeiten hätten kaum hingereicht, um dieses Provisorium durchzuführen, dessen Endergebnis eine friedliche, allmählige, wohlgeleitete Abdankung und ein Domine dimittas gewesen wäre!

Soviel über eine *ideale*, alles sehende Versailler Regierung. Wie steht es aber mit unserer *wirklichen*, unvernünftigen Versailler Regierung? Sie ist leider eine Regierung, die sich nur Selbstzweck ist; die keine andere Berechtigung als das Recht des Besitzes hat und jetzt auch machtlos ist. Sie sieht nichts voraus, sieht überhaupt nichts, sie hat nicht einmal einen Zweck, sondern nur Zwecke und – den allem Lebenden innewohnenden Trieb der Selbsterhaltung, kurz sie gleicht einem Wirbel, in dem sich nutzlose Pläne, Verwirrung, Falschheit, Intriguen und Geistesschwäche wie Straßenstaub im Winde drehen! Das Oeil de Boeuf hegt unvernünftige Hoffnungen, freilich auch Befürchtungen. Bisher haben ja alle Generalstände so viel wie nichts gethan, warum sollen *diese* mehr thun? Die Gemeinen zeigen zwar eine bedrohliche Haltung; aber ist denn nicht eine Revolte, die man seit fünf Generationen nicht mehr erlebt hat, überhaupt eine Unmöglichkeit? Die drei Stände kann man durch kluges Vorgehen gegen einander ausspielen. Der dritte Stand wird wie früher zum König stehen und schon aus Groll und Eigennutz eifrig bestrebt sein, die beiden anderen zu quälen und zu belasten. So werden die beiden anderen gebunden in die Hände geliefert, damit wir auch sie scheren können. Hat man dann Geld erhalten, und liegen sich alle drei Stände in den Haaren, so entläßt man sie, die Zukunft mag gehen, wie sie wolle! Wie pflegte doch der gute Erzbischof Loménie zu sagen? »Es giebt so viele Zufälle, und wir brauchen nur einen, um uns zu retten.« Gewiß, aber wie viele lauern, um uns zu verderben?

Inmitten einer solchen Anarchie thut der arme Necker, was er kann. Er schaut beharrlich mit einem hoffnungsvollen Gesicht in sie hinein, preist den anerkannt rechtschaffenen Sinn des Königs, schenkt den Launen der Königin und des Hofes nachsichtiges Gehör, erläßt, wenn er überhaupt eine Proklamation oder eine Verordnung erläßt, nur eine solche, die den tiers état begünstigt, entscheidet aber nichts endgültig, sondern laviert zögernd hin und her und überläßt die Entscheidung den Dingen selbst. Die großen Fragen sind für den Augenblick auf zwei beschränkt: die doppelte Vertretung und die Abstimmung nach Köpfen. Sollen die Gemeinen eine »doppelte Vertretung« haben, das heißt ebensoviel Mitglieder haben wie Adel und Klerus zusammengenommen? Sollen die Generalstände, wenn sie einmal zusammengetreten sind, in einer einzigen, gemeinsamen oder in drei gesonderten Gruppen beraten und abstimmen, soll »die Abstimmung nach Köpfen oder nach Ständen« (nach ordres, wie man es nennt) geschehen? Das sind die Streitfragen, die jetzt Frankreich mit sinnlosem Geschwätz, Logik und Freiheitstollheit erfüllen. Um diesen ein Ende zu machen, überlegt Necker bei sich: Wäre es nicht das zweckmäßigste, die Notabeln noch einmal zu berufen? Und man beschließt die zweite Berufung der Notabeln.

So sind denn am 6. November des Jahres 1788 nach einem Zwischenraum von etwa achtzehn Monaten die Notabeln wieder versammelt. Es sind die Notabeln Calonnes, dieselben hundertvierundvierzig; – denn man will seine Unparteilichkeit zeigen und keine Zeit verlieren. Da sitzen sie nun abermals in ihren sieben Bureaux, im strengen Winter, dem strengsten seit 1709: Das Thermometer steht unter Null Fahrenheit, und die Seine ist ganz zugefroren. Kälte, Teuerung und freiheitstolles Lärmen; eine völlig veränderte Welt, seit die Notabeln im Mai des verflossenen Jahres »hinausgeorgelt« wurden. Nun mögen sie zusehen, ob sie unter ihren sieben Prinzen von Geblüt in ihren sieben Bureaux die Streitfragen entscheiden können.

Zur Überraschung des Patriotismus scheinen sich jetzt diese einst so patriotischen Notabeln der unrechten, der antipatriotischen

Seite zuneigen zu wollen. Sie schwanken ebenso bei der doppelten Vertretung wie bei der Abstimmung nach Köpfen. Es kommt zu keinem entschiedenen Beschluß, es giebt nur Debatten, und auch diese lassen nichts Gutes erwarten, natürlich, denn gehören nicht diese Notabeln selbst zum größten Teil den privilegierten Ständen an? Einst schrien sie; jetzt hegen sie Befürchtungen und erheben klägliche Vorstellungen. Mögen sie unverrichteter Sache verschwinden, um nie wiederzukehren! Am 12. Dezember 1788, nach einmonatlicher Tagung, verschwinden sie als die letzten Notabeln auf Erden, um nie wieder in der Weltgeschichte zu erscheinen.

Und da weder das Geschrei noch die Pamphlete abnehmen und aus allen Ecken und Enden Frankreichs eine Flut von patriotischen Kundgebungen immer tosender auf uns eindringt, muß etwa vierzehn Tage später, noch ehe das Jahr um ist, Necker selbst seinen Bericht unterbreiten, in dem er auf eigene Gefahr die doppelte Vertretung empfiehlt, ja beinahe als Gebot der Pflicht darstellt, so laut gebärden sich Freiheitstollheit und politische Kannegießerei. Welches Zweifeln, welches zaghafte Herumtappen! Hat nicht in diesen ganzen sechs geräuschvollen Monaten (denn es hat mit Loménie im Monat Juli begonnen) ein Bericht den anderen gejagt und ist nicht eine Proklamation der anderen ins Gesicht geflogen?

So ist denn wenigstens, wie wir sehen, die erste Streitfrage entschieden: die zweite, nämlich die Abstimmung nach Köpfen oder Ständen, bleibt leider noch in der Schwebe. Sie schwebt von allem Anfang zwischen den privilegierten und unprivilegierten Klassen sozusagen als ausgesetzter Kampfpreis, um den notwendigerweise gerungen werden muß: wer immer ihn erringt, mag ihn hinfort als glückverheißendes Schlachtenbanner tragen.

Und so ist endlich durch das königliche Edikt vom 24. Jänner dem ungeduldig harrenden Frankreich nicht nur unzweifelhaft geworden, daß Nationaldeputierte zusammentreten *werden*, sondern auch die Möglichkeit geboten (denn nur so weit, aber kaum weiter ist die königliche Verordnung gegangen), mit der Wahl derselben zu beginnen.

## Zweites Kapitel.
## **Die Wahl.**

Auf denn und seid thätig! Das königliche Losungswort fliegt durch Frankreich wie das Brausen des Sturmes durch weite Wälder. In Pfarrkirchen, Rathäusern und amtlichen Gebäuden jeder Art, kurz überall, wo Menschen unter irgend einer Form zusammenkommen, finden nach Ober- und Untergerichtssprengeln, freilich unter großem Wirrwarr, Versammlungen für die Urwahlen statt, um der vorgeschriebenen Form gemäß Wahlmänner zu wählen und die Klage- und Beschwerdeschrift (Cahier des plaintes et doléances) abzufassen, wozu es an Stoff wahrlich nicht mangelt.

Eine solch gewaltige Wirkung ruft das königliche Januar-Edikt hervor, das im ledernen Postbeutel über die hartgefrorenen Straßen rasch nach allen vier Windrichtungen dahinrollt. Es gleicht einem Fiat oder einer magischen Zauberformel, der es auch an Wunderkraft gleichkommt; denn überall, wo es verkündigt wird, sei es unter Trompetenschall am Marktkreuz durch einen von königlichen Leibgardisten begleiteten Seneschall oder Bailli oder einen anderen Beamten, sei es in Dorfkirchen, wo es nach der Predigt (au prône de messes paroissiales) verlesen wird, überall wird es registriert und dann weiterbefördert, auf daß es in alle Welt hinausfliege; – und überall sieht man, wie sich dieses zahllose französische Volk, das so lange planlos, in gespannter Erwartung, summend und unruhig durcheinanderwogte, sammelt und organisierte Gruppen bildet. Diese organisierten Gruppen enthalten wieder kleinere organisierte Gruppen: Das unartikulierte Summen wird zum artikulierten Sprechen und Handeln. Durch Haupt- und Nebenversammlungen, durch »successive Wahlen« und ein endloses, mühevolles Überprüfen in der vorgeschriebenen Weise sollen die wahren »Klagen und Beschwerden« endlich zu Papier gebracht, soll die wahre Nationalvertretung herausgefunden werden.

Wie regt und rührt sich das ganze Volk, als hätte es nur *ein* Leben, wie verkündet es in einem einzigen, vieltausendstimmigen

Ruf, daß es plötzlich aus seinem langen Todesschlaf erwacht ist und von nun an nicht mehr schlafen wird! Das lang Ersehnte ist endlich gekommen: Eine wunderbare Botschaft von Sieg, Befreiung und Erlösung zieht mit Zauberklängen in jedes Herz. Zu dem starken, stolzen Manne ist sie gedrungen: Seine starken Hände sollen nicht mehr gefesselt sein, und ungeheuere, noch unbezwungene Welten stehen ihm jetzt offen. Der müde Tagelöhner hat sie vernommen und der Bettler, der sein Brot mit Thränen netzt. Wie auch, zu uns hat die Hoffnung den Weg gefunden, sogar zu uns steigt sie herab? Mühsal und Hunger sollen nicht ewig währen? Das Brot, das wir der harten Scholle abgerungen, das wir mit gebücktem Rücken, im Schweiße unseres Angesichts geschnitten, gemahlen und zu Laiben geknetet haben, war also nicht für den anderen allein? Auch wir werden davon essen und satt werden? Selige Botschaft (antworten die vorsichtigen Alten), doch allzu unglaublich. – So mögen denn wenigstens die untersten Volksschichten, die keine Steuern zahlen und kein Stimmrecht besitzen, sich unermüdlich um jene drängen, die Steuern zahlen; und in der That scheint innerhalb und außerhalb der meisten Versammlungsorte reges Leben zu herrschen.

Unter den Städten soll Paris allein Repräsentanten haben, zwanzig an der Zahl. Man teilt Paris in 60 Bezirke, von denen jeder seine Versammlung in einer Kirche oder an einem ähnlichen Orte hält und zwei Wahlmänner wählt. Offizielle Deputationen ziehen von Bezirk zu Bezirk; denn überall mangelt es noch an Erfahrung, und des Beratens ist kein Ende. In den Straßen wimmelt es von einer eigentümlich geschäftigen, friedlichen, doch ruhelosen, geschwätzigen Volksmenge; von Zeit zu Zeit sieht man Musketen der Soldaten glänzen, besonders um das Palais herum, wo das Parlament noch einmal klagend, ja beinahe zitternd seine Sitzungen hält.

Ganz Frankreich ist geschäftig; welcher denkende Arbeiter, und wäre es der ärmste, möchte nicht in diesen großen Tagen seine Werkstatt verlassen, um, wenn nicht selbst zu stimmen, doch der Abstimmung beizuwohnen? Auf allen Landstraßen rührt und regt es sich. Während der Sämann in den Frühlingsmonaten das

Korn in die Furchen streut, steigt im ganzen weiten Frankreich ununterbrochen ein lautes Schwirren und Summen zum Himmel empor: der Lärm der herbeiströmenden und auseinandergehenden Wähler, das Stimmengewirr beratender Gruppen, Beifallsrufe und Abstimmungen, die entweder mündlich oder durch Ballotage vorgenommen werden. Fügen wir zu diesen politischen Erscheinungen auch eine wirtschaftliche hinzu: der Handel stockt, und selbst das Brot wird teuer. Dem strengen Winter war ja, wie gesagt, ein schlimmer Sommer mit großer Dürre und mit jenem verheerenden Hagelschlag des 13. Juli vorangegangen. Welch ein Schreckenstag! Alles weinte, während das Unwetter niederging. Ach, sein nächster Jahrestag wird noch Schrecklicheres bringen. – Unter solchen Auspicien wählt Frankreich seine Nationalvertretung.

Die Einzelheiten und Zwischenfälle dieser Wahlen gehören nicht der allgemeinen, sondern der Lokal-Geschichte an; daher sollen uns weder die neuen Unruhen in Grenoble oder in Besançon noch das Blutvergießen in den Straßen von Rennes und der dadurch veranlaßte Marsch der »jungen Bretonen« dahin mit dem Manifeste ihrer »Mütter, Schwestern und Herzliebsten« oder ähnliche Vorfälle aufhalten. Es ist überall dieselbe traurige Geschichte mit unwesentlichen Variationen. Irgend ein wiedereingesetztes Parlament (wie z. B. in Besançon) steht betroffen vor diesem Riesen-Behemoth von Generalständen da, die es doch selbst mit ins Leben gerufen hat, springt mit mehr oder weniger Mut auf ihn zu, um ihm einen Dorn in die Nase zu stechen; leider wird es sofort niedergeschlagen und hinausgeschleudert; denn die neue Volksmacht versteht nicht nur Vernunftgründe, sondern auch Ziegelsteine zu gebrauchen. Oder vielleicht stand damit auch eine Anstiftung des Adels in Verbindung (wie in der Bretagne), der den dritten Stand schon im voraus fesseln wollte, damit er die alten Privilegien nicht schädige. Doch mögt ihr auch beim Anlegen der Fesseln noch so geschickt vorgehen, die Möglichkeit des Gelingens ist trotzdem ausgeschlossen; denn dieses Ungetüm zerreißt euere Fesseln wie grüne Binsen. Ihr wollt es fesseln? Ach, meine Herren, überlegt

doch nur einen Augenblick! Was können eure ritterlichen Degen, euer Mut, eure Herausforderung zuwege bringen? Auch im Herzen des Plebejers fließt rotes Blut, das selbst vor euren Blicken nicht erblaßt, und die »600 bretonischen Edelleute, die 72 Stunden lang bewaffnet im Franziskanerkloster zu Rennes versammelt waren« – müssen wieder herausgehen, *weiser* als sie hineingegangen; denn die ganze Jugend von Nantes und Angers, die ganze Bretagne hatte sich erhoben: »Mütter, Schwestern und Herzliebste« riefen ihnen nach: *Vorwärts!* Der bretonische Adel muß nun einmal die Welt ihren eigenen Weg gehen lassen.

In anderen Provinzen hält es der Adel trotz der gleichen Wünsche für besser, sich mit Protesten, geschickt verfaßten Cahiers de doléance, satirischen Schriften und Reden zu begnügen. Diesen Weg schlägt er auch teilweise in der Provence ein, wohin Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau von Paris aus geeilt ist, um ein Wort zu guter Stunde zu sprechen. Die Privilegierten der Provence, unterstützt von ihrem Parlamente in Aix, entdecken, daß solche Neuerungen, mögen sie auch durch königliche Edikte aufgetragen sein, der Nation zum Schaden gereichen und, was noch unbestreitbarer ist, »der Würde des Adels Eintrag thun«. Und da Mirabeau dagegen lauten Einspruch erhebt, beschließt ebenderselbe Adel unter ungeheuerem Lärm rundweg, ihn aus seiner Gemeinschaft auszustoßen. Auf keine andere Art, nicht einmal durch eine Reihe von Duellen konnte man mit ihm, dem überlauten, zornsprühenden Manne, fertig werden; folglich wird er ausgestoßen.

»In allen Ländern und zu allen Zeiten«, ruft er beim Scheiden aus, »haben die Aristokraten jeden Freund des Volkes unversöhnlich verfolgt und mit zehnfachem Hasse *den*, der selbst als Aristokrat geboren war. So fiel der letzte der Gracchen durch die Hand der Patrizier; aber vom Todesstoß getroffen, warf er, die Rachegötter beschwörend, Staub zum Himmel empor; – und aus diesem Staub ward ein Marius, dessen Ruhm nicht darin bestand, daß er die Cimbern vernichtete, sondern darin, daß er in Rom die Tyrannei des Adels brach.« – Und indem er auf diese seltsame Art auch

seine Hand voll Staub (durch die Druckerpresse) emporwirft, schreitet Mirabeau stolzen Schrittes in den dritten Stand hinein.

Daß er jetzt, um sich beim dritten Stande beliebt zu machen, in Marseille einen Tuchladen eröffnete, daß er für kurze Zeit Kleiderhändler wurde, ja selbst die Fabel, daß er dies gethan habe, wird für uns immer zu den ergötzlichsten Merkwürdigkeiten jener Zeit gehören. Ein wunderlicherer Tuchhändler handhabte wohl niemals die Elle oder zerriß Gewebe für die Menschheit oder wenigstens für einen Bruchteil der Menschheit. Der Fils Adoptif ist ungehalten über diese herabwürdigende Fabel, die dessenungeachtet in jenen Tagen weit und breit Glauben fand. – Indessen, wenn im heroischen Zeitalter ein Achilles Hammel geschlachtet hat, warum sollte nicht im unheroischen Zeitalter ein Mirabeau Tuch messen?

Verbürgter sind seine Triumphfahrten durch jenen erregten Distrikt, die unter dem Jubel des Mobs, bei brennenden Fackeln und in Begleitung einer freiwilligen Leibgarde von hundert Mann stattfanden, Triumphfahrten, bei denen »Fenster um zwei Louisdor vermietet wurden«. Aix und Marseille wählen ihn einstimmig zum Deputierten, er entscheidet sich für Aix. Er hat seinen weithintönenden Mund geöffnet und mit weithintönenden Worten die Tiefen seiner Seele bloßgelegt; er kann den ungestümen Ausbruch des Übermutes der Reichen ebenso niederhalten wie den lauten Aufschrei des Hungers der Armen; er gebietet über die erregten Mengen wie der Mond über die Wogen des Meeres: Er ist zum Weltbezwinger und Beherrscher der Menschen geworden.

Wir wollen noch eines eigenartigen Vorfalles erwähnen, allerdings mit einem Interesse ganz anderer Art. Er betrifft das Parlament von Paris, das ebenso wie die anderen (aber weniger kühn, weil es klarer sieht, wie die Dinge stehen) vorspringt, um dem Ungetüm der Generalstände einen Nasenring anzulegen. Der würdige Doktor Guillotin, ein angesehener praktischer Arzt, hat seinen kleinen »Plan zu einem Cahier de doléance« entworfen; – durfte er das nicht thun, wenn er Lust und Talent dazu besaß? Er gewinnt das Volk zur Unterzeichnung, worauf ihn das anmaßende

Parlament zur Verantwortung vorladet. Er geht hin, aber ganz Paris folgt ihm auf dem Fuße nach, überflutet die äußeren Höfe, und, während sich der Doktor drinnen verantwortet, unterzeichnen noch viele Leute sogar hier das Cahier. Das Parlament kann Guillotin nicht schnell und höflich genug entlassen; man trägt ihn auf den Schultern nach Hause. Dem ehrenwerten Guillotin hoffen wir noch einmal und vielleicht nur einmal noch zu begegnen; das Parlament aber werden wir hoffentlich niemals mehr sehen: Möge es ohne Wiedersehen vom Abgrund verschlungen werden.

So tröstlich solche Dinge auch sind, dem Staatsgläubiger oder jedem beliebigen Gläubiger bieten sie nur einen schwachen Trost. Was kann denn inmitten des allgemeinen, unseligen Zweifelns eine größere Sicherheit bieten als ein gefüllter Beutel und die Klugheit, das Geld darin zu lassen? Spekulation und Handel jeder Art sind ja beinahe auf dem toten Punkte angelangt, und die Hand des Fleißigen muß müßig im Schoße ruhen. Das ist um so erschreckender, als auch die Ungunst der Zeiten ihren Teil dazu beigetragen hat und zu dem Mangel an Arbeit sich jetzt auch der Mangel an Brot gesellt. Mit dem wiederkehrenden Frühling treten Gerüchte über Kornaufkäufe auf, es erscheinen königliche Edikte, Petitionen der Bäcker gegen die Müller und schließlich im Monate April zerlumpte Banden armer Teufel mit dem wilden Aufschrei der Verhungernden. Das sind die vielberüchtigten Brigands: ein wirklich vorhandener Bruchteil der Bevölkerung, der sich jedoch in so vielen Millionen Köpfen gleich durch Hohlspiegel zurückgeworfenen Strahlen so lange vervielfältigt, bis daraus eine Welt von Brigands wird, die wie eine übernatürliche Triebkraft auf eine wunderbare Art das Epos der Revolution einleitet. Die Brigands sind hier, die Brigands sind dort, die Brigands kommen! Nicht anders erklang des Phöbus Apollo Silberbogen, als er Pest und blassen Schrecken verbreitete; denn auch *dieser* Schreckenston entsprang der Einbildung und wuchs über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus, bis er der Nacht gleich (νυκτὶ ἐοικώς) zur formenlosen Unermeßlichkeit geworden war.

Hier begegnen wir zum erstenmal in jenen Zeiten und Landen der eigentümlichen Macht des Argwohns. Wenn sich arme, verhungernde Menschen vor dem Tode zu Gruppen und Massen zusammenscharen, wie es bei rauhem Wetter die armen Vöglein des Feldes thun, wäre es auch nur, damit sie miteinander kläglich piepten und damit das Elend dem Elend ins Auge blickte; wenn diese verhungernden Menschen, die nun einmal beisammen sind, entdecken sollten (was verhungernde Vögel nicht können), daß sie, so lange Brot im Lande sei, nicht zu sterben brauchten, weil ihrer viele wären und sie zwar leere Säcke, aber starke Fäuste hätten: bedarf es da unter solchen Verhältnissen noch der Annahme einer übernatürlichen Triebkraft? Bei der Mehrzahl der Menschen nicht, wohl aber bei dem französischen Volke zur Zeit der Revolution. In seinen Augen sind alle diese Brigands (gerade so, wie jene Turgots vor vierzehn Jahren) von den Aristokraten, Demokraten, von den Herzögen von Artois und Orléans, kurz von allen Feinden des Gemeinwohles auf die Beine gebracht und allerdings ohne Trommelschlag angeworben worden. Ja, es giebt bis auf den heutigen Tag sogar Historiker, welche dies durch ein einziges Argument beweisen wollen: »Diese Brigands, die, wie sie behaupten, nichts zu essen haben, wissen sich gleichwohl Getränke zu verschaffen, ja, man hat sie sogar berauscht gesehen.« Fürwahr, beispiellos! Aber läßt sich denn nicht voraussagen, daß ein Volk von solcher Leichtgläubigkeit und Ungläubigkeit (gerade der richtigen Mischung, aus der Argwohn und Unvernunft zumeist entstehen) in seinen Reihen selbst Geister kämpfen sehen und an einer übernatürlichen epischen Triebkraft keinen Mangel haben wird?

Dem sei, wie ihm wolle, die Brigands sind nun einmal, das steht fest, in beträchtlicher Menge nach Paris gekommen: echte Enthusiastenfiguren mit hageren Gesichtern, schlichten Haaren, schmutzigen Lumpen und schweren Knütteln, die sie voll Grimm auf das Pflaster aufschlagen lassen. Sie mengen sich in den Wahltumult und möchten auch gerne Guillotins Cahier oder ein beliebiges Cahier unterzeichnen, wenn sie nur schreiben könnten. Ihre

Enthusiastenphysiognomie, das Aufschlagen ihrer Stöcke kündet niemand etwas Gutes an, am wenigsten den reichen Fabrikanten im Faubourg St. Antoine, mit deren Arbeitern sie verkehren.

## Drittes Kapitel.
## **Gewitterluft.**

Nunmehr sind aber auch von allen Enden Frankreichs die National-Deputierten mit ihren Vollmachten (pouvoirs, wie sie dieselben nennen) in der Tasche in Paris. Sie halten Nachfrage, beratschlagen und sehen sich nach Wohnungen in Versailles um; denn dort sollen die Generalstände in großer Gala und Prozession, wenn nicht am ersten, so doch gewiß am vierten Mai eröffnet werden. Man hat die Salle des menus für sie neu hergerichtet und ausgeschmückt, hat sogar ihre Tracht genau festgesetzt, auch den Streit, ob die Gemeinen Schlapphüte oder niedergekrämpte Hüte tragen sollen, so gut wie beigelegt. Immer neue Fremde kommen an: eine buntgemischte Gesellschaft von Müßiggängern, Abenteuerern, beurlaubten Offizieren, wie der würdige Dampmartin, dessen nähere Bekanntschaft wir hoffentlich noch machen werden, ist aus allen Enden herbeigeeilt, um zu sehen, was kommen werde. Unsere Pariser Komitees für die 60 Bezirke zeigen sich geschäftiger als je; trotzdem ist es bereits klar, daß der Abschluß der Pariser Wahlen eine Verspätung erfahren wird.

Montag den 27. April bemerkt der Astronom Bailly, daß Sieur Revéillons Platz leer bleibt. Sieur Réveillon, »der große Tapetenfabrikant in der Rue St. Antoine«, der sonst so pünktliche Mann, fehlt im Wahlkomitee und wird dort auch nie wieder erscheinen. Ist etwas in seinen Sammettapeten-Magazinen vorgefallen? Leider ja! Heute ist es kein Montgolfier, der sich dort erhebt, heute ist es der hart bedrückte Arbeiter, der Pöbel und die Vorstadt. Ist es wirklich wahr, daß Sieur Réveillon, der selbst einmal Arbeiter war, gesagt hat, »ein Arbeiter könne von 15 Sous für den Tag ganz

schön leben?« Fünfzehn Sous, wahrlich eine kleine Summe! Oder glaubte und meinte man bloß gehört zu haben, daß er diese Äußerung gethan habe? Fast scheint es, als wäre das Nationaltemperament durch das lange Reiben und Erhitzen elektrisch geworden.

Wer weiß, welche seltsame Form das neue politische Evangelium dort unten in den dunklen Höhlen, in den dunklen Köpfen und hungrigen Herzen angenommen hat, wer weiß, welche seltsame Gemeinde weißer Sklaven dort unten in Bildung begriffen ist. Genug, grimmige Leute, die bald zu grimmigen Haufen anschwellen, und andere Haufen anderer, die aus Neugierde herbeiströmen, umlagern das Tapeten-Warenhaus, demonstrieren in einer Sprache, die sich zwar nicht nach den Regeln der Grammatik richtet, aber an die Leidenschaften der Menschen wendet, gar vernehmlich die Unzulänglichkeit eines Taglohnes von 15 Sous. Die Stadtwache ist nicht imstande, sie zu zerstreuen; es entsteht ein wirres Durcheinander, man zankt, streitet, schreit. Réveillon verliert den Kopf, beschwört die Volksmenge, beschwört die Behörden. Gegen Abend schickt Besenval, gegenwärtig Kommandant von Paris, auf Réveillons dringende Bitten einige dreißig Mann französische Garden. Diese säubern die Straße, glücklicherweise ohne von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, fassen dort die ganze Nacht Posto in der Hoffnung, alles sei vorüber.

Dem ist aber nicht so, im Gegenteil, am nächsten Tage geht es viel schlimmer. Verstärkt durch die unbekannten, zerlumpten Gestalten mit den Enthusiastenphysiognomien und schweren Knütteln, erhebt sich St. Antoine von neuem und drohender als je. Voll Neugierde eilen die Pariser durch alle Straßen dahin; »zweier Wagenladungen Pflastersteine, die zufällig vorbeigefahren werden«, bemächtigt man sich wie einer augenscheinlichen Gabe des Himmels. Man muß ein zweites Detachement französischer Garden dahin schicken; Besenval und der Oberst halten ernsten Rat und senden noch ein drittes Detachement ab, das sich nur mühsam mit Bajonetten und mit der Drohung zu feuern den Weg dahin bahnen kann. Welch ein Anblick! Eine Straße, durch

Gerümpel, Tumult und ungeheueres Menschengedränge versperrt, ein großes Warenhaus durch Feuer und Axt rein wie ausgeweidet; ein toller, ohrenbetäubender Lärm und Aufruhr. Musketensalven, die mit gellenden Schreien, mit allen möglichen Schußwaffen und Wurfgeschossen und mit einem Steinhagel von Dächern und Fenstern erwidert werden: – wohin das Auge blickt, nichts als Ziegelsteine, Verwünschungen und erschlagene Menschen!

Die französischen Garden müssen hier, wenn auch ungern, ausharren; denn so währt es den ganzen Tag bald stärker, bald schwächer fort; die Sonne sinkt, und St. Antoine hat sich noch nicht gefügt. In der Stadt wogt es auf und nieder; das Knallen der Musketensalven dringt bis in die Speisesäle der fernen Chaussee d'Antin und giebt dem Tischgespräch eine andere Wendung. Kapitän Dampmartin läßt seinen Wein stehen und geht mit einem oder zwei Freunden hinaus, um dem Kampf zuzusehen. Ungewaschene Gesellen umringen ihn murrend: »A bas les aristocrats!« Sie verhöhnen sein St. Ludwigskreuz, schieben und stoßen ihn hin und her, aber seine Taschen bleiben unberührt, wie ja auch bei Réveillon nicht das geringste gestohlen wurde.

Gegen Abend hatte sich das Bild noch nicht geändert; deshalb beschließt Besenval, Schweizer Garden mit zwei Geschützen ausrücken zu lassen. Diese sollen den Pöbel im Namen des Königs zum Auseinandergehen auffordern. Gehorcht man der Aufforderung nicht, so sollen sie vor aller Augen die Geschütze mit Kartätschen laden und die Aufforderung wiederholen. Leistet man der Aufforderung auch dann nicht Folge, so sollen sie hineinfeuern und solange schießen, bis »der letzte Mann hinweggeblasen« und die Straße gesäubert ist. Dieser kühne Entschluß machte, wie zu erwarten stand, der Sache ein Ende. Beim Anblick der brennenden Lunten und der fremden rotröckigen Schweizer zerstiebt St. Antoine im Dunkel der Nacht rasch nach allen Richtungen; aber die Straße bleibt doch verlegt; denn es liegen »vierhundert bis fünfhundert Tote« da. Der unglückliche Réveillon hat in der Bastille Schutz gefunden und läßt von dort aus, gedeckt durch

dieses steinerne Bollwerk, den ganzen nächsten Monat Klagen, Proteste und Erklärungen vom Stapel. Der kühne Besenval erntet den Dank aller achtbaren Klassen von Paris, in Versailles dagegen findet er wenig Anerkennung, eine Erfahrung, an die ein Mann von wirklichem Wert gewöhnt ist.

Wer oder was hat aber dieses heftige elektrische Funkensprühen und diese Explosion hervorgerufen? Der Herzog von Orléans! ruft die Hofpartei; er war es, der mit seinem Golde diese Brigands, natürlich ohne Trommelschlag auf irgend eine wunderbare Art, geworben; er war es, der sie aus allen Winkeln hierher zusammentrieb, damit es gäre und aufflamme: Denn im Bösen liegt seine Stärke. Der Hof war es! ruft der erleuchtete Patriotismus; das verwünschte Gold und die Tücke der Aristokraten hat sie geworben und aufgehetzt! – Zum Ruin des unschuldigen Sieur Réveillon –, um die Schwachen zu erschrecken und der Menschheit die Freude am weiteren Fortschritte der Freiheit zu vergällen.

Besenval aber gelangt mit Widerstreben zu dem Schlusse: »Die Engländer, unsere natürlichen Feinde, die waren es!« Ach, könnte man es nicht viel eher einer Diana in der Gestalt des Hungers oder irgend einem Dioskurenpaare, *Bedrückung* und *Rache*, zuschreiben, dem man so oft in den Kämpfen der Menschheit begegnet? Und die armen Teufel, die durch Schmutz und harte Arbeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind, und denen doch der Odem des Allmächtigen eine unsterbliche Seele eingehaucht hat, was denken *sie?* Ihnen ist nur klar, daß das freiheitstolle Philosophentum noch immer kein Brot gebacken hat, und daß die Komitee-Patrioten alles nur bis zu ihrem eigenen Stande, aber nicht tiefer hinab gleichmachen wollen; für sie, die Brigands oder was immer sie sein mögen, war es bitterer Ernst: sie begruben ihre Toten als Défenseurs de la Patrie, als Märtyrer der guten Sache.

Was werden aber wir sagen? Das Revoltieren hat seine Lehrzeit hinter sich, und dies war sein Probestück, und zwar kein schlechtes. Sein nächstes wird ein Meisterstück sein und wird der ganzen erstaunten Welt seine Meisterschaft unanfechtbar beweisen. Jene

Felsenfeste, jenes Bollwerk der Tyrannei, das man Bastille oder kurzweg Gebäude nennt, als ob es keine anderen Gebäude gäbe – es möge nach seinen Kanonen sehen!

Und so bringt das aufgeregte Frankreich durch Ur- und Hauptwahlen, unter Cahiers de doléances, unter Bewegungen und Ansammlungen aller Arten, unter dem Donner von Schaumberedsamkeit und schließlich unter dem Donner des Pelotonfeuers seine Wahlen zum Abschluß. In einer fast aufruhrartigen Weise hat es durch wirres Schwingen und Sieben alle seine echten Weizenkörner (mit Ausnahme einiger Rückstände in Paris), zwölfhundertvierzehn National-Deputierte, ausgesiebt und gesichtet und wird nun ohne Verzug seine Generalstände eröffnen.

## Viertes Kapitel.
## **Die Prozession.**

Am ersten Sonnabend des Monats Mai trägt Versailles Gala, und Montag, der 4. Mai, ist ein noch größerer Festtag. Die meisten Deputierten sind eingetroffen und haben hier Wohnung genommen; eben jetzt küssen sie, in genau bestimmter Reihenfolge eingeführt, im Schlosse Seiner Majestät die Hand. Der Oberceremonienmeister de Brezé erwirbt sich aber nicht die Zufriedenheit aller; denn wir bemerken, daß er beim Einführen des Adels und des Klerus *beide* Thürflügel weit öffnet, während er bei der Einführung der Gemeinen nur *einen* Flügel aufmacht! Doch zum Eintreten ist auch so Platz genug, und Seine Majestät hat für alle ein Lächeln.

Der gute Ludwig begrüßt seine ehrenwerten Deputierten mit einem hoffnungsvollen Lächeln. Er hat den größten Saal in seiner Nähe, die Salle des Menus, für sie herrichten lassen und hat oft den Arbeitern bei ihrer Arbeit zugesehen. Es ist eine weite Halle mit einer erhöhten Estrade für den Thron, den Hof und die Mitglieder des königlichen Hauses; zur Rechten des Thrones ist der Platz für die dreihundert Deputierten des Klerus, zur Linken der Platz für

die dreihundert Deputierten des Adels, dem Throne gegenüber der Platz für die sechshundert Deputierten des dritten Standes. Der Saal hat hohe, luftige Galerien, wo gegen zweihundert Personen, prächtig in Gaze d'or gekleidete Ehrendamen, fremde Diplomaten und andere goldverbrämte und spitzengeschmückte Personen sitzen und herabsehen können. Breite Gänge durchschneiden das Innere und laufen auch an der Außenseite herum. Es giebt Beratungszimmer für die Komitees, Wachstuben und Ankleidezimmer; es ist wirklich ein königlicher Raum, in dem der Tapezierer mit Hilfe der bildenden Künste sein Bestes geleistet hat; an hochrotem, quastengeschmücktem Tuche und den sinnbildlichen Fleurs-de-lys herrscht kein Mangel.

Der Saal ist wohl fertig, man hat sich sogar, wie schon erwähnt wurde, auch über das Kostüm geeinigt; die Gemeinen sollen nicht den verhaßten Chapeau clabaud, sondern den nicht ganz so schlaffen Chapeau rabattu tragen. Ihr Kostüm hätten sie nun; was aber ihre Geschäftsordnung, ihre »Abstimmung nach Köpfen oder Ständen« und das übrige betrifft, dies alles, zu dessen Feststellung jetzt vielleicht noch Zeit wäre, wozu es in wenigen Stunden zu spät sein wird, bleibt leider unerledigt und schwankt als unentschiedene Frage in der Brust von zwölfhundert Menschen.

Endlich war die Sonne des 4. Mai, es war ein Montag, teilnahmlos aufgegangen, als wäre dies kein besonderer Tag. Und doch erschauern und erzittern heute bei ihrem Aufgang alle Herzen von Versailles in ahnungsvoller Erwartung, gleichwie die Memnonssäule am Nil bei den ersten Sonnenstrahlen zu tönen beginnt. Das ungeheuere Paris ergießt sich in allen möglichen und unmöglichen Vehikeln hinaus; aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe fließen Seitenbäche zu, und Versailles wird zu einem Meer von Menschen. Besonders der Weg zwischen der St. Ludwigs- und Notredamekirche gleicht einer unendlichen, schwebenden Menschenwoge, deren Gischt bis zu den Schornsteinen hinaufsprüht; denn auch auf den Schornsteinen und Dächern, auf jedem Laternenpfahl und Aushängeschild, auf jedem halsbrecherischen Vorsprung sitzt der mutige

Patriotismus, jedes Fenster gleicht einem überreichen Strauß patriotischer Schönheit: denn die Deputierten versammeln sich in der Ludwigskirche, um in Prozession zur Notre-Damekirche zu ziehen und dort die Predigt zu hören.

Ja, meine Freunde, ihr möget sitzen und schauen, und leiblich oder geistig mag ganz Frankreich, ganz Europa sitzen und schauen; denn es ist ein Tag wie wenig andere. Ach, man möchte mit Xerxes weinen: – so viele dichtgedrängte Reihen sitzen da oben, als wären es beschwingte Wesen, die vom Himmel herabgeflogen sind; sie alle und ungezählte andere, die ihnen folgen, werden für immer wieder emporgeflogen und in der blauen Unendlichkeit verschwunden sein, aber die Erinnerung an diesen Tag wird noch fortleben. Es ist der Tauftag der Demokratie, die eine kranke Zeit geboren hat, nachdem die bestimmte Zahl der Monate voll geworden war; für den Feudalismus aber ist es der Tag der letzten Ölung! Eine Gesellschaftsordnung, die sich überlebt hat, die unter schwerer Arbeit (denn hat sie nicht vieles geleistet, hat sie nicht *euch* hervorgebracht und alles, was ihr habt und wißt?), unter Zank und Raub (was man ruhmvollen Sieg nennt), unter Ruchlosigkeit und Sinnenlust schließlich kindisch und greisenhaft geworden ist – liegt im Sterben, und jetzt soll unter Todesringen und Geburtswehen eine neue geboren werden.

Schlachten und Blutvergießen, Septembergreuel, Lodi-Brücken, Rückzüge von Moskau, Waterloo, Peterloo, Teertonnen, Zehnpfund-Wahlrechte, Guillotinen werden, wenn man prophezeien wollte, vom heutigen Tage vielleicht noch zwei Jahrhunderte hindurch auszukämpfen sein! Zwei Jahrhunderte, kaum kürzere Zeit wird es währen, bis die Demokratie alle die unvermeidlichen, unseligen Stadien eines großsprecherischen Schwindelsystems durchlaufen hat, bis die verpestete Welt ausgebrannt ist und eine neue Welt in neuer Jugend zu grünen und zu blühen beginnt.

Ihr Tausende von Versailles jubelt trotzdem! Euren Augen bleibt ja dies alles verborgen, ihr seht nur das glorreiche Ende. Heute spricht man über allen Schein das Todesurteil und verkündet laut

das Recht der Wahrheit, die zu neuem Leben erwachen soll, läge dies auch noch in weiter Ferne; heute verkündet man laut wie mit der Posaune des jüngsten Tages: *An eine Lüge soll man nicht glauben!* Das sei euer Glaube, daran wenigstens, wenn schon an nichts anderem, haltet fest, mag dann kommen, was da wolle: »Ihr könnt nicht anders, Gott helfe euch.« So sprach einer, der größer war als jeder von euch, da er *sein* Kapitel der Weltgeschichte aufschlug.

Doch siehe! die Thore der St. Ludwigskirche thun sich weit auf, und die Prozession der Prozessionen zieht nach der Kirche Notre-Dame! Jubel erschüttert die Lüfte, ein Jubel, so laut und gewaltig, daß er stymphalische Vögel töten könnte. Wahrlich, ein herrlicher, feierlicher Anblick! Von Marschällen geleitet, schreiten Frankreichs Erwählte, Frankreichs Hof, alle in vorgeschriebener Ordnung und Tracht einher. Unsere Gemeinen in »einfachem schwarzen Mantel und weißer Halsbinde«; der Adel glänzend und rauschend in goldgestickten, farbenprächtigen Sammetmänteln, Spitzen und wallenden Federn; der Klerus in Rochet, Alba oder in Pontificalibus; zuletzt kommt der König selbst und der königliche Hofstaat, auch sie im herrlichsten Prunk, ihrem höchsten und letzten: gegen vierzehnhundert Männer, die in wichtigster Sendung aus allen Windrichtungen herbeigeeilt sind.

Ja, in dieser schweigend einherschreitenden Masse tritt uns ein gut Teil Zukunft entgegen. Diese Männer tragen zwar keine symbolische Bundeslade wie die alten Hebräer; aber auch mit ihnen wurde ein feierlicher Bund geschlossen, auch sie leiten einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit ein. Hier ist die ganze Zukunft; sie und das über ihr düster brütende Schicksal ruhen noch unleserlich, aber unabwendbar in den Herzen und in den noch unausgestalteten Gedanken dieser Männer. Welch seltsamer Gedanke: *sie* tragen die Zukunft in sich; aber weder sie noch ein anderer Sterblicher, sondern nur das Auge da droben kann lesen und sehen, wie sie sich enthüllen wird im Feuer und Donner der Geschütze, im Rauschen der Schlachtenbanner, unter

dem dröhnenden Tritt der Kriegsheere, in der Glut brennender Städte und dem Wehklagen gewürgter Nationen. Dies alles liegt verborgen und wohl umhüllt in diesem vierten Maientag – oder sagen wir lieber, lag schon in einem früheren unbekannten Tag verborgen, dessen sichtbare Frucht und Folge er ist. Wunder liegen ja in jedem Tage verborgen, nur können wir sie glücklicherweise nicht enträtseln; denn jeder, auch der gewöhnlichste Tag bedeutet ein Ineinanderfließen zweier Ewigkeiten.

Stelle dir nun, lieber Leser, vor, auch wir beide ließen uns auf einem günstigen Beobachtungsposten nieder und überschauten mit einem Blick – was uns jetzt Muse Clio ohne Wunder ermöglicht –, diese Prozession und das Menschenmeer, natürlich mit ganz anderen Augen als die anderen Zuseher – mit prophetischen. Wir können hinaufsteigen und ohne Furcht zu fallen oben stehen bleiben.

Das Menschenmeer oder die zahllose zuschauende Menge bietet freilich ein gar zu undeutliches Bild; blicken wir aber scharf und fest hin, so treten nicht wenige, noch namenlose Gestalten schärfer hervor, die entweder wirklich oder mutmaßlich da sind und die nicht immer namenlos bleiben werden. So die junge Baronin Staël, die leibhaftig zwischen anderen ehrenwerten Damen von einem Fenster herabsieht. Ihr Vater ist Minister und eine der Hauptpersonen, in seinen eigenen Augen die Hauptperson. Junge, geistvolle Amazone, deines Bleibens ist nicht hier, auch nicht deines geliebten Vaters; »wie Malesherbes alles in Gott sah, so sah Necker alles in Necker«, eine Behauptung, die nicht Stich halten wird.

Aber wo ist die braunlockige, leichtlebige, gutherzige Demoiselle Théroigne? Du braune, redegewandte Schöne, die du mit deinen geflügelten Worten und Blicken rauhe Herzen und selbst die Stahlpanzer ganzer Bataillone erbeben machen und einen österreichischen Kaiser überreden wirst; – Helm und Pike werden zu rechter Stunde für dich bereit liegen, leider auch die Zwangsjacke und ein langer Aufenthalt in der Salpêtrière. Du hättest besser gethan, wenn du im heimatlichen Luxemburg geblieben und Mutter der

Kinder irgend eines wackeren Mannes geworden wärest; – das aber war dir nicht bestimmt, war nicht dein Los.

Wie soll man jedoch ohne eine oder hundert eherne Zungen alle bemerkenswerten Persönlichkeiten des stärkeren Geschlechtes aufzählen! Hat nicht Marquis Valadi eiligst seinen breitkrämpigen Quäkerhut, seinen Pythagoras in Wapping und die Stadt Glasgow verlassen? De Morande blickte von seinem »Courrier de l'Europe« und Linguet von seinen »Annales« auf, sie haben gespannt durch Londoner Nebel hindurch ausgeschaut und sind Ex-Verleger geworden, nur um die Guillotine zu speisen und den verdienten Lohn zu ernten. Steht nicht dort auf den Zehenspitzen unser Faublas-Louvet? Und Brissot, de Warville genannt, der Freund der Schwarzen? Er hat mit Marquis Condorcet und dem Genfer Clavière den »Moniteur« gegründet oder ist daran, es zu thun – tüchtige Zeitungsschreiber müssen doch über einen solchen Tag Berichte schreiben.

Oder siehst du mit einiger Deutlichkeit, wahrscheinlich tief unten und auf keinem der Ehrenplätze Stanislaus Maillard, den Huissier à cheval des Châtelet, einen der verschmitztesten und geriebensten Gesellen? Siehst du Kapitän Hulin aus Genf und Kapitän Elie vom Regiment der Königin, die beide aussehen, als wären sie auf Halbsold gesetzt? Siehst du den betrügerischen Maultierhändler Jourdan mit seinem ziegelroten Schnurrbart (denn noch trägt er keinen Vollbart)? In einigen Monaten wird er Jourdan der Kopfabschneider sein und andere Arbeit verrichten.

Sicherlich steht oder reckt sich verdrießlich auf einem anderen Punkte, doch gewiß auch auf keinem Ehrenplatz ein schmutziges, triefäugiges, nach Ruß und Pferdemedizinen riechendes Individuum in die Höhe, um trotz seiner kurzen Gestalt doch etwas zu sehen: Es ist Jean Paul Marat aus Neufchâtel. O Marat, Renovator der Philosophie, Lektor über Optik, du merkwürdigster aller Tierärzte in Artois' Ställen, was erblickt *deine* trübe Seele, die aus deiner trüben, verdrossenen Jammermiene spricht, in diesem Schauspiele? Sieht sie wenigstens einen schwachen Hoffnungsschimmer

gleich dem Dämmerlichte des anbrechenden Tages nach der langen Polarnacht? Oder erblickt sie nur blaues Schwefellicht und Gespenster, Argwohn, Leiden und Rache ohne Ende?

Von dem Tuchhändler Lecointre und davon, wie er seinen nahe gelegenen Tuchladen schließt und fortgeht, brauchen wir kaum zu sprechen, ebensowenig von Santerre, dem lungenkräftigen Brauer aus dem Faubourg St. Antoine. Nur zwei andere Gestalten heben wir hier noch hervor, die muskulöse Hünengestalt, aus deren grobem, plattgedrücktem Gesicht (figure écrasée) mit den schwarzen Brauen die gewaltige Energie eines noch nicht rasenden Herkules blickt. Es ist ein hungerleidender, unbeschäftigter Advokat, Namens Danton: den merke dir! Dann die Gestalt seines schlanken Kameraden und Berufsgenossen mit den langen, gekräuselten Locken und dem dunkeln, gemeinen Gesichte, das von seinem Genie so wunderbar durchleuchtet wird, als brenne eine Naphthalampe in ihm: das ist Camille Desmoulins, ein Bursche von unendlicher Verschlagenheit, von Witz, ja sogar Humor, einer der geistsprühendsten, klarsten Köpfe unter den vielen Millionen. Armer Camille, möge man von dir sagen, was man wolle, es wäre eine Lüge, wenn man behauptete, daß man dich nicht beinahe geliebt habe, du ungestümer, sprühender Mann! Der muskulöse, noch nicht rasende Mann ist also Jacques Danton, »ein Name, der in der Revolution nur allzu bekannt« sein wird. Er ist oder soll eben Präsident im Distrikt der Cordeliers werden und wird bald die ehernen Töne seiner Lungen erschallen lassen.

Wir wollen aber nicht länger bei der bunten, jubelnden Menge verweilen; denn siehe, jetzt kommen die Gemeinen heran.

Könnte wohl jemand erraten, welcher unter den sechshundert Männern in einfacher, weißer Halsbinde, die gekommen sind, um Frankreich neu zu gestalten, ihr *König* werden wird? Einen König oder Führer müssen sie ja haben, wie alle menschlichen Vereinigungen; was auch ihre Aufgabe sein mag, immer ist einer da, der sich durch seinen Charakter, seine Fähigkeiten und seine Stellung zu ihrer Durchführung am besten eignet. Und dieser Mann, ihr

künftiger, noch nicht gewählter König, schreitet hier unter den übrigen. Wird es *der* dort mit den dichten, schwarzen Locken sein, mit der hure, wie er sie nennt, mit dem schwarzen *Eberkopf*, der wie geschaffen ist, als senatorisches Abzeichen geschüttelt zu werden, mit den buschigen, herabhängenden Brauen, er, dessen grobgeschnittenem, narbigem Karbunkelgesicht natürliche Häßlichkeit, Blatternarben, Unmäßigkeit, Ausschweifung und Bankerott ihren Stempel aufgedrückt haben; aber das glühende Feuer des Genies leuchtet durch wie das Licht eines Kometen durch chaotische Finsternis. Das ist Gabriel Honoré Riquetti de Mirabeau, der Weltbezwinger und menschenbeherrschende Deputierte von Aix. Stolz schreitet er, wie Baronin Staël sagt, einher, wiewohl er hier mit scheelen Blicken angesehen wird, und schüttelt seine dunkle Chevelure, seine Löwenmähne, als künde sie große Thaten an.

Ja, Leser, er ist der Typus des Franzosen jener Zeit, wie Voltaire der Typus der seinen war. In all seinem Streben und Ringen, in seinen Tugenden und Lastern ist er Franzose, vielleicht mehr Franzose als jeder andere; – und welche Fülle männlicher Kraft liegt überdies in ihm! Merke dir ihn wohl! Ohne ihn sähe die Nationalversammlung ganz anders aus, ja, er könnte mit dem alten Despoten sagen: »Die Nationalversammlung? Das bin ich.«

Er entstammte einem südlichen Klima, südlichem, heißem Blute; denn die Riquettis oder Arrighettis waren vor langen Jahrhunderten aus Florenz vor den Guelfen geflohen und hatten sich in der Provence niedergelassen, wo sie ihre Eigenart von Geschlecht zu Geschlecht vererbten: jähzornig und unbeugsam, waren sie zugleich verläßlich und scharfschneidend wie der Stahl, den sie trugen; von einer Willens- und Thatkraft, die manchmal an Wahnsinn streifte, ohne ihn zu erreichen. So *kettet* ein alter Riquetti in toller Erfüllung eines tollen Gelübdes zwei Berge *zusammen*; die Kette mit ihrem »fünfstrahligen Eisenstern« ist heute noch zu sehen. Warum sollte nicht umgekehrt ein moderner Riquetti gar Vieles *losketten* und ins Rollen bringen – was auch zu sehen sein wird?

Das Schicksal hat Arbeit für den schwarzbraunen Dickkopf Mirabeau, das Schicksal hat über ihn gewacht und seine Individualität schon von langem her vorbereitet. Zerfetzt und zerhauen von siebenundzwanzig an einem einzigen Tage erhaltenen Wunden, blieb sein Großvater, der starke Col d'argent, wie man ihn nannte, auf der Brücke von Casano liegen, während Prinz Eugens Reiter zweimal über ihn hinwegsetzen. Vendôme brach, sein Fernglas fallen lassend, in die Klage aus: »So ist denn Mirabeau tot!« Doch Mirabeau war nicht tot; ein fliehender Sergeant hat einen kupfernen Feldkessel über das teure Haupt gestülpt, er kam zu sich und genaß durch wunderbare Heilung zu neuem Leben; – denn Gabriel sollte erst geboren werden. Mit seinem Silberkragen trug er noch lange Jahre sein narbenbedecktes Haupt aufrecht, freite und zeugte den starrköpfigen Marquis Victor, den Menschenfreund. Endlich erblickte in dem vom Schicksal bestimmten Jahre 1749 der langerwartete, grobzugehauene Gabriel Honoré das Licht der Welt als das rauheste Löwenjunge, das je aus dieser rauhen Rasse hervorgegangen war. Wie verwundert mochte der alte Löwe (denn auch unser alter Marquis war eine Löwennatur, unbeugsam, zum Herrschen wie geschaffen, aber ein vollendeter Querkopf) seinen Sprößling betrachtet haben! Er beschloß, ihn aufzuziehen, wie kein Löwe noch aufgezogen ward. Alter Marquis, alle Mühe bleibt vergeblich! Dieser junge Löwe wird, du magst ihn schlagen und schinden, soviel du willst, es nie lernen, den Karren deiner politischen Ökonomie zu ziehen und ein *Menschenfreund* zu werden; er wird nicht *du* sein, sondern er wird und muß er selbst sein, ein anderer als du. Deine Ehescheidungsprozesse, »deine ganze Familie mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes in Haft und die sechzig Lettres de cachet« zu deinem Privatgebrauch setzen höchstens die Welt in Erstaunen.

Unser unglücklicher Gabriel, der sündigte und gegen den gesündigt wurde, hat von seinem Gefängnis auf der Insel Rhé den Atlantischen Ocean und vom Turme zu If das Mittelmeer rauschen gehört. Er war in der Festung Joux und zweiundvierzig Monate,

fast ohne Kleider auf dem Leibe im Gefängnis zu Vincennes, immer infolge einer Lettre de cachet seines Löwenvaters. Er war in den Gefängnissen von Pontarlier, wo er sich freiwillig als Gefangener gestellt hatte, und hat, um dem Anblick der Menschen zu entrinnen, zur Zeit der Ebbe eine Meeresbucht durchwatet. – Er hat vor dem Parlament von Aix plaidiert, um seine Frau zurückzuerhalten; das Publikum war auf die Dächer gestiegen, um wenigstens zu sehen, da es nicht hören konnte. »Klappermaul« (claque-dents), knurrt der alte Querkopf Mirabeau, der in dieser vielbewunderten Beredsamkeit nichts anderes bemerken will als zwei aneinander schlagende Kinnbacken und einen hohlen, wie eine Trommel lauttönenden Kopf.

Was hat nicht alles Gabriel Honoré auf seinen merkwürdigen Irrfahrten versucht und gesehen! Alle Arten von Menschen, von drillenden Unteroffizieren bis zu Premier-Ministern und in- und ausländischen Buchhändlern hat er kennen gelernt und für sich zu gewinnen verstanden – denn dieses wilde, unbeugsame Herz ist im Grunde ein geselliges, liebendes Herz –, besonders aber hat er die verschiedensten Arten von Frauen gewonnen, von der Tochter des Bogenschützen zu Saintes bis zu jener holden, jungen Frau Sophie Monier, die er nur stehlen konnte, um dafür in effigie geköpft zu werden. Wahrlich, seit der arabische Prophet, von Ali bewundert, tot auf dem Schlachtfelde lag, hat es kaum noch einen solchen Liebeshelden mit der Kraft von dreißig Männern gegeben. Im Kriege hat er sich an der Eroberung von Corsika beteiligt, hat regelrechte und regellose Fehden ausgefochten und verleumderische Barone mit der Reitpeitsche gezüchtigt. In der Litteratur hat er über *Despotismus*, über *Lettres de cachet* geschrieben, hat Erotica im Stile Sapphos und Werthers, Obscönes, Profanes, Bücher über die *Preußische Monarchie*, über Cagliostro, über Calonne und über die Pariser Wasserleitungsgesellschaft veröffentlicht: – jedes Buch, könnten wir sagen, gleicht einem gewaltigen, rauchenden Pechfeuer, das wie ein Alarmsignal plötzlich emporqualmt! Die Pechpfanne, den Zündstoff und das Pech, das lieferte er selbst, aber

all den Plunder von alten Lumpen, altem Holz und allem erdenklichen alten Kehricht (denn für ihn ist alles Brennmaterial) hatte er von allen möglichen Trödlern und Höckern zusammengetragen; daher hörte man denn auch so viele Trödler rufen: Heraus damit, das Feuer ist *mein!*

Ja, allgemeiner gesprochen, es hat wohl selten einen Menschen gegeben, der ein so großes Talent zum Borgen besaß wie er; er konnte sich Ideen und Fähigkeiten eines anderen Menschen, ja den Menschen selbst zu eigen machen. »Alles nur Widerschein und Wiederhall (tout de reflet et de réverbère)«, knurrt der alte Mirabeau, der sehen kann, aber nicht sehen will. Nein, alter mürrischer Menschenfreund! Das ist es nicht, sondern seine Geselligkeit und seine alles an sich ziehende Natur; sie wird jetzt sein Hauptvorzug sein! In seinem vierzigjährigen »Kampfe gegen den Despotismus« hat er die herrliche Gabe der *Selbsthilfe* erworben und doch nicht die herrliche, angeborene Gabe der Kollegialität, die Gabe sich helfen zu lassen, verloren. Eine seltene Mischung ist dieser Mann: Er kann, sich selbst genügend, leben und lebt doch auch in dem Leben anderer Menschen, er kann die Menschen zwingen, ihn zu lieben und mit ihm zu arbeiten, er ist ein geborener König der Menschen.

Bemerken wir noch, daß er, wie der alte Marquis weiter knurrt, »mit allen *Formeln* aufgeräumt hat, als hätte er sie verschluckt (humé)«, – eine Thatsache, die, wenn wir es wohl überlegen, in jenen Tagen viel bedeutet. Er ist kein Mann von Systemen, sondern nur von Instinkten und Einsicht, gleichwohl ein Mann, der jeden Gegenstand scharf ins Auge fassen, ihn durchdringen und beherrschen wird: denn er hat mehr Verstand und Willenskraft als andere, ein Mann, der zwar keine *Brille* der Logik, aber ein scharfes *Auge* besitzt. Fehlen ihm auch leider Dekalog, Moralcodex oder irgend ein bestimmtes Theorem, so ist er doch nicht ohne eine starke, feurige Seele und ohne aufrichtigen Sinn: Er ist eine Wirklichkeit, kein künstlicher Schein. Und nachdem er so vierzig Jahre lang gegen den Despotismus angekämpft und sich von allen Formeln

freigemacht hat, soll er nun der Wortführer einer Nation werden, die demselben Ziele zustrebt; denn ringt nicht auch Frankreich danach, den Despotismus abzuschütteln und sich von seinen alten Formeln freizumachen, die es als wertlos, abgebraucht und der Wirklichkeit nicht entsprechend erkannt hat? Von *diesen* will es sich freimachen und, wenn es sein muß, lieber ohne alle Formeln bleiben, bis es neue gefunden hat.

So tritt der merkwürdige Riquetti Mirabeau an das große Werk heran. Eine feurige, rauhe Gestalt mit schwarzen Simsonlocken unter dem Schlapphut, so schreitet er einher, gleich einer düsterglühenden Feuermasse, die man weder ersticken oder dämpfen konnte, ohne ganz Frankreich mit Rauch und Qualm zu erfüllen. Jetzt hat sie aber Luft bekommen und wird sich selbst samt ihrer Rauchatmosphäre verzehren und ganz Frankreich mit einem Flammenmeer erfüllen. Seltsames Geschick. Vierzig Jahre glimmt und glost er nur mit trübem Qualm und Dunst; dann ringt er sich sieghaft durch und lohet wie ein brennender Berg himmelhoch empor; durch dreiundzwanzig Monate ergießt er hellstrahlend in Flammen und Feuerströmen alles, was er in seinem Innern birgt: und dann liegt er, der Leuchtturm und das Wunderzeichen des staunenden Europa, leergebrannt und für immer erloschen da. Ziehe vorbei, rätselhafter Gabriel Honoré, du Größter von allen! Unter allen National-Deputierten, ja in der ganzen Nation giebt es keinen einzigen Mann, der dir gleich wäre oder auch nur an dich heranreichte.

Wenn aber Mirabeau der Größte ist, wer unter den sechshundert Männern mag dann wohl der Kleinste sein? Vielleicht jener schüchterne, schmächtige, unscheinbare Mann mit der Brille, der noch keine dreißig zählen dürfte? Trüge er keine Gläser, so würde man merken, wie unstet und beobachtend seine Augen herumschweifen; sein Gesicht ist aufwärts gerichtet, als wittere er unklar die ungewisse Zukunft; sein galliges Gesicht spielt in allen möglichen Farbentönen, deren Grundton vielleicht ein blasses Meergrün ist. Dieses grünadrige Individuum ist ein Advokat aus Arras, sein

Name: *Maximilian Robespierre*. Sein Vater, ebenfalls ein Advokat, gründete unter dem englischen Prinzen oder Prätendenten Karl Eduard Freimaurerlogen. Maximilians, des Erstgeborenen, Erziehung verursachte nicht große Kosten; im Collège Louis le Grand zu Paris hatte er den sprühenden Camille Desmoulins zum Schulkameraden; aber er bat den Kurator, unseren berüchtigten Halsband-Kardinal Rohan, ihn fortgehen zu lassen und auf seinen Freiplatz zu Gunsten eines jüngeren Bruders verzichten zu dürfen. Der gewissenhafte Maximilian verließ das Collège und kehrte in seine Vaterstadt Arras zurück; hier übergab man ihm sogar einen Prozeß, in dem er nicht ohne Erfolg zu Gunsten »des ersten Franklinschen Blitzableiters« plaidierte. Bei seiner Gewissenhaftigkeit und unverdrossenen Arbeitslust, mit seiner zwar begrenzten, aber klaren und raschen Auffassung stieg er in der Gunst amtlicher Personen, die in ihm einen ausgezeichneten, glücklicherweise von Genie ganz freien Arbeiter erkannten. Der Bischof läßt sich überreden, ihn zum Richter in seiner Diözese zu bestellen. Dort spricht er gewissenhaft dem Volke Recht, bis er abdanken muß; denn es erscheint eines Tages ein Angeklagter, dessen Verbrechen den Galgen verdiente; sein Gewissen erlaubt ihm aber nicht, einen Adamssohn zum Tode zu verurteilen. Ein gewissenhafter, sittenstrenger Mann! Nicht wahr, ein für Revolutionen ganz untauglicher Mann? Seine kleine Seele, die durchsichtig und ungefährlich wie Dünnbier aussieht, kann gewiß nicht in Gärung geraten und zu scharfem Essig werden, der immer wieder neuen Essig erzeugt, bis ganz Frankreich zu einer scharfen Säure geworden ist? Wir werden sehen.

Zwischen den beiden Extremen, dem Größten und dem Kleinsten, gehen in der Prozession so viele Große und Kleine ihren verschiedenen Schicksalen entgegen. Da ist Cazalès, der junge, gelehrte Soldat, welcher der beredte Verfechter des Royalismus werden und sich den Schatten eines Namens verdienen wird. Der erfahrene Mounier, der erfahrene Malouet, deren Erfahrung als Parlamentspräsidenten im Laufe der Zeit bald Schiffbruch leiden wird. Pétion hat um eines stürmischeren Plaidierens willen seine

Robe und Akten in Chartres zurückgelassen, seine Geige aber hat er nicht vergessen; denn er liebt die Musik. Sein Haar beginnt schon grau zu werden, obwohl er noch jung ist. Der Mann hat Glauben, feste, unerschütterliche Überzeugungen und nicht in letzter Linie Glauben an sich selbst. Auch der protestantische Geistliche Rabaut St. Etienne und der schlanke, beredte und leidenschaftliche Barnave werden bei der Wiedergeburt Frankreichs mithelfen. So viele unter ihnen sind junge Männer. Die Spartaner erlaubten keinem Manne vor dem dreißigsten Lebensjahre zu heiraten: Wie viele Männer unter dreißig Jahren sind aber hier, nicht um einen tüchtigen Bürger, sondern um eine Nation, eine Welt von Bürgern hervorzubringen. Die Alten sind gekommen, um Risse auszubessern, die Jungen, um den Schutt wegzuräumen; – ist nicht diese Arbeit hier eigentlich die Hauptaufgabe?

Unterscheidest du nicht, auf die große Entfernung allerdings nur in undeutlichen Umrissen, die Deputierten von Nantes, die zuverlässig da sind? Unseren Augen erscheinen sie zwar nur als Kleiderstöcke mit Schlapphut und Mantel, aber in ihrer Tasche tragen sie ein Cahier de doléance, das unter vielen Absonderlichkeiten auch folgende Klausel enthält: Die Perückenmacher von Nantes seien nicht mit neuen Zunftbrüdern zu behelligen, da die vorhandenen Zweiundneunzig mehr als genügend wären. Die Einwohner von Rennes haben den Pächter Gérard gewählt, »einen Mann ohne Schulbildung, aber von natürlichem Verstand und rechtlichem Sinn«. Festen Schrittes geht er hier in seiner einfachen Bauerntracht, die er unbekümmert um kurze Mäntel und Kostüme stets tragen wird, allein einher. Der Name Gérard oder Père Gérard, wie sie ihn zu nennen belieben, wird in endlosen Witzen in royalistischen Satiren und republikanisch-didaktischen Almanachen in alle Welt hinausgetragen werden. Als Gérard einst aufgefordert wurde, aufrichtig seine Meinung zu sagen, was er nach seiner bisherigen Erfahrung von der parlamentarischen Thätigkeit halte, gab er eine Antwort, die ihn als Mann charakterisiert: »Ich meine, daß es unter uns eine ganz nette Summe von Spitzbuben giebt.« So geht Vater

Gérard in seinen dicken Schuhen festen Schrittes seines Weges weiter, wohin immer ihn seine Pflicht ruft.

Und der würdige Doktor Guillotin, den wir wiederzusehen hofften? Ist er nicht hier, so sollte er doch hier sein, und wir sehen ihn auch mit unserem in die Zukunft blickenden Auge: Die Pariser Deputierten haben sich nämlich alle etwas verspätet. Merkwürdiger Guillotin, du angesehener Arzt, die Ironie des Schicksals hat dir den Ruhm der absonderlichsten Unsterblichkeit beschieden, die jemals einen gewöhnlichen Sterblichen seiner Ruhestätte, dem Schoße der Vergessenheit, entrissen hat. Guillotin wird die Ventilation des Saales verbessern, wird in Sachen der Sanitätspolizei und Hygiene nützlich sein; ja noch mehr: Er wird seinen Bericht über das Strafgesetz vorlegen und bei dieser Gelegenheit eine klugerdachte Köpfungsmaschine beschreiben, die berüchtigt und weltbekannt sein wird; sie ist die durch Nachdenken, Studium und viele Versuche erzielte Frucht, welcher, als wäre sie seine Tochter, die Dankbarkeit oder der leichte Sinn des Volkes die von seinem Namen abgeleitete weibliche Bezeichnung La Guillotine beigelegt hat. »Meine Herren, mit meiner Maschine mähe ich Ihnen den Kopf im Nu ohne den geringsten Schmerz ab«, Worte, über die alle lachen. Unseliger Doktor! Du wirst zwar nicht guillotiniert, aber zweiundzwanzig Jahre lang nichts hören als Guillotine, nichts sehen als Guillotine und selbst nach dem Tode Jahrhunderte noch als ruheloser Geist diesseits von Styx und Lethe umherirren; denn dein Name kann sogar den Namen eines Cäsar überleben.

Sieh dort Bailly, den auch Paris entsendet, den altehrwürdigen Geschichtsschreiber der alten und neuen Astronomie. Armer Bailly, welch ein trauriges Ende findet dein heiter-schönes Philosophieren, das so ruhig und klar wie milder Mondenschein ist, im wirren Durcheinander deiner Ämter, deiner Präsident- und Bürgermeisterschaft, deiner diplomatischen Dienste, schließlich im blindwütenden Rasen der Niedertracht, welche dich in ewige Finsternis hinabstößt. Es ist wohl ein weiter Weg, den du von der himmlischen Milchstraße bis zum Drapeau Rouge herabsteigen

mußtest, bis zu jener unseligen Dungstätte, wo du an »dem letzten Höllentage«, wenn auch nur vor Kälte (de froid) gezittert hast. Wissenschaftliches Forschen und praktisches Handeln ist nicht dasselbe; schwach sein ist kein Unglück, aber für seine Aufgabe zu schwach sein, das ist ein Unglück. Wehe dem Tage, an dem man dich, den friedlichen Wanderer, auf den wilden Hippogryph der Demokratie hob; ihn, der mit einem Sprung die feste Erde verließ und bis zu den Sternen hinanstürmen wollte, hätte kein bisher bekannter Astolpho reiten können.

Unter den Deputierten des dritten Standes giebt es Kaufleute, Künstler, Gelehrte, dreihundertundvierundsiebzig Anwälte und auch wenigstens *einen* Geistlichen, den Abbé Sieyès. Auch ihn entsendet Paris unter seinen zwanzig Deputierten. Seht ihn, den leichten schmächtigen Mann, wie kalt ist er, aber elastisch und biegsam wie Draht; er verbindet Instinkt mit stolzer Logik; er ist leidenschaftlos oder hat nur eine Leidenschaft, die des Eigendünkels, wenn man Leidenschaft nennen kann, was sich in seiner unabhängigen, konzentrierten Größe bis zur Höhe der übersinnlichen Welt erhoben zu haben wähnt und nun von seinem hohen Throne mit einem gewissen gottähnlichen Gleichmut auf die Leidenschaft hinabsieht! Er ist der Alleinweise, und mit ihm wird alle Weisheit sterben. Das ist Sieyès, der Baumeister von Systemen, der Generalbaumeister von Konstitutionen, der euch himmelhohe Konstitutionen baut, so viele man nur braucht; leider stürzen sie schon zusammen, bevor er noch die Gerüste wegnimmt. »La politique«, sagte er zu Dumont, »die Politik ist eine Wissenschaft, die ich zu einiger Vollendung (achevée) gebracht zu haben glaube.« O Sieyès, was wirst du mit deinen offenen, aufmerksamen Augen noch alles sehen müssen! Aber wäre es nicht interessant zu wissen, wie Sieyès jetzt (denn er soll noch am Leben sein) mit dem trüben, nüchternen Blick des höchsten Greisenalters dieses ganze Bauen von Konstitutionen betrachtet? Etwa noch mit dem alten, unwiderleglichen Transcendentalismus? Der Sieg der guten Sache gefiel den Göttern, ihr Fall einem Sieyès (victa Catoni). – Mittlerweile

ist unter himmelerschütternden Vivatrufen und den Segenswünschen aller Herzen der Zug der Deputierten des dritten Standes vorbeigezogen.

Ihnen folgt der Adel und dann der Klerus. Bei beiden möchte man fragen, wozu sie eigentlich gekommen sind. Eigentlich, so wenig sie es ahnen, um die mit Donnerstimme an sie gestellte Frage zu beantworten: Was thut ihr auf Gottes schöner Erde, in seinem großen Arbeitsgarten, in dem jeder, der nicht arbeitet, entweder bettelt oder stiehlt? Wehe ihnen, wehe allen, die nur antworten können: Wir treiben den Zehnten ein, wir hegen Wild! Bemerkt indessen, wie d'Orléans seinem Stande vorausgeht und eifrig bemüht ist, sich unter die Gemeinen zu drängen. Für ihn giebt es Vivats, für die übrigen nur wenige Zurufe, obwohl alle Feudalhüte mit wallenden Federn und ein Schwert an der Seite tragen, obwohl ein d'Antraigues, der junge Edelmann ans Languedoc, und wirklich viel mehr oder weniger bemerkenswerte Pairs unter ihnen schreiten.

Da sehen wir die liberalen anglomanen Herzoge Liancourt und La Rochefoucault, den pietätvollen Sohn Lally und die beiden liberalen Brüder Lameth. Da ist vor allen Lafayette, den man Cromvell-Grandison nennen und dessen Name die Welt erfüllen wird. Auch er hat sich von vielen Formeln frei gemacht, aber nicht von *allen*. Er hängt an der Washington-Formel und wird an ihr hängen, wie ein dichtes Kriegsschiff an einem sichern Anker hängt, sich um ihn dreht und selbst nach dem wildesten Toben von Wind und Wogen noch daran hängen wird. Mag dies ruhmvoll sein oder nicht, für ihn ist es ein Glück. Er allein von allen Franzosen hat eine feste Weltanschauung und eine ihr entsprechende Gesinnung; er kann ein vollkommener Charakter und ein Held werden, und wäre es auch nur der Held einer Idee. Betrachte dir ferner unseren alten Freund aus der Zeit des Parlaments, Crispinus Catilina d'Espréménil. Reumütig bis in die Fingerspitzen, ist er als glühender Royalist von den mittelländischen Inseln zurückgekehrt; unstet blickt sein Auge, und sein Licht, das überhaupt nur düster glühte, ist jetzt dem

Erlöschen nahe und flackert matt hin und her; über kurz oder lang wird ihn die National-Versammlung, um nicht Zeit zu verlieren, als Geistesgestörten behandeln. Zum Schluß sieh dir noch den kugelförmigen, jüngeren Mirabeau an, der mit Entrüstung seinen Bruder unter den Gemeinen sieht; es ist Vicomte Mirabeau, wegen seiner kugelrunden Gestalt und der großen Menge geistiger Getränke, die er faßt, Mirabeau Tonneau genannt.

Dort geht nun unser französischer Adel, alles im alten, ritterlichen Pomp, aber ach! unter welch veränderten Verhältnissen! Ihren heimatlichen Breiten entrissen, gleichen sie arktischen Eisbergen, die dem Äquator zutreiben und dort rasch schmelzen. Ehemals haben diese ritterlichen Duces (Ducs, wie sie noch heißen) thatsächlich die Welt *geführt*, war es auch nur zu Kampf und Raub, wodurch damals der reichste Lohn der Welt zu verdienen war. Und da diese Duces zugleich die fähigsten Führer waren, so fiel ihnen der Löwenanteil der Beute zu, den ihnen niemand streitig machen konnte. Was können aber jetzt, da so viele Webstühle, verbesserte Pflugscharen, Dampfmaschinen und Wechsel erfunden sind, da die Menschen sogar Drillmeister für das Schlachtengetümmel um achtzehn Pence für den Tag dingen, was können jetzt noch diese ritterlichen Gestalten in goldgestickten schwarzen Sammetmänteln, in ihren mit Federn reichgeschmückten Hüten »von feudaler Form« bedeuten? – Ein Rohr, das im Winde hin und her schwankt.

Nun ist der Klerus herangekommen, mit Cahiers für die Abschaffung des gleichzeitigen Genusses mehrerer Pfründen, für den Wohnzwang der Bischöfe und eine bessere Zahlung des Zehnten. Stolz schreiten, wie wir bemerken, die Würdenträger einher, gesondert von den zahlreichen Würdenlosen, die im Grunde genommen nur in Pfarrerröcke verkleidete Gemeine sind. Hier aber soll, wenn auch auf seltsame Art, das Wort in Erfüllung gehen: Und die Höchsten werden (zu ihrer gar großen Überraschung) die Niedrigsten sein. Besieh dir, um unter so vielen nur ein Beispiel zu wählen, diesen einnehmenden Grégoire; eines Tages wird Pfarrer Grégoire bereits Bischof sein, während die heute hier so stolz

Einherschreitenden als Bischöfe in partibus verzweifelt umherirren werden. In einem anderen Sinne merke dir Abbé Maury, sein breites Gesicht mit dem fein zugespitzten Mund und den runden Augen, aus denen Intelligenz, Falschheit und jene Art von Sophistik leuchtet, die erstaunt thut, daß man sie sophistisch findet. Er weiß dir altes, mürbes Leder so geschickt aufzufrischen, daß es wie neues aussieht; ein stetig aufsteigender Mann; er pflegte zu Mercier zu sagen: »Sie werden sehen, daß ich vor Ihnen in der Akademie sein werde.« Leicht möglich, du geschicktester Maury, ja du sollst sogar einen Kardinalshut und Sammet und Ruhm haben, aber ach! am Ende auch volle Vergessenheit wie wir alle, und sechs Fuß Erde. Was frommt es bei einem solchen Ende, altes morsches Leder aufzufrischen? Ehrenvoll erscheint im Vergleich damit die Art, wie sich dein guter alter Vater sein Brot, hoffentlich in ausreichendem Maße, durch Schuhemachen verdient. Übrigens fehlt es Maury nicht an Unerschrockenheit. Er wird mit der Zeit Pistolen tragen und bei dem Todesruf »La Lanterne« (der Laternenpfahl) kaltblütig entgegnen: »Freunde, werdet ihr dann besser sehen?«

Siehst du aber zunächst dort drüben den lahm einherhinkenden Bischof Talleyrand-Périgord, Seine Ehrwürden von Autun? Eine hämische Bitterkeit liegt in dieser unehrwürdigen Ehrwürdigkeit von Autun. Er wird die seltsamsten Dinge thun und dulden und wird sicherlich eines der seltsamsten Wesen werden, die man je gesehen hat oder sehen wird; ein Mann, der in Falschheit und von Falschheit lebt und doch nicht das ist, was man einen falschen Menschen nennen kann, das ist das Besondere an ihm. Hoffentlich wird ein solcher Charakter künftigen Geschlechtern ein Rätsel sein: Bisher war ein solches Produkt der Natur und Kunst nur in unserem papierenen und Papier verbrennenden Zeitalter möglich. Erkenne in Bischof Talleyrand und in Marquis Lafayette die bedeutendsten Vertreter ihrer Arten, erwäge, was sie waren und was sie thaten, und wiederhole dir: O tempus ferax rerum!

Ist nicht im Grunde genommen auch der unglückliche Klerus gar weit von seinen heimatlichen Breiten in den Strom der Zeit

hinausverschlagen? Eine abnormale Masse von Menschen, die, wie jedermann schon dunkel zu begreifen anfängt, ihre Aufgabe nicht mehr zu erfassen versteht! Einst waren sie eine Priesterschaft, die Verkünder der Weisheit, die Offenbarer des Göttlichen im Menschen, ein wahrer Klerus (oder Erbe Gottes auf Erden): Aber jetzt? – Schweigend ziehen sie mit ihren in ihrem Geiste verfaßten Cahiers vorüber, und niemand ruft: Gott segne sie!

König Ludwig und sein Hof beschließen den Zug. Der König, dessen Antlitz an diesem Tage der Hoffnung vor Freude strahlt, wird mit Jubel begrüßt, mit noch größerem sein Minister Necker. Nicht so die Königin, in deren Herz nur selten noch ein Hoffnungsstrahl fällt. Unglückliche Königin, Kummer und Sorgen bleichen dein Haar, in diesen Wochen stirbt dein Erstgeborener, schwarze Lüge und Verleumdung haben deinen Namen unauslöschlich befleckt, unauslöschlich, solange dies Geschlecht leben wird. Statt Viva la Reine! dringt der höhnende Ruf Vive d'Orléans! an ihr Ohr. Von ihrer königlichen Schönheit ist ihr beinahe nur die Hoheit geblieben, aus der nicht mehr Huld, sondern Stolz, Strenge und stummes Dulden sprechen. Mit sehr gemischten Gefühlen, unter denen die Freude sicherlich fehlt, läßt sie diesen Tag, den zu erleben sie nie erwartet hätte, über sich ergehen. Arme Maria Antoinette, mit deinen edlen Instinkten, deinen raschen, leidenschaftlichen Impulsen, deinen Augen fehlt nur allzusehr der sichere, weite Blick für die Aufgabe, die du erfüllen sollst! Ach, das Schicksal hat für dich Thränen des wildesten Wehes und die still fließenden Zähren stummen Schmerzes des Weibes aufgespart, obgleich in deiner Brust das Herz der Tochter Maria Theresias schlägt. Unselige, du bist dem Schicksal verfallen, schließe deine Augen vor der Zukunft.

Und so sind die Erwählten Frankreichs in prunkvoller Prozession vorbeigezogen, einige, durch das Feuer des Lebens geläutert, der Ehre, viele der Schande, nicht wenige dem Gemetzel, der Verwirrung, Verbannung und Verzweiflung, alle der Ewigkeit entgegen. Wie viel Ungleichartiges ist in dieser Gärkufe hier zusammengeworfen, um durch unberechenbare Kräfte und Gegenkräfte,

durch Wahlverwandtschaft und unter stürmischen Prozessen ein Heilmittel für eine todkranke Gesellschaftsordnung zu gewinnen. Wenn man es recht bedenkt, so ist es wohl die eigenartigste Vereinigung von Menschen, die je auf unserem Planeten zu einem solchen Zwecke zusammentrat. Und eine so tausendfach verschlungene Gesellschaft, die jetzt aus ihren unendlichen Tiefen hervorzubrechen droht, hat zu Heilern und Führern diese Männer, die für sich selbst keine Lebensregel besitzen oder höchstens eine Lebensregel nach dem Evangelium eines Jean Jacques. Selbst dem Weisesten unter ihnen, den wir wenigstens den Weisesten nennen müssen, ist der Mensch eigentlich nichts anderes als ein Zufall unter dem Himmel. In seinen Augen hat der Mensch keine Pflicht gegen seine Mitmenschen, außer etwa »die Konstitution zu machen«. Er kennt keinen Himmel über sich, keine Hölle unter sich, seine Welt ist ohne Gott.

Giebt es noch, möchte man fragen, einen anderen, besseren Glauben, der in diesen zwölfhundert Männern lebt? Jawohl, Glauben an federngeschmückte Feudalhüte, an Wappenschilder, an das göttliche Recht der Könige und das göttliche Recht der Wildtöter; Glauben oder, was schlimmer ist, zünftigen Halbglauben oder das Allerschlimmste, den macchiavellistisch geheuchelten Glauben an geweihte Oblaten und an die Göttlichkeit eines armen, alten italienischen Greises. Trotz alledem läßt sich, wie gesagt, in der unermeßlichen Verwirrung und Verderbtheit, die hier blind danach ringt, weniger verworren und weniger verderbt zu werden, das eine hervorstehende Merkmal eines neuen Lebens erkennen: der ernste, feste Entschluß, sich von allem Schein zu befreien, ein Entschluß, der bewußt oder unbewußt feststeht und immer tiefer Wurzel faßt, bis er zum Wahnsinn und zur fixen Idee wird, ein Entschluß, welcher in der ihm hier zu Gebote stehenden Verkörperung rasch zu einer ungeheuerlichen, staunenerregenden, unbeschreiblichen Entwicklung heranreifen wird: ein neues Schauspiel für Jahrtausende! – Auch des Himmels Licht muß ja oft in Donner und Gewitterschwüle gehüllt auf die Erde als zerstörender Feuerstrahl

niederfahren, der zerstört, um zu reinigen. Ja, ist es nicht eben diese drückende, atmosphärische Schwüle, die den Blitz und das Licht *bringt?* Soll auch das neue Evangelium wie einst das alte in der Zerstörung einer Welt geboren werden?

Wie die Deputierten dem Hochamt und der Predigt beiwohnten, wie sie, obwohl es doch in der Kirche war, Beifall klatschten, als der Prediger über Politik sprach; wie sie am nächsten Tage unter Entfaltung des nämlichen Pompes zum erstenmal in die Salle des menus (die kein Vergnügungssaal mehr ist) eingeführt und zu Reichsständen wurden: das mögen sich die Leser selbst vorstellen. Der König sitzt gleich Salomo in aller Pracht und Herrlichkeit auf seiner Estrade und läßt seine Augen über die majestätische Halle schweifen, in der so viele Federn nicken und so viele Augen glänzen, während die Galerien und Seitenräume in allen Farben des Regenbogens prangen; denn von dort strahlt die sieghafte Macht der Schönheit herab. Auf dem breiten, schlichten Gesichte des Königs ruht die Zufriedenheit eines Mannes, der nach langer Irrfahrt endlich den sicheren Hafen erreicht hat: vertrauensseliger König! Er erhebt sich und hält mit volltönender Stimme eine Rede, die man sich leicht ausdenken kann. Weder mit ihr noch mit der ein- und zweistündigen Rede des Großsiegelbewahrers und Neckers, die von Patriotismus, Hoffnung, Vertrauen und ungenügenden Einkünften überfließen, wollen wir die Geduld des Lesers auf die Probe stellen.

Wir bemerken nur noch, daß Seine Majestät nach der Beendigung seiner Rede seinen Federhut aufsetzte. Als der Adel dem Brauche gemäß seinem Beispiele folgte, setzten nicht ohne einen gewissen Trotz auch nicht wenige unserer Deputierten des dritten Standes ihre Schlapphüte auf, ja drückten sie sogar fest auf den Kopf nieder und sahen mit Ruhe dem Kommenden entgegen. Darauf entsteht sowohl unter ihnen, als auch zwischen der Majorität und Minorität ein lautes Gemurmel von: Couvrez-vous, découvrez-vous!, dem der König dadurch ein Ende macht, daß er seinen eigenen königlichen Hut wieder abnimmt.

So schließt die Sitzung ohne einen weiteren Zwischenfall oder ein anderes Omen als dieses, womit bedeutungsvoll genug Frankreich seine Reichsstände eröffnet hat.

# Fünftes Buch.

# Der dritte Stand.

## Erstes Kapitel.
## **Sieg der Unthätigkeit.**

Man kann nicht leugnen, daß das erregte Frankreich mit seiner Nationalversammlung etwas erreicht hat, ja sogar etwas Großes, Bedeutendes, Unentbehrliches, doch blieb immer noch die Frage: Was hat es eigentlich erreicht? Eine schwer lösbare Frage, selbst für den ruhigen Beobachter unserer Tage, ganz unlösbar für die damals im Mittelpunkt der Handlung stehenden Personen. Die Generalstände, das Werk geeinter leidenschaftlicher Anstrengung der ganzen Nation, stehen als etwas Hohes, Hochgehaltenes da. Lautjubelnd ruft die Hoffnung, sie würden sich als die wunderwirkende, eherne Schlange in der Wüste bewähren, die jeden, der vertrauensvoll und gehorsam zu ihr emporblicke, von allen Schmerzen und Wunden heilen werde.

Wir dürfen antworten: Sie werden sich wenigstens als symbolisches Banner bewähren, um das sich die erbitterten, klagenden fünfundzwanzig Millionen, die sonst isoliert und ohnmächtig wären, scharen und vereint wirken können – was sie eben zu wirken vermögen. Muß, wie es wohl zu erwarten steht, die Arbeit im Kampfe bestehen, dann werden sie ein Schlachtenbanner sein (sozusagen, ein italienisches Gonfalone auf seinem alten republikanischen Carroccio), das hochragend auf dem Wagen im Winde weithin sichtbar flattern und mit seiner ehernen Zunge gar manches Zeichen ertönen lassen wird; ein notwendiges, ja durchaus unentbehrliches Banner, das, mag es nun in den vordersten Reihen oder im Centrum stehen, mag es beim Angriff als Führer voranflattern oder auf der Flucht verteidigt werden, den kämpfenden Scharen stets von unberechenbarem Nutzen sein muß. Gerade zu der Zeit, da es in den vordersten Reihen flattert, ja beinahe allein dasteht und

auf die Streitkräfte wartet, die sich ringsum zusammenscharen werden, bildet eben dieses Nationalcarroccio mit den Signalen, die es ertönen läßt, den Gegenstand unseres Hauptinteresses.

Das Omen der »aufgesetzten Schlapphüte« beweist, daß die Deputierten des dritten Standes fest entschlossen sind, weder dem Adel noch dem Klerus, ja kaum der Majestät selbst ein Vorrecht einzuräumen. So weit hat uns der Contrat social und die Macht der öffentlichen Meinung gebracht; denn was ist die Majestät anderes als der Bevollmächtigte der Nation, mit dem man auch feilscht (und zwar sehr genau) – zumal in gewissen besonderen Lagen, deren Zeitpunkt Jean Jacques nicht näher bestimmt hat.

Wie unsere Gemeindeputierten am nächsten Tage als eine noch unorganisierte Masse von sechshundert Männern ihren Saal betreten, bemerken sie, ohne zu erschrecken, daß sie ihn für sich allein haben. Ihr Saal ist auch der große oder allgemeine Saal für alle drei Stände. Der Adel und der Klerus haben sich aber, wie es scheint, in ihre zwei besonderen Räume oder Säle zurückgezogen und prüfen dort ihre Vollmachten nicht auf Grund gemeinsamer, sondern besonderer Befugnis. Wollen sie sich also als zwei getrennte, vielleicht getrennt abstimmende Stände konstituieren? Es ist, als ob es beide, Adel und Klerus, stillschweigend für ausgemacht betrachteten, daß sie es schon seien. Zwei Stände gegen einen; so wäre ja der dritte in dauernder Minorität?

Vieles mag noch unentschieden sein, aber ganz entschieden ist es in den Köpfen unter den Schlapphüten und im Kopf der ganzen Nation, daß man dies nicht zugeben dürfe; sonst wäre ja die doppelte Vertretung und alles bisher Gewonnene null und nichtig. Zweifellos müssen »die Vollmachten geprüft werden«, zweifellos muß die Kommission, müssen die Wahldokumente eures Deputierten von einem anderen Deputierten geprüft und richtig befunden werden; das sind ja die Vorarbeiten. Auch ist es keine Lebensfrage, ob man dies getrennt oder vereint vornimmt; doch wie, wenn es zu einer Lebensfrage führte? Man muß Widerstand leisten; denn es ist eine weise Lebensregel: Widersetze dich am Anfang! Und sollte offener

Widerstand nicht rätlich, ja vielleicht sogar gefährlich sein, so ist doch ein überlegendes Einhalten ganz natürlich, und ein Verharren in Unthätigkeit, zumal wenn man fünfundzwanzig Millionen hinter sich weiß, kann Widerstand genug werden. Die unorganisierte Masse der Gemeindeputierten beschränkt sich daher auf »ein System der Unthätigkeit« und bleibt für den Augenblick unorganisiert.

Diese Methode, die ebenso der Klugheit wie der Zaghaftigkeit entspricht, wenden die Gemeindeputierten an und verharren bei ihr Tag für Tag, Woche für Woche – nicht ohne Geschicklichkeit und mit immer zunehmender Hartnäckigkeit. Sechs Wochen lang ist ihre Geschichte von der sogenannten »uninteressanten Art«, die oft, wie die Philosophie weiß, die fruchtbarste ist. Es waren ihre stillen Schöpfungstage, da sie saßen und brüteten! Was sie thaten, war in der That nichts anderes als ein vernünftiges Nichtsthun. Täglich versammelt sich die unorganisierte Körperschaft und bedauert, daß sie sich nicht organisieren, daß sie die »Vollmachten nicht gemeinsam prüfen«, daß sie nicht anfangen könne, Frankreich zu regenerieren. Voreilige Schritte sind leicht gemacht, daher unterlaßt lieber jeden Schritt; Unthätigkeit allein ist unstrafbar und unbesiegbar zugleich.

Der List muß man mit List begegnen, der stolzen Anmaßung mit Unthätigkeit, mit einem leisen Ton patriotischen Schmerzes; man muß sanft, aber unverbesserlich, unbeugsam bleiben. Klug wie die Schlangen, sanft wie die Tauben: Welch ein Schauspiel für Frankreich! Sechshundert unorganisierte Individuen, die zu seiner Wiedergeburt und Rettung durchaus notwendig sind, sitzen da auf ihren elliptischen Bänken und sehnen sich in ihrer peinvollen Haft leidenschaftlich nach Leben, wie Seelen, die ihrer Geburt harren. Man hält Reden voll Beredsamkeit, die man drinnen und draußen vernimmt. Ein Gedanke entfacht den anderen; die Nation sieht mit stets wachsendem Interesse zu. So sitzen die Deputierten beisammen und brüten.

Es giebt Privatkonferenzen, Abendgesellschaften, Beratungen, es giebt einen bretonischen Klub, einen Klub von Viroflay; Keime zu

vielen anderen Klubs; eine Atmosphäre voll verworrenen Lärms, voll Schwüle und zornglühender Hitze – in der das Erosei in der richtigen Temperatur wohlbehalten und unzerbrochen liegen mag, bis es ausgebrütet ist. Euere Mouniers, Malonets und Lechapeliers bringen die nötige Erfahrung, eure Barnaves und Rabauts die richtige Hitze dazu mit; manchmal giebt ihnen der königliche Mirabeau einen guten Gedanken ein. Noch ist er keineswegs als König anerkannt, ja, man murrte, als sein Name zuerst genannt wurde: aber er ringt sich zur Anerkennung durch.

Nachdem die Gemeinen im Laufe der Woche ihren Ältesten zum Vorsitzenden gewählt und ihn mit jungen lungenstarken Hilfskräften umgeben haben – können sie klar und deutlich aussprechen und mit vernehmlichen Worten klagend erklären, sie seien eine unorganisierte Körperschaft, die nach Organisierung verlange. Es laufen Briefe ein; aber eine unorganisierte Körperschaft darf keine Briefe öffnen; daher bleiben sie uneröffnet auf dem Tische liegen. Der Älteste darf sich höchstens zu eigenem Gebrauch eine Art Liste oder Musterrolle verschaffen, um danach die Stimmen zu sammeln; im übrigen muß man warten, was die Zeit bringen werde. Adel und Klerus sind zwar ganz anderswo; aber das Publikum drängt sich voll Spannung auf den Galerien und leeren Plätzen, und das ist einigermaßen ein Trost. Mit Mühe beschließt man, eine Deputation sei nicht zu senden – denn wie könne eine unorganisierte Körperschaft Deputationen entsenden? –, sondern bestimmte Gemeindeputierte sollen nur wie zufällig in den Saal des Klerus und dann in den Saal des Adels eintreten; dort sollen sie als gelegentliche Bemerkung die Worte fallen lassen, es scheine ihnen, die Gemeinen seien versammelt und warteten auf sie zur Prüfung ihrer Vollmachten. Das ist die klügere Methode.

Der Klerus, unter dessen Mitgliedern sich sehr viele ohne Titel und Würden, eigentlich Gemeine im Pfarrersrock, befinden, schickt sofort die respektvolle Antwort, auch er studiere eifrig denselben Gegenstand und werde dies jetzt noch eifriger als früher thun. Der Adel dagegen antwortet erst nach vier Tagen in hochfahrendem

Tone, er für seinen Teil habe bereits die Prüfung vollzogen und sei konstituiert; dasselbe habe er von den Gemeinen angenommen, da eine derartige *getrennte* Prüfung offenbar dem verfassungsmäßigen, althergebrachten Vorgehen entspreche; das wolle er ihnen mit Vergnügen durch eine Kommission aus seiner Mitte beweisen, wenn die Gemeinen auch ihrerseits eine Kommission wählen wollten: Kommission gegen Kommission. Gleich darauf erscheint aber eine Deputation des Klerus, die in ihrer hinterhältigen, versöhnlichen Weise denselben Vorschlag wiederholt. Hier liegt die Schwierigkeit: Was werden die klugen Gemeinen dazu sagen?

Nachdem die klugen Gemeinen fünf Tage lang darüber beraten haben, fassen sie, in Anbetracht dessen, daß sie, wenn auch kein dritter französischer Stand, doch ein Aggregat von Individuen seien, das auf einen solchen Titel Anspruch habe, nach reiflicher Überlegung den Beschluß, eine solche Kommission zu ernennen – allerdings mit dem Vorbehalte, sich nicht überzeugen zu lassen. Der sechste Tag vergeht mit der Ernennung der Kommission, der siebente und achte mit der Feststellung der Formalitäten der Zusammenkunft, des Ortes, der Stunde und dergleichen, so daß die Kommission des Adels mit der Kommission der Gemeinen nicht vor dem Abend des 23. Mai zum erstenmal zusammentrifft, wobei der Klerus die Vermittlerrolle übernimmt, und nun macht er sich an die unmögliche Aufgabe, sie zu überzeugen. Eine zweite Zusammenkunft beweist zur Genüge: die Gemeinen sind nicht zu überzeugen, der Adel und der Klerus glauben unwiderleglich überzeugend zu sein; die Kommissionen gehen auseinander, und jeder Stand besteht auf seinen ersten Forderungen.

So sind drei Wochen verstrichen. Drei Wochen lang ist der Carroccio des dritten Standes mit seinem weithin sichtbaren Gonfalone, dem Winde trotzend, ganz unbeweglich dagestanden, in Erwartung der Streitkräfte, die sich darum scharen würden.

Von der Stimmung bei Hofe kann man sich leicht eine Vorstellung machen: Ein Vorschlag jagt den anderen, und die laute Unfähigkeit dreht sich in dem trostlosesten Wirbel, in dem es für die

Weisheit keinen Raum giebt. Die klugerdachte Besteuerungsmaschine hat man zu stande gebracht und mit unglaublicher Mühe aufgestellt; nun steht sie fertig da, und ihre drei Bestandteile: die beiden Schwungräder, der Adel und Klerus, und das ungeheuere Triebrad, der dritte Stand, sind in Verbindung gebracht. Die beiden Schwungräder drehen sich ganz ruhig und manierlich, aber das ungeheuere Triebrad hängt – es ist erstaunlich – regungslos da und will sich nicht in Bewegung setzen lassen. Die geschicktesten Techniker wissen keinen Rat; und selbst wenn es endlich in Gang kommt, wie *wird* es dann arbeiten? Furchtbar, meine Freunde, und für gar viele Zwecke, doch sicherlich niemals, um Steuern hereinzubringen oder Hofmehl zu mahlen. Hätten wir nur fortfahren können, die Steuern *mit der Hand* zu sammeln! Haben nicht Messeigneurs d'Artois, Conti, Condé (das Hoftriumvirat genannt) in ihrem antidemokratischen »Mémoire au roi« richtig prophezeit? Mögen sie auch ihre hohen Häupter vorwurfsvoll schütteln und ihre armen Gehirne martern – hier können die geschicktesten Techniker nichts thun. Selbst Necker, wenn man auch auf ihn hören wollte, fängt an, eine besorgte Miene zu zeigen. Das Einzige, was rätlich erscheint, ist, Soldaten aufzubringen. Zwei neue Regimenter und ein Bataillon eines dritten haben Paris beinahe erreicht; andere sollen sich in Marsch setzen. Es wäre für alle Fälle gut, Truppen bei der Hand zu haben und das Kommando in sicheren Händen zu wissen. Betraut damit Broglie! Der alte Marschall Herzog von Broglie, ein Veteran in der militärischen Disziplin und Drillmeistermoral, das wäre ein Mann, auf den man sich verlassen könnte.

Denn leider ist auch nicht der Klerus, ja nicht einmal der Adel das, was beide sein sollten, ja was sie jetzt, da sie von außen so bedroht sind, sein müßten: ein einiges, ungeteiltes Ganze. Der Adel hat zwar seinen düsterglühenden Catilina oder Crispin d'Espréménil, der als Renegat ganz Feuer und Flamme ist, er hat seinen lärmenden Tonnen-Mirabeau; aber er hat auch seine Lafayettes, seine Liancourts und Lameths, vor allen seinen Orléans, der sich jetzt für immer von seinen Hofvertäuungen freigemacht hat und auf seiner Reise in das

Chaos schlaftrunken von hohen und höchsten Prisen träumt; denn ist nicht auch er ein Nachkomme Heinrichs IV. und ein immerhin möglicher, rechtmäßiger Erbe? Vom Klerus – so zahlreich sind die Pfarrer – sind schon zwei Häuflein desertiert, im zweiten auch Pfarrer Grégoire. Ja, man spricht davon, es stünden ihrer 149 im Begriffe, auf einmal fahnenflüchtig zu werden, und nur der Erzbischof von Paris halte sie noch zurück. Das Spiel scheint verloren.

Urteilt aber, ob Frankreich, ob Paris unterdessen müßig geblieben? Adressen strömen von nah und fern herein; denn unsere Gemeinen sind jetzt organisiert genug, um Briefe zu öffnen, ja sogar zu bekritteln. So erblickt der arme Monsieur de Brézé, der erste Obersthof- und Ceremonienmeister (oder wie sein Titel lauten mag), der in diesen Tagen wegen einer Etikettefrage eine schriftliche Mitteilung zu machen hat, kein Unrecht darin, mit den Worten zu schließen: »Monsieur, in aufrichtiger Ergebenheit der Ihrige.« – »Auf wen bezieht sich diese aufrichtige Ergebenheit?« fragt Mirabeau. »Auf den Vorsitzenden des dritten Standes.« »Es giebt keinen Menschen in Frankreich, der berechtigt wäre, das zu schreiben«, entgegnet er, und weder die Galerien noch die Welt lassen sich abhalten, dazu Beifall zu klatschen. Armer de Brézé! Die Gemeinen hegen einen noch älteren Groll gegen ihn und sind mit ihm noch lange nicht fertig.

In anderer Weise mußte Mirabeau gegen die rasche Unterdrükkung seiner Zeitung, des »Journal der Generalstände«, protestieren und sie unter einem neuen Namen fortsetzen. Bei diesem Akt des Mutes konnten die Wähler von Paris, die noch immer mit der Abfassung ihres Cahiers beschäftigt sind, nicht umhin, ihn durch eine Adresse an Seine Majestät zu unterstützen: sie fordern die weitgehendste »provisorische Freiheit der Presse«; Sie haben sogar davon gesprochen, die Bastille niederzureißen und an ihrer Stelle das broncene Standbild eines Königs der Patrioten zu errichten. Das sind die reichen Bürger; nun bedenkt aber, wessen man sich zu versehen hatte von seiten der bunt zusammengewürfelten, jetzt freiheitstollen Menge von Müßiggängern, Gaunern und

Ausgestoßenen der Gesellschaft (und des destillierten Hallunkentums unseres Planeten), die sich fortwährend im Palais Royal herumtreiben; – oder denkt an das leise, endlose, rasch in Wutgeheul übergehende Wehklagen, das von St. Antoine und den fünfundzwanzig Millionen kommt, die in Gefahr sind zu verhungern!

Kornmangel besteht ja ganz unleugbar, mag er nun durch Aristokratenränke oder Orléansanschläge dieses Jahres oder durch Dürre und Hagelschlag des vergangenen Jahres entstanden sein: Der Arme in Stadt und Land sieht trostlos einem namenlosen Elend entgegen. Und diese Generalstände, die uns ein goldenes Zeitalter bringen könnten, sind zur Unthätigkeit verurteilt, können nicht einmal die Prüfung und Beglaubigung ihrer Vollmachten erreichen! Alle Thätigkeit ist notwendigerweise gelähmt oder beschränkt sich darauf, Anträge zu stellen!

Im Palais Royal hat man, wie es scheint durch Subskription, eine Art Bretterbude (en planches de bois) errichtet – wie bequem! –, dort kann jetzt der auserwählte Patriotismus in aller Bequemlichkeit und bei jedem Wetter Reden halten und Resolutionen fassen. Das Satansheim ist voll Leben. In jedem Café steht auf einem Tisch oder Stuhl ein patriotischer Redner, den drinnen eine dichte Menge umdrängt, während draußen eine andere durch die geöffneten Thüren und Fenster mit offenem Munde zuhört und jedes Schlagwort von mehr als gewöhnlicher Kühnheit »mit donnerndem Beifall« begleitet. Gleich nebenan in Monsieur Desseins Flugschriftenladen muß man sich mit dem Ellbogen Platz schaffen, um zum Verkaufstisch zu gelangen; jede Stunde bringt eine neue Flugschrift, ja einen ganzen Stoß von Flugschriften; »heute gab es dreizehn, gestern sechzehn, vergangene Woche zweiundneunzig Flugschriften«. Erinnert euch nun der Tyrannei und Teuerung, denkt an glühende Beredsamkeit, Gerüchte, Flugschriften, Société publicole, an den bretonischen Klub, an den Klub der Enragierten: – mußte da nicht jedes Schenk- und Kaffeezimmer, jeder Geselligkeitsverein, ja jede zufällige Straßengruppe im ganzen weiten Frankreich ein Enragierten-Klub sein?

Auf all dies können die Volksdeputierten in ihrer erhabenen Unthätigkeit nur mit Bedauern hören, da sie darauf beschränkt sind, sich »mit ihrer inneren Politik« zu beschäftigen. Wohl noch nie haben Deputierte eine sicherere Stellung gehabt; wenn sie nur diese klug zu behaupten verstehen. Laßt die Temperatur nicht zu hoch steigen, zerbrecht nicht das Erosei, bevor es ausgebrütet ist und sich von selbst öffnet. Auf den Galerien und allen leeren Plätzen drängt sich erwartungsvoll ein aufmerksames Publikum und »läßt sich nicht abhalten zu applaudieren«. Mögen die beiden privilegierten Stände, von denen der Adel seine Vollmachten bereits geprüft und sich konstituiert hat, mit was immer für Gesichtern sie wollen, zusehen: Im Geheimen klopft ihr Herz doch bange. Der Klerus, der noch immer die Rolle des Vermittlers spielt, sucht mit einem Griff die Galerien und ihre Gunst zu erhaschen, greift aber fehl. Er entsendet eine Deputation mit dem schmerzlichen Hinweis auf die »Teuerung der Brotfrüchte« und die Notwendigkeit, sich über nichtige Förmlichkeiten hinwegzusetzen und über diesen Gegenstand zu beraten; – ein verfänglicher Vorschlag, den die Gemeinen (auf Antrag des meergrünen Robespierre) schlau als Wink oder selbst als Zusage aufnehmen, daß der Klerus von nun an unverzüglich auf ihre Seite treten, die Generalstände konstituieren und *so* das Korn billiger machen wolle. – Am 27. Mai stellt endlich Mirabeau, der die Zeit für gekommen hält, den Antrag, man möge der Unthätigkeit ein Ende machen, den starrsinnigen Adel seine eigenen Wege gehen lassen, den Klerus hingegen »im Namen des Gottes des Friedens« auffordern, sich mit den Gemeinen zu verbinden und ans Werk zu gehen. Finde diese Aufforderung kein Gehör – nun, so wollen wir dann weiter sehen. Sind nicht ihrer hundertneunundvierzig zur Desertion bereit?

O Prinzentriumvirat, neuer Großsiegelbewahrer Barentin, Minister des Inneren Breteuil, Herzogin von Polignac und du, Königin, die du stets bereit bist, Gehör zu schenken, was ist jetzt zu thun? Der dritte Stand, mit der Kraft von ganz Frankreich in sich, wird nunmehr in Bewegung geraten. Die Klerusmaschinerie samt der

Adelsmaschinerie, die uns so gut als Hemmschuh und Gegengewicht hätte dienen sollen, wird schmählich nachgezogen werden und mit ihm zugleich Feuer fangen. Was ist also zu thun? Das Oeil de Boeuf ist ratloser denn je; welch ein Geflüster und Gegengeflüster! es ist ein wahrer Sturm von Geflüster! Beruft des Nachts leitende Männer aller drei Stände ins Oeil de Boeuf! Viele von ihnen können Geister beschwören; vermögen sie aber auch dies zu beschwören? Sogar Necker wäre jetzt willkommen, wenn er mit Erfolg vermitteln könnte.

So laßt denn Necker und zwar im Namen des Königs eingreifen! Glücklicherweise ist jener »Gott des Friedens«-Brandbrief noch nicht beantwortet. Die drei Stände sollen wieder Konferenzen halten; unter diesem ihren Patriotenminister ließe sich vielleicht noch etwas zusammenflicken und heilen; mittlerweile setzen wir Schweizer-Regimenter und »hundert Stück Feldgeschütze« in Bereitschaft. Das also beschließt für seinen Teil das Oeil de Boeuf.

Was aber Necker betrifft – ach, armer Necker, deines starrköpfigen dritten Standes erstes und letztes Wort heißt: *Gemeinsame Prüfung* als Bürgschaft gemeinsamer Abstimmung und Beratung. Die halb entgegenkommenden Vorschläge eines so bewährten Freundes beantwortet man nur mit verwunderten Blicken. Die verspäteten Konferenzen werden bald abgebrochen: Der jetzt vorbereitete, entschlossene und von aller Welt unterstützte dritte Stand kehrt in den Ständesaal und Necker als ein seiner Zauberkraft entkleideter Geisterbeschwörer, reif für die Entlassung, ins Oeil de Boeuf zurück.

So machen sich die Volksdeputierten aus eigener Kraft auf den Weg. Jawohl; statt eines Vorsitzenden oder Alterspräsidenten haben sie nun einen wirklichen Präsidenten, den Astronomen Bailly, erhalten, und schon ihre ersten Schritte bedeuten eine That der Wiedervergeltung. Unter endlosen, laut lärmenden, leidenschaftlichen und ruhigeren Reden, die auf den Flügeln der Presse in alle Lande hinausgetragen werden, erklären sie heute am 17. Juni: Ihr Name laute von nun an nicht mehr Dritter

Stand, sondern – *Nationalversammlung*. Sie sind also die Nation? Prinzentriumvirat, Königin, starrsinniger Adel und Klerus, was seid dann ihr? Eine sehr ernste Frage, die kaum in einer lebenden Sprache der Politik zu beantworten sein dürfte.

Ohne sich darum zu bekümmern, geht unsere neue Nationalversammlung daran, ein »Comité de Subsistances« einzusetzen, das Frankreich lieb und teuer ist, obwohl es wenig oder gar kein Korn schaffen kann. Und als stünde unsere Nationalversammlung schon ganz fest auf ihren eigenen Füßen, setzt sie »vier andere ständige Komitees« ein, regelt die Sicherstellung der Nationalschuld und setzt die jährlichen Steuern fest: dies alles in achtundvierzig Stunden. Mit einer solchen Raschheit geht sie vor, daß die Geisterbeschwörer des Oeil de Boeuf sich wohl fragen mögen: Wohin?

## Zweites Kapitel.
## **Der Götterbote de Brézé.**

Jetzt wäre es nun gewiß an der Zeit, daß ein Deus ex machina erschiene; der tragische Knoten für ihn ist vorhanden. Es ist nur die Frage: »Welcher Gott?« Soll es der Kriegsgott de Broglie mit seinen hundert Kanonen sein? – Noch nicht, antwortet die Klugheit, antwortet der nachgiebige, unentschlossene König Ludwig. Sei es drum unser Oberceremonienmeister de Brézé als Götterbote Merkurius.

Am Morgen des nächsten Tages, den 20. Juni, wollen jene hundertneunundvierzig Priester, die sich von Seinen Gnaden von Paris nicht länger zurückhalten lassen, wie *ein* Mann desertieren: de Brézé trete also dazwischen und schaffe – geschlossene Thüren! Es soll nicht nur eine königliche Sitzung in jener Salle des Menus stattfinden, sondern es soll auch bis dahin keine Versammlung, kein Arbeiten geben, außer dem Arbeiten von Zimmerleuten. Durch diesen Kunstgriff soll sich der dritte Stand, der sich selbst den Namen Nationalversammlung beilegt, plötzlich von Zimmerleuten

aus seiner Halle ausgeschlossen und genötigt sehen, nichts zu thun, nicht einmal zusammenzukommen, um seinen Klagen Ausdruck zu geben – bis Seine Majestät mit der Séance Royale und anderen neuen Wundern fertig ist! So soll also de Brézé als Deus ex machina sich ins Mittel legen und, wenn anders sich das Oeil de Boeuf nicht täuscht, den Knoten lösen.

Von dem armen Brézé können wir nur bemerken, daß er in der Art seines Verkehres mit den Gemeinen bisher kein Glück hatte. Als sie vor fünf Wochen Seine Majestät die Hand küßten, erfuhr sein Vorgehen nur Tadel; und wie wurde seine »aufrichtige Ergebenheit« unter Hohn und Spott abgethan! Heute abend schreibt er vor dem Nachtmahl an Präsident Bailly einen neuen Brief, der diesem morgen bei Tagesanbruch im Namen des Königs übergeben werden soll. Diesen Brief zerknittert jedoch Bailly im Stolze seiner Amtswürde und steckt ihn in die Tasche wie eine Rechnung, die man nicht zu zahlen gedenkt.

So verkünden denn am Samstag, den 20. Juni, schrilltönende Heroldsrufe auf den Straßen von Versailles, daß nächsten Montag eine Séance Royale, bis dahin aber keine Versammlung der Generalstände stattfinden werde. Und doch sehen wir, wie Präsident Bailly, obwohl er dies hört und den Brief de Brézés in der Tasche trägt, wie vordem an der Spitze der Nationalversammlung zur Salle des Menus hinschreitet, als ob de Brézé und die Herolde eitel Wind wären. Der Saal ist geschlossen und von französischen Garden besetzt. »Wo ist euer Kapitän?« Der Kapitän weist seinen königlichen Befehl vor und bedauert sagen zu müssen, Handwerker seien eben damit beschäftigt, ein Podium für die Séance Royale aufzuschlagen; daher sei leider der Eintritt niemand gestattet, höchstens dem Präsidenten und den Sekretären, um Papiere wegzunehmen, welche die Zimmerleute beschädigen könnten. Präsident Bailly geht mit den Sekretären hinein und kommt mit den Papieren zurück; drinnen, ach, ertönt an Stelle patriotischen Redeflusses nur der Lärm von Hammer und Säge, das Kreischen und Poltern der Arbeit. Eine beispiellose Entweihung!

Die Deputierten stehen in Gruppen auf der Pariser Straße und in der schattigen Avenue de Versailles, laut klagend über die ihnen angethane Schmach. Dabei sehen, wie es ihnen vorkommt, die Hofschranzen von ihren Fenstern herab und lachen sich ins Fäustchen. Der Morgen ist nicht der freundlichste: Die Luft ist rauh, und es geht sogar ein leichter Sprühregen nieder. Gleichwohl bleiben alle Vorübergehenden stehen; Patrioten von den Galerien, eine buntgemischte Menge von Zuschauern verstärken die Gruppen. Tolle, leidenschaftliche Ratschläge folgen einander. Einige Hitzköpfe schlagen vor, hinzugehen und die Sitzung auf der großen Freitreppe in Marly, gerade unter den Fenstern des Königs zu halten; denn Seine Majestät ist, wie es scheint, dort hinübergefahren. Andere sprechen davon, den Schloßhof, Place d'armes genannt, zum Runnymede und neuen Maifelde der freien Franzosen zu machen, ja das Oeil de Boeuf selbst von den Entrüstungsrufen des empörten Patriotismus wiederhallen zu lassen. – Da kommt die Nachricht, daß Präsident Bailly unter Beihilfe des praktischen Guillotin und anderer im Ballhause Rue St. François einen Versammlungsraum gefunden habe. Dahin ziehen nun zornentbrannt die Gemeinen, heiser krächzend, in langgedehnten Reihen wie Kraniche auf ihrem Wanderzuge. –

Ein seltsames Schauspiel, das Alt-Versailles hier in der Rue St. François bietet! Ein kahler Ballplatz, wie ihn Bilder aus jener Zeit darstellen: vier kahle Wände, oben eine Art ärmlichen Schirmdaches aus Holz, und eine herumlaufende, bedeckte Zuschauergalerie. Im Innern erschallt jetzt kein müßiges Jauchzen, kein Aufschlagen von Ball und Ballholz, sondern das tobende Lärmen einer entrüsteten Volksvertretung. die man, o der Schmach, hierher verbannt hat! Indessen schaut eine förmliche Wolke von Zeugen vom hölzernen Wetterdache, von der Mauerkrönung, vom anstoßenden Dach und Schornstein des Nachbarhauses auf sie herab, während ihnen aus allen Stadtvierteln unter leidenschaftlichen, lauten Segenswünschen immer neue Zeugen zuströmen. Ein Tisch zum Schreiben läßt sich herbeischaffen; ebenso ein Stuhl, nicht

zum Sitzen, sondern, um darauf zu stehen. Die Sekretäre lösen die Schnüre von ihren Aktenbündeln; Bailly hat die Versammlung eröffnet.

Der erfahrene Mounier, kein Neuling in solchen Angelegenheiten, d. h. in parlamentarischen Revolten, die er als Augenzeuge erlebt oder von denen er gehört hat, hält es für angezeigt, daß man sich in Anbetracht der traurigen und drohenden Umstände durch einen Schwur verbinde. – Allgemeiner Beifall folgt, als ob das in aller Herzen glimmende Feuer Luft bekäme. Der Eid wird aufgesetzt und vom Präsidenten Bailly verlesen – und zwar mit so volltönender Stimme, daß die Wolke von Zeugen, ja selbst die Außenstehenden ihn vernehmen und brüllend erwidern. Sechshundert Hände, die des Präsidenten mit eingeschlossen, erheben sich, um Gott im Himmel zum Zeugen zu nehmen, daß sie sich um keines Menschen auf Erden willen trennen, sondern aller Orten, unter allen Umständen, wo immer zwei oder drei zusammenkommen könnten, versammeln wollten, bis sie die Verfassung zustande gebracht hätten. Ja, Freunde, bis die Verfassung fertig ist. Das ist eine langwierige Aufgabe. Inzwischen unterzeichnen sechshundert Hände, was sie geschworen haben; sechshundert bis auf eine, die des einen königstreuen Abdiel, der durch diesen einzigen Lichtpunkt noch heute nennens- und bemerkenswert bleibt; es ist die Hand des armen »M. Martin d'Auch aus Castelnaudary in Languedoc«. Man gestattet ihm zu unterschreiben oder die Unterschrift zu verweigern, ja man schützt ihn vor der »Zeugenwolke« durch die Erklärung, »sein Verstand habe gelitten«. Um vier Uhr sind alle Unterschriften beigefügt; eine neue Versammlung wird auf Montag früh vor der Séance Royale festgesetzt; damit unsere hundertneunundvierzig Deserteure von der Geistlichkeit nicht unberücksichtigt bleiben, wollen wir »in der Barfüßerkirche oder sonstwo« zusammenkommen und hoffen, daß die Hundertneunundvierzig sich uns anschließen – und nun ist es Zeit zum Speisen zu gehen.

Das ist die Sitzung im Ballhaus, jene berühmte Séance du Jeu de Paume, deren Ruf in alle Länder gedrungen ist, das ist Merkur

de Brézés Auftreten als Deus ex machina und die Frucht, die es trägt. Das Lachen der Hofschranzen in der Versailler Allee hat sich in kleinmütiges Schweigen verwandelt. Glaubte denn der wahnwitzige Hof samt dem Siegelbewahrer Barentin, samt Triumvirat und Compagnie, daß sie sechshundert Nationaldeputierte, die mit einer National-Verfassung schwanger gehen, mit dem weißen oder schwarzen Stabe eines Oberceremonienmeisters auseinanderjagen könnten wie ebensoviel Federvieh an der Scheunenthür, das so gut wie mit nichts schwanger geht? Das Federvieh dort fliegt gackernd davon, aber Nationaldeputierte wenden ihr Löwenantlitz ab und schwören mit erhobener Rechten einen Eid, der die vier Enden Frankreichs erzittern macht.

Präsident Bailly hat sich mit Ehren bedeckt, die nicht unbelohnt bleiben sollen. Die Nationalversammlung ist nun doppelt und dreifach die Versammlung der Nation, nicht nur als Streiterin und Märtyrerin, sondern auch als Siegerin, die man zwar beschimpfen, aber nicht entehren kann. Paris ergießt sich noch einmal hinaus, um grimmen Blickes Zeuge der Séance Royale zu sein, die durch einen neuen glücklichen Zufall bis Dienstag verschoben wird. Die Hundertneunundvierzig, darunter sogar Bischöfe, haben Muße gehabt, alle wie in Prozession abzuschwenken und sich feierlich mit den Gemeinen zu vereinigen, die ihrer harrend in der Kirche sitzen. Die Gemeinen begrüßen sie mit Jubelrufen, Umarmungen, ja, unter Thränen; steht doch ein Kampf auf Leben und Tod bevor.

Was die Sitzung betrifft, so scheinen die Tischler zwar das Podium vollendet zu haben, alles übrige aber bleibt unvollendet. Kleinlich, ja verhängnisvoll war das Ganze. König Ludwig tritt durch ein Meer des grimmig schweigenden, über so manches erbitterten Volkes herein – herrscht doch auch bitteres Regenwetter – und tritt zu dem gleichfalls grimmig schweigenden dritten Stand herein, der beim Warten unter den niederen Thüren der Rückseite naß geworden ist, während Hof und Privilegierte vorn hereingekommen sind. Der König und der Siegelbewahrer (Necker ist nicht erschienen) geben nicht ohne Langatmigkeit die Entschließungen der

königlichen Brust bekannt. Die drei Stände *sollen getrennt* abstimmen. Dagegen kann Frankreich bedeutender konstitutioneller Segnungen, die einzeln in den fünfunddreißig Artikeln aufgezählt sind, gewärtig sein; bei ihrer Verlesung wird unser Siegelbewahrer ganz heiser. Können sich die drei Stände, fügt der König noch einmal aufstehend hinzu, über die Durchführung dieser fünfunddreißig Artikel unglücklicherweise nicht einigen, so will ich es allein thun: »seul je ferai le bien de mes peuples«, Worte, denen man auch den Sinn unterlegen kann: Ihr streitsüchtigen Deputierten der Generalstände, ihr werdet voraussichtlich nicht lange mehr hier sein. Für heute aber soll sich alles zurückziehen und morgen früh jeder Stand in seinem besonderen Zimmer fleißig an die Arbeit gehen. So lautet die königliche Entscheidung: markig und klar. Und dann ziehen König, Gefolge, Adel und die Mehrheit des Klerus hinaus, als wäre alles aufs Schönste erledigt.

Diese also ziehen durch die grimmig schweigenden Massen des Volkes hinaus; die Deputierten der Gemeinen aber ziehen nicht mit, sondern stehen unschlüssig, was sie thun sollen, in düsteres Schweigen versunken da. Ein Mann unter ihnen ist aber entschlossen, *einer* unter ihnen hat Mut und Urteil. Es ist König Mirabeau, der in diesem Augenblick die Tribüne besteigt und seine Löwenstimme erhebt. Fürwahr ein Wort zu rechter Zeit; denn in solchen Fällen ist der Augenblick die Mutter von Jahrhunderten! Wäre Gabriel Honoré nicht hier gewesen – so hätten die Gefahren, die sich gähnend ringsum aufthaten, die Gemeinen in Schrecken gesetzt, die Blässe des einen hätte auch den anderen erbleichen gemacht, einer nach dem anderen hätte sich hinausgeschlichen, und die ganze europäische Geschichte hätte eine andere Wendung genommen. – Er ist aber da. Horcht auf das Brüllen dieser königlichen Urwaldsstimme, die zuerst mit leisem Bedauern anhebt und dann schnell zum Sturmesbrausen anschwillt. An dem Feuer seiner Augen entflammen sich die Augen aller anderen: – Nationaldeputierte seien von der Nation entsandt, sie hätten einen Schwur gethan, sie … – doch siehe, während des Löwen Stimme

am lautesten brüllt, was für eine Erscheinung taucht da auf? Es ist der Götterbote de Brézé, der irgend etwas murmelt. »Heraus mit der Sprache!« rufen mehrere. »Meine Herren« kreischt sich wiederholend de Brézé, »Sie haben die Befehle des Königs vernommen.« Mirabeau blitzt ihn mit seinen feuerflammenden Augen an und schüttelt die schwarze Löwenmähne: »Ja, mein Herr, wir haben gehört, was man dem König zu sagen geraten hat; Sie aber, Sie können nicht den Dolmetsch seiner Befehle gegenüber den Generalständen spielen; Sie, der Sie hier weder Sitz noch Stimme haben, Sie sind nicht der Mann, uns daran zu erinnern. Gehen Sie, mein Herr, und sagen Sie Ihren Auftraggebern, daß wir hier durch den Willen des Volkes sind und daß nur die Gewalt der Bajonette uns von hier fortbringen wird.« – Darauf verschwindet schlotternd und zitternd der arme de Brézé aus der Nationalversammlung und zugleich (abgesehen von einem ganz vorübergehenden Auftauchen wenige Monate später) endgültig auch aus der Geschichte! – Unglückseliger de Brézé, verurteilt im Gedächtnisse der Menschheit noch Jahrhunderte hindurch als eine solche Jammergestalt, mit dem weißen Stabe in der zitternden Hand, fortzuleben! Er hing an der Etikette, die sein irdisches Glaubensbekenntnis ausmachte, er war ein Märtyrer des Personenkultus. Kurze wollene Mäntel durften der Majestät so lange nicht die Hand küssen, als es die sammetenen Mäntel thaten. Ja, war er nicht kürzlich, als der arme kleine Dauphin tot dalag und eine der feierlichen Abordnungen kam, so gewissenhaft, sogar dem *Leichnam* des Dauphins die Meldung zu erstatten: »Monseigneur, eine Deputation der Generalstände!« Sunt lacrimae rerum. –

Was thut aber das Oeil de Boeuf jetzt, da de Brézé zitternd zurückkehrt? Entsendet es jene Gewalt der Bajonette? Mit nichten. Gespannt auf das, was vorgeht, haben sich die Fluten der Volksmenge noch nicht verlaufen, ja sie stürzen und ergießen sich unter lautem Wogenschwall selbst in die Schloßhöfe; denn das Gerücht ist entstanden, Necker solle entlassen werden. Das Allerschlimmste aber ist, daß die Gardes français zum Eingreifen nicht Lust zu

haben scheinen: »Zwei Compagnien von ihnen *schießen nicht* trotz des erteilten Befehles.« Necker wird für sein Wegbleiben aus der Séance mit stürmischen Rufen verlangt und im Triumph heimgeführt werden; man darf ihn nicht entlassen. Seine Gnaden von Paris dagegen muß mit eingeschlagenen Kutschenfenstern fliehen und verdankt sein Leben nur dem rasenden Fahren. Es wäre wohl besser, die Gardes-du-Corps, die ihr ausmarschieren ließet, wieder einrücken zu lassen; an ein Entsenden von Bajonetten ist gar nicht zu denken.

Statt Soldaten sendet das Oeil de Boeuf Zimmerleute, um das Podium zu entfernen. Vergebliche List! In wenigen Minuten hören sogar die Zimmerleute auf, an dem Gerüste herumzuschrauben und zu klopfen: Den Hammer in der Hand, stehen sie darauf und lauschen offenen Mundes. Der dritte Stand erklärt, daß er nichts anderes sei, gewesen sei und sein werde als eine Nationalversammlung, die überdies unverletzlich sei, da alle ihre Mitglieder unverletzlich seien: »daß alle Einzelnen oder Genossenschaften, Tribunale, Höfe oder Ausschüsse, die jetzt oder in Zukunft, während oder nach der gegenwärtigen Sitzungsperiode es wagen wollten, einen Deputierten zu verfolgen, zur Rede zu stellen, zu verhaften oder verhaften zu lassen, einsperren oder einsperren zu lassen« &c. &c. *der Befehl dazu möge kommen, woher er wolle*, ehrlos, Verräter an der Nation und eines Hauptverbrechens schuldig seien. Nach diesem Beschluß kann man mit der tröstlichen Versicherung des Abbé Sieyès auseinandergehen: »Messieurs, Sie sind heute, was Sie gestern waren.«

Die Hofleute mögen schreien, so viel sie wollen, es ist und bleibt nun einmal so. Ihr gutgeladenes Geschütz hat sich *durchs Zündloch* entladen und sie selbst mit Brandwunden, Verwirrung und häßlichem Ruß bedeckt. Armes Triumvirat, arme Königin, vor allem armer Gemahl der Königin, der es gut meint, hätte er nur überhaupt eine feste Meinung! Thorheit ist die Weisheit, die erst hinterdrein klug ist. Vor wenigen Monaten noch hätten diese fünfunddreißig Konzessionen Frankreich mit einem Jubel erfüllt, der

vielleicht einige Jahre angehalten hätte. Jetzt haben sie keinen Zweck; schon ihre erste Ankündigung wird geringschätzig aufgenommen, und der ausdrücklichen Befehle des Königs achtet man nicht.

Ganz Frankreich ist im Aufruhr; ein Meer von Menschen, wohl »an die Zehntausend«, wogt »den ganzen Tag im Palais Royal auf und ab«. Der Rest des Klerus und außerdem achtundvierzig vom Adel, unter ihnen Orléans, sind zu den siegreichen Gemeinen übergegangen – die sie natürlich »mit Beifall« empfangen.

Der dritte Stand triumphiert, die Stadt Versailles umjubelt ihn; »die Zehntausend« wirbeln »den ganzen Tag im Palais Royal«, ja ganz Frankreich steht auf den Zehen und ist auch schon dem Wirbel nahe. Das Oeil de Boeuf mag sich in acht nehmen. Was König Ludwig anbelangt – der wird den Schimpf ruhig hinnehmen, wird Zeit zu gewinnen suchen und schweigen; denn für den Augenblick will er um jeden Preis Frieden haben. Man schrieb Dienstag, den 23. Juni, als er im entschiedensten Tone seinen königlichen Befehl aussprach; – die Woche ist noch nicht um, und schon hat er an den noch übrigen halsstarrigen Adel geschrieben, auch er möge ihm den Gefallen thun und nachgeben. D'Espréménil hat seinen letzten Zornausbruch, Tonne Mirabeau »zerbricht seinen Degen« und thut ein Gelübde – das er wohl hätte halten können! Die »dreigliedrige Familie« ist jetzt also vollzählig, nachdem sich auch der dritte irrende Bruder, der Adel, mit ihr vereint hat; – sein Irren war verzeihlich, und er wird durch die schmeichelnde Beredsamkeit des Präsidenten Bailly so weit als möglich besänftigt.

So triumphiert der dritte Stand; die Generalstände werden zur Nationalversammlung, und ganz Frankreich kann ein Tedeum anstimmen. Durch kluge Unthätigkeit und kluges Aufgeben der Unthätigkeit ist ein großer Sieg errungen. Es ist die letzte Juninacht; auf den Straßen von Versailles begegnet man die ganze Nacht hindurch nur Leuten, die »jubelnd und jauchzend mit brennenden Fackeln umherlaufen«. Vom 2. Mai an, da man die Hand der Majestät küßte, bis zu diesem 30. Juni, da man mit Fackeln

umherläuft, zählen wir acht Wochen und drei Tage. Acht Wochen lang stand der Nationalcarroccio weithin sichtbar und gab gar manches Glockensignal; jetzt, da sich so vieles um ihn gesammelt hat, darf er hoffen, seinen Platz zu behaupten.

## Drittes Kapitel.
## **Der Kriegsgott Broglie.**

Der Hof ist über die erlittene Niederlage empört; aber, was liegt daran? Ein andermal wird es besser gehen. Merkurius stieg vergeblich herab, jetzt ist die Zeit für Mars gekommen. Die Götter des Oeil de Boeuf haben sich in das Dunkel ihres wolkenreichen Ida zurückgezogen und sitzen da, sinnend und schmiedend, was notthut: Mögen es Zettel einer neuen Nationalbank, Kriegsmunition oder Dinge sein, in deren Geheimnis die Menschen niemals eindringen.

Was bedeutet nur dieser Truppenapparat? Die Nationalversammlung kann für ihren Unterstützungs-Ausschuß keinerlei Förderung erlangen; sie muß immer nur hören, daß in Paris die Bäckerläden belagert sind, daß in den Provinzen die Leute schon »von Kleie und gekochtem Grase leben«. Über allen Landstraßen aber lagern Staubwolken von marschierenden Regimentern und nachrollenden Kanonen; fremde Panduren von grimmigem Aussehen, Salis-Samade, Esterhazy, Royal-Allemand, die großenteils aus Fremden bestehen, ziehen, dreißigtausend an der Zahl, – die Furcht steigert sie wohl auf fünfzigtausend –, alle in der Richtung auf Paris und Versailles. Schon sieht man auf den Höhen von Montmartre ein Graben und Schaufeln, das dem Aufwerfen von Wall und Graben verzweifelt ähnlich sieht. Ein Wall von Kanonen an der Sèvresbrücke hemmt das Hinausströmen der Bevölkerung von Paris nach Versailles. Bei den Marställen der Königin stehen Kanonen, die gegen den Saal der Nationalversammlung selbst gerichtet sind. Dröhnende Tritte der Soldaten, die endlos

oder anscheinend endlos um all diese Plätze in totenstiller Nacht schwärmen oder vorüberziehen, »ohne daß man nur einen Trommelschlag oder ein Kommandowort vernimmt«, stören sogar den Schlummer der Versammlung. Was hat das zu bedeuten?

Sollen vielleicht acht oder gar zwölf Abgeordnete, unsere Mirabeaus, Barnaves an der Spitze, plötzlich nach dem Kastell von Ham entführt, die übrigen aber schmachvoll in alle Winde zerstreut werden? Keine Nationalversammlung kann die Verfassung fertig bringen, wenn von den Marställen der Königin her Kanonen ihre Mündungen auf sie richten. Was bedeutet das nur von Kopfnicken und Achselzucken unterbrochene Schweigen des Oeil de Boeuf? Was sinnt und schmiedet man am geheimnisvollen Wolkenthrone des Ida? Solche Fragen muß ja der bestürzte Patriotismus beständig stellen – erhält aber als Antwort nur ein leeres Echo.

Fragen und ein leeres Echo als Antwort sind schon an und für sich schlimm genug: insbesondere aber jetzt, da das fruchtarme Jahr, das von August zu August läuft, immer weiter fortschreitet und immer mehr und mehr ein Hungerjahr wird. Bei »Kleie und gekochtem Grase« haben die Brigands wirklich Veranlassung, sich zusammenzurotten und scharenweise vor Bauern- und Edelhöfen voll Ingrimm zu schreien: *Brot, Brot!* Vergeblich sendet man Soldaten gegen sie; beim Anblick der Soldaten zerstreuen sie sich, verschwinden, als wären sie unter die Erde gesunken, dann aber sammeln sie sich gleich wieder anderswo zu neuem Tumult und neuer Plünderung. Was man von ihnen sieht, ist schon schrecklich genug, um wie viel schrecklicher aber zu *hören*, wie sie sich im Gehirn von fünfundzwanzig Millionen argwöhnischer Seelen abspiegeln. Brigands und Broglie, offenkundige Gährung und widersinnige Gerüchte treiben in Frankreich die meisten Herzen in den Wahnsinn. Was wird das Ende davon sein?

In Versailles haben vor mehreren Wochen die Bürger zu den Waffen gegriffen, neben anderen Zwecken »zur Unterdrückung der Brigands«; – der Militärkommandant mag es sich auslegen, wie er will. Kann das gleiche nicht anderswo, ja überall geschehen?

Vor der wahngeängstigten Phantasie des Patrioten steigt bereits undeutlich als letzter Rettungsanker der Schatten einer Nationalgarde auf. Aber stellt euch vor allem das Holzzelt im Palais Royal vor. Da herrscht ein Chaos, als gingen Welten in Trümmer, hier heult am lautesten die tolle und tollmachende Stimme des Gerüchtes, hier späht der Argwohn am schärfsten in den blassen, trüben Weltstrudel hinein und sieht phantastische Gestalten: drohende, blutdürstige Regimenter, die auf dem Marsfelde lagern, die Auflösung der National-Versammlung, glühende Kanonenkugeln, die Paris einäschern, den sinnlos rasenden Kriegsgott und Bellonas sausende Geißel. Dem ruhigsten Bürger wird es nur zu klar, daß ein Kampf unvermeidlich ist.

Ja unvermeidlich – nicken schweigend Messeigneurs und Broglie. Unvermeidlich und kurz. Mag die Nationalversammlung, in ihrer Verfassungsarbeit gehindert, das königliche Ohr mit Adressen und Vorstellungen ermüden – unsere Kanonen stehen wohl aufgestellt da, und die Truppen sind bereit. Des Königs Erklärung mit ihren fünfunddreißig nur zu großmütigen Artikeln wurde abgegeben, ohne daß ihr derselben Gehör schenktet; sie bleibt aber unwiderrufen, und der König selbst wird sie ausführen, seul il fera!

Was Broglie betrifft, so hat er sein Hauptquartier in Versailles ganz wie auf einem Kriegsschauplatz aufgeschlagen: schreibende Sekretäre, wichtigthuende Stabsoffiziere, die sich mit Vorliebe in Schweigen hüllen, Adjutanten mit Federbüschen, Wachen und harrende oder hin und her eilende Ordonnanzen. Er selbst trägt eine wichtige, undurchdringliche Miene zur Schau, hört wohl mit stillem Lächeln auf die Warnungen und ernsten Ratschläge des Pariser Kommandanten Besenval, der deshalb wiederholt hinauskommt. Die Pariser und Widerstand leisten? rufen verächtlich Messeigneurs. Ja, wie ein Brotpöbel! Fünf Generationen hindurch haben sie sich hübsch ruhig verhalten und allem gefügt. Noch in den letzten Jahren erklärte ihr Mercier, eine Pariser Revolte sei fortan ausgeschlossen. Haltet nur fest an der königlichen Erklärung vom 23. Juni. Die Edlen Frankreichs, tapfer und ritterlich wie ehedem, werden sich

einmütig um uns scharen, und was den dritten Stand betrifft, wie ihr ihn nennt, den wir aber eine Kanaille von ungewaschenen Sansculotten, Schwindlern, Scribifaxen und aufrührerischen Maulhelden nennen – den wird, wenn es notthut, der wackere Broglie mit einer tüchtigen Kartätschensalve (salve de canons) zu Paaren treiben – und zwar gar rasch. – So reden sie auf ihrem wolkenumhüllten Ida, den Menschen ebenso fremd wie die Menschen ihnen.

Eine Kartätschensalve, Messeigneurs, ist ganz gut, allerdings unter einer Bedingung: Der Schütze muß auch aus Metall sein. Zum Unglück ist euer gemieteter Schütze unter Bandelier und Koller aus Fleisch, hat Instinkte, Gefühle, sogar eine gewisse Überlegung. Gerade jene Kanaille, die ihr hinwegblasen wollt, ist seine Sippe, Fleisch von seinem Fleisch, er hat einen Bruder, Vater und Mutter darunter, die von Kleie und gekochtem Grase leben müssen. Selbst sein Liebchen, wenn es noch nicht im Spital gestorben ist, macht ihn seinem Soldatenglauben abwendig und erklärt ihm, der Fluch der Menschen werde ihn treffen, wenn er Patriotenblut vergieße. Der Soldat, der es erlebt hat, wie ihm sein Sold von einem räuberischen Foulon gestohlen, sein Blut von den Soubises oder Pompadours vergeudet wurde, wie ihm die Pforte der Beförderung unerbittlich verschlossen blieb, wenn er nicht adeliger Geburt war: der hat Grund genug zur Klage gegen euch. Eure Sache ist nicht die Sache der Soldaten, sondern, wie es scheint, nur eure eigene; sonst geht sie weder Gott noch Menschen an.

So mag die Welt zum Beispiel vernommen haben, daß man neulich in Béthune zur Zeit, als eine jener »Brotrevolten« ausbrach, wie es deren jetzt so viele giebt, Soldaten aufmarschieren ließ. Als das Kommando: Feuer! ertönte – rührte sich kein Hahn; nur die Musketenkolben wurden zornig gegen den Boden aufgestoßen. Mit finsteren Blicken und unentschlossenen Mienen standen die Soldaten da, bis ein jeder von einem patriotischen Familienvater unter den Arm genommen und eiligst fortgezogen wurde, um bewirtet und mit Liebe überschüttet zu werden; auch ihren Sold hat man durch Subskription erhöht.

Selbst die französischen Garden, das beste Linienregiment, haben jüngst in den Straßen keine große Bereitwilligkeit zum Feuern an den Tag gelegt. Sie kehrten murrend von Réveillon zurück und haben seitdem nicht eine einzige Patrone verschossen, ja, wie wir sahen, nicht einmal auf Befehl. Eine gefährliche Stimmung herrscht unter diesen Garden, die übrigens in ihrer Art merkwürdige Leute sind; der Pythagoräer Valadi war einst einer ihrer Offiziere. Ja, was für harte Köpfe mag es in ihren Reihen unter Dreispitz und Kokarde geben, was für Ideen, von denen die Welt nichts ahnt! Einen der härtesten Köpfe können wir gerade auf den Schultern eines gewissen Sergeanten Hoche erkennen. Lazare Hoche, ein anstelliger Bursche, früher beim Versailler Marstall beschäftigt, ist der Neffe einer armen Kräuterhändlerin; Lesen ist seine Leidenschaft. Er ist jetzt Sergeant Hoche und kann nicht höher steigen; seinen Sold verwendet er auf Nachtlichter und billige Bücher.

Nach alledem scheint es das beste zu sein, die französischen Garden in ihrer Kaserne zu konsignieren. So denkt und befiehlt Besenval. In ihrer Kaserne konsigniert, bilden die Garden einfach einen »Geheimbund« und verpflichten sich, nichts gegen die Nationalversammlung zu unternehmen. Verführt durch den Pythagoräer Valadi, verführt durch Geld und Weiber! rufen Besenval und unzählige andere. Mögen sie wodurch immer verführt sein oder der Verführung gar nicht bedürfen, seht, wie sie am 26. Juni der Konsignierung zum Trotz von ihren Unteroffizieren angeführt, in langen Reihen beim Palais Royal anlangen. Hier werden sie mit Vivats und Geschenken begrüßt, hier trinken ihnen die Patrioten zu, hier erklären sie unter gegenseitigen Umarmungen, daß Frankreichs Sache die ihrige sei! Am nächsten Tage und den folgenden wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Und was das Seltsamste ist, außer dieser patriotischen Kundgebung und der Mißachtung des Konsignierungsbefehles legen sie die »strengste Pünktlichkeit an den Tag«.

Sie werden verdächtig, diese Garden. – Man sperrt elf Rädelsführer von ihnen in der Abtei ein; eitle Strenge! Die elf Gefangenen

brauchen nur gegen Abend, »durch die Hand eines Unbekannten«, eine Zeile in das Café de Foy gelangen zu lassen, wo der Patriotismus eben am lautesten vom Tische herab die Zuhörer haranguiert. »Zweihundert junge Leute, die bald auf viertausend anwachsen«, mit tüchtigen Brecheisen ausgerüstet, wälzen sich nach der Abtei, sprengen die Thüren und tragen ihre Elf samt anderen Opfern des Militarismus heraus: erst zum Abendessen im Garten des Palais Royal, dann ins Théâtre des Variétés, wo sie wohnen und »in Feldbetten schlafen sollen«, da bis jetzt noch kein anderes Nationalprytaneum zur Verfügung steht. Und dies alles geschieht mit der größten Besonnenheit, ja diese jungen Leute waren so gewissenhaft, daß sie einen militärischen Gefangenen, der, wie es sich herausstellte, wegen eines wirklichen bürgerlichen Verbrechens eingesteckt war, unter Protest wieder in seine Zelle zurückbrachten.

Warum wurden nicht neue Truppen entboten? Ach, das geschah ja. Neue militärische Streitkräfte sprengten in vollem Galopp, mit gezogenem Säbel heran, »das Volk« aber fiel ihnen ganz sachte in die Zügel, die Dragoner steckten ihre Schwerter in die Scheide, zogen zum Gruße ihre Mützen und saßen unbeweglich wie Dragonerstatuen da – nur den Trunk, den man ihnen anbot, nahmen sie an und »tranken mit größter Herzlichkeit auf das Wohl des Königs und der Nation«.

Und warum, fragt man, thaten Messeigneurs und Broglie, der große Kriegsgott, als sie dies sahen, nicht Einhalt und schlugen einen neuen, was immer für einen neuen Weg ein? Unglücklicherweise konnten sie, wie gesagt, überhaupt nichts sehen. Hochmut, der vor dem Falle geht, eine blinde Wut, die zwar verzeihlich und ganz natürlich, aber unvernünftig war, hatte ihre Herzen verstockt und ihre Köpfe erhitzt, und so stürzen sie mit Schwachsinn und Gewalt (einem schlimmen Gespann) ihrem Verhängnis entgegen. Alle Regimenter sind doch nicht französische Garden oder durch den Pythagoräer Valadi verführt: laßt also frische, unverführte Regimenter kommen: Royal-Allemand, Salis-Samade, das Schweizerregiment Chateau-Vieux; die können fechten, aber kaum

sprechen – außer in ihren deutschen Gutturallauten; laßt Soldaten marschieren und die Straßen von rollenden Kanonen erdröhnen; der König muß eine neue Sitzung halten – und dort Wunder wirken! Die Kanonensalve kann, wenn es notthut, zum Gewittersturm werden!

Sollen es unter diesen Umständen die hundertundzwanzig Wahlmänner von Paris nicht für zweckmäßig erachten, sich noch ehe es glühende Kugeln regnet, täglich wieder als »Wahlklub« zu versammeln, obwohl ihr *Cahier* längst abgeschlossen ist? Ihre erste Versammlung findet in einer Taverne statt, wo ihnen »eine große Hochzeitsgesellschaft gerne Platz macht«; aber seit kurzem tagen sie im Hôtel de Ville. Flesselles, der Vorsteher der Kaufmannschaft, hat es samt seinen vier Schöffen nicht verhindern können; so groß war die Macht der öffentlichen Meinung. Er, seine Schöffen und die sechsundzwanzig Stadträte, die alle von *oben* ernannt sind, mögen wohl schweigend in ihren langen Talaren dasitzen und mit scheuen Augen diesem Vorspiel zu einer von *unten* kommenden Erschütterung zusehen und überlegen, wie sie selbst dabei fahren werden!

## Viertes Kapitel.
## **Zu den Waffen!**

So schwebt in diesen schwülen Julitagen das ungewisse Verhängnis drohend über allem. Marats durch die Presse veröffentlichter eindringlicher »Rat« geht dahin, sich vor allem jeder Gewaltthat zu enthalten. Trotzdem stecken die hungrigen Armen bereits die Mautschranken, wo man von Lebensmitteln Zoll erhebt, in Brand und schreien lärmend nach Brot.

Es ist am Morgen des 12. Juli, eines Sonntags. In allen Straßen sieht man ungeheuere Plakate, De par le Roi, »welche die friedlichen Bürger auffordern, zu Hause zu bleiben«, sich nicht zu ängstigen und sich nicht in Gruppen anzusammeln. Warum? – Was bedeuten diese »ungeheuren Plakate«? Was bedeutet vor allem

dies Militärgerassel? Dragoner und Husaren sprengen aus allen Richtungen der Windrose gegen den Platz Ludwig des Fünfzehnten, alle mit dem Ausdruck ernster Ruhe, obwohl man sie nur mit Spottnamen, Geschrei und sogar Steinwürfen empfängt. Besenval befindet sich bei ihnen. Seine Schweizer Garden sind bereits mit vier Geschützen auf den Elysäischen Feldern.

Dringen also die Männer der Vernichtung wirklich auf uns ein? Von der Sèvres-Brücke bis zum weit entlegenen Vincennes, von St. Denis bis zum Marsfelde sind wir umzingelt. Furcht vor dem Ungewissen, Unbekannten erfüllt jede Brust. Das Palais Royal ist ein Ort jäher Schreckensrufe und schweigenden Kopfschüttelns geworden: Man kann sich denken, wie schauerlich dort die Mittagskanone (welche die Sonne beim Passieren des Meridians entzündet) erdröhnt: bedeutungsvoll, als spräche die Stimme des Weltgerichtes. Sind die Truppen wirklich nur »gegen Brigands« aufgeboten? Wo sind diese Brigands? Welch Geheimnis liegt in der Luft? – Horch, eine menschliche Stimme verkündet deutlich die Hiobspost: »*Necker, der Volksminister, der Retter Frankreichs, ist entlassen.*« Unmöglich, unglaublich. Verrat an der öffentlichen Sicherheit und Ruhe! Diese Stimme sollte man doch gleich in den Wasserwerken ersticken; – aber der Überbringer der Nachricht war schnell entflohen. Sucht, Freunde, wie ihr wollt, nach Erklärungen, die Nachricht ist doch wahr. Necker ist gegangen. Gehorsam fliegt er in aller Stille seit gestern ununterbrochen gegen Norden. Wir haben ein neues Ministerium: den Kriegsgott Broglie, den Aristokraten Breteuil und Foulon, der einst äußerte, das Volk solle Gras fressen!

Das wird im Palais Royal und im weiten Frankreich böses Blut machen. – Blasse Furcht bedeckt jedes Antlitz, überall herrscht angstvolle Verwirrung, Zittern und Zähneklappern – bis die Angst in Wut übergeht und wilde Stürme entfesselt.

Seht, wie Camille Desmoulins aus dem Café de Foy herausstürzt, mit sybillinischem Angesichte, mit flatterndem Haar, eine Pistole in jeder Hand! Er springt auf einen Tisch; die Polizeiagenten lassen

ihn nicht aus den Augen; lebend sollen sie ihn aber nicht bekommen, eher sollen sie und er das Leben lassen. Diesmal spricht er ohne Stottern: »Freunde, sollen wir sterben wie gehetzte Hasen, wie Schafe, die man mit Hunden in ihre Hürde treibt, die um Gnade blöken, während doch keine Gnade winkt, sondern nur ein geschliffenes Messer ihrer wartet? Die Stunde ist gekommen, die hehrste Stunde der Franzosen, ja der Menschheit, da die Bedrücker ihre Kraft mit den Bedrückten messen wollen, die Stunde in der die Losung heißt: rascher Tod oder Befreiung für immer! Willkommen sei diese Stunde! Uns aber ziemt nur ein Ruf: Zu den Waffen! In ganz Paris, in ganz Frankreich erbrause wie Donnerhall nur der eine Ruf: Zu den Waffen!« – – »Zu den Waffen!« antworten unzählbare Stimmen, als wäre es eine einzige urgewaltige Stimme, die Stimme eines Dämons, der aus den Lüften ruft; aller Augen glühen, aller Herzen flammen bis zum Wahnsinn. – Mit solchen oder noch pakkenderen Worten beschwört Camille in diesem großen Momente die Elementargewalten herauf. »Freunde,« fährt er fort, »wir brauchen ein Zeichen der Zusammengehörigkeit. Kokarden – grüne – die Farbe der Hoffnung.« – Wie ein Heuschreckenschwarm fällt man über die grünen Blätter der Bäume, über die grünen Bänder in den benachbarten Verkaufsläden her – reißt, was nur grün ist, an sich und macht Kokarden daraus. Camille steigt von seinem Tische herab, man erdrückt ihn beinahe in Umarmungen, benetzt ihn mit Thränen, überreicht ihm ein Stückchen grünen Bandes, das er an seinen Hut steckt. – Und nun vorwärts zu Curtius' Bilderladen, auf die Boulevards, nach allen vier Windrichtungen, und nicht geruht, bis Frankreich in Flammen steht!

Frankreich, das so lange vom Winde geschüttelt und gedörrt wurde, hat jetzt wahrscheinlich die richtige Entzündungstemperatur. Der arme Curtius, der, wie wir fürchten, kaum voll bezahlt wurde – hat nicht Zeit, auch nur zwei Worte über seine Bilder zu sagen. Die Wachsbüsten von Necker und Orléans, den Rettern Frankreichs, werden mit Flor umhüllt und wie bei einem Leichenzug oder bei einer Bittprozession, die Himmel und Erde, ja die

Hölle selbst anfleht, von einer bunten Menge davongetragen – als Banner! Kann doch der Mensch mit der ihm eigenen Phantasie nichts oder nur wenig ohne Sinnbilder thun: So blicken die Türken zur Fahne des Propheten empor, so hat man auch hier aus Weidenruten geflochtene *Puppen* verbrannt, und Neckers Portrait hat erst jüngst hoch auf der Stange figuriert.

So marschiert die bunte, stetig anwachsende Menge, mit Äxten, Stäben und allem Möglichen bewaffnet, unter wildem, verworrenem Geschrei durch die Straßen. Schließt alle Theater, stellt alles Tanzen, sei es auf bretternem Boden oder auf dem grünen Rasen in der freien Natur, ein! Statt eines christlichen Sabbaths und des in der Guinguette gefeierten Laubhüttenfestes soll es einen Hexensabbath geben, an dem das rasend gewordene Paris nach der Pfeife Satans tanzen soll! –

Besenval steht mit Kavallerie und Fußsoldaten auf dem Platze Ludwigs XV. Lustwandelnde Sterbliche schlendern bei sinkendem Tage nach Gekose und einem Trunke leichten Weines von Chaillot oder Passy ernster als gewöhnlich heimwärts. Wird die Büstenprozession hier vorbeiziehen? – Da seht sie! Seht aber auch, wie Prinz Lambesc mit seinen Royal-Allemands auf sie einstürmt! Schüsse fallen und Säbelhiebe sausen nieder; die Büsten werden zerhauen und leider auch Menschenköpfe. Eine Prozession, die man mit Säbeln empfängt, kann nichts anderes thun als in alle Straßen, Alleen und gegen die Tuilerien *zerstieben* – und verschwinden. Ein unbewaffneter Mann, seiner Uniform nach einer von der französischen Garde, liegt niedergehauen da. Tragt ihn (oder auch nur die Kunde von ihm) tot und blutüberströmt in seine Kaserne – dort hat er Kameraden, die noch leben!

Aber warum sollst du, siegreicher Lambesc, jetzt nicht auch in den Tuileriengarten, wohin die Fliehenden verschwinden, hineinsprengen? Warum sollst du nicht den sonntäglichen Spaziergängern zeigen, wie mit Menschenblut bespritzter Stahl schimmert, auf daß man sich davon erzähle und es den Menschen noch lange in den Ohren klinge? Klingen? Das geschah wohl, aber leider nicht so,

wie man es wünschte. Bei diesem seinem zweiten oder Tuileriengriff gelingt es dem siegreichen Lambesc, nur einen wehrlosen Mann, einen armen, alten Schulmeister, der dort ganz friedlich herumtrippelte, zu Boden zu werfen – niedersäbeln kann man es nicht nennen, denn er schlug nur mit der flachen Klinge – dann aber wird er selbst durch Barrikaden von Stühlen, durch fliegende Flaschen und Gläser, durch Flüche in Baß und Diskant hinausgetrieben. Es ist eine gar schwere Aufgabe, den Pöbel zu bewältigen; hier kann ein *Zuviel* ebenso verderblich wirken wie ein *Zuwenig*; denn jede dieser Baß- und mehr noch jede dieser Diskantstimmen, aus der nur Erbitterung und Verzweiflung tönt, wird die ganze Nacht weitertönen. – Zehnfach verstärkt erbraust der Ruf: »Zu den Waffen!« Bei Sonnenuntergang erdröhnen von den Kirchtürmen herab die metallenen Stimmen der Sturmglocken, die Läden der Waffenschmiede werden erbrochen und geplündert, die Straßen gleichen einem lebendigen, schäumenden, sturmgepeitschten Meer.

Das war der Erfolg von Lambescs Angriff auf den Tuileriengarten: kein Schlag heilsamen Schreckens auf die Spaziergänger von Chaillot, nein, im Gegenteil, ein Schlag, der den Wahnsinn und die drei ohnehin nur schlummernden Furien völlig erweckte! Denn jene Eumeniden der Unterwelt, fabelhaft und doch so wahr, die immer in der dunklen Tiefe der menschlichen Natur ruhen, können jederzeit, ihre düsteren Fackeln schwingend und ihr Schlangenhaar schüttelnd, ihren Tanz beginnen. – Lambesc reitet unter Flüchen als Marschmusik mit seinen Royal-Allemands in seine Kaserne und wie ein Geistesgestörter wieder zurück: da stürzen in der Chaussée d'Antin finsteren Blickes und unter Verwünschungen französische Garden rachedürstig aus ihrer Kaserne auf ihn los, überschütten ihn mit einem Hagel von Geschossen, die töten und verwunden – und er darf ihn nicht erwidern, sondern muß weiterreiten.

Ratlos ist der Kopf unter dem Federhut. Wenn die Eumeniden erwachen, Broglie aber keine Befehle erteilt, was kann dann ein Besenval thun? Als die Gardes français, die noch nach Rache

dürsten, mit Freiwilligen des Palais Royal sogar bis zum Platz Ludwigs XV. vorgedrungen sind, finden sie dort weder Besenval, Lambesc mit seinen Royal-Allemands, noch überhaupt einen Soldaten. Alle militärische Ordnung ist dahin. Auf dem weitentlegenen, östlichen Boulevard St. Antoine langen nach einem scharfen Tagesritt staubig und durstig die Chasseurs Normandie an; sie können aber keinen Quartiermeister finden, sie sehen keinen Weg in dieser Stadt der Verwirrung, können nicht zu Besenval gelangen, ja nicht einmal seinen Aufenthalt erfahren; – und so muß das Regiment Normandie trotz Staub und Durst dort bivakieren – höchstens verhilft ihm irgend ein Patriot durch guten Rat zu einem Trunke.

Wütende Volkshaufen scharen sich um das Stadthaus und rufen: »Waffen! Befehle!« Die sechsundzwanzig Stadträte sind samt ihren langen Talaren in dem tobenden Chaos untergetaucht – und werden nie wieder auftauchen. Besenval windet sich mühsam zum Marsfeld hinaus, wo er »in der grausamsten Ungewißheit« bleiben muß. Ein Kurier nach dem andern sprengt nach Versailles, bringt aber keine Antwort, ja kaum sich selbst zurück; denn die Straßen sind alle durch Batterien und Pikets und ganze Wagenreihen, die man der Durchsuchung wegen angehalten hat, gesperrt. Das war die einzige Anordnung Broglies; denn das Oeil de Boeuf, das in der Entfernung das wilde Getümmel vernimmt, welches sich wie eine feindliche Invasion anhört, möchte vor allem seinen eigenen Kopf heil erhalten; ein neues Ministerium aber, das erst einen Fuß im Steigbügel hat, kann auch keine Sprünge machen; und so bleibt denn das tolle Paris ganz und gar sich selbst überlassen.

Welchen Anblick bot Paris nach Einbruch der Dunkelheit! Eine europäische Hauptstadt, die, aus ihren alten Fugen und Einrichtungen plötzlich herausgerissen, im Suchen nach Neuem krachend zusammenstürzt. Sitte und Herkommen werden fortan niemand mehr leiten, ein jeder muß nach eigenem Vermögen zu denken beginnen oder denjenigen folgen, welche denken. Siebenhunderttausend Individuen fühlen plötzlich alle ihre alten Pfade,

ihre alten Wegweiser, nach denen sie zu handeln und zu urteilen gewohnt waren, unter den Füßen weichen. Und so stürzen sie sich unter Lärm und Schrecken, ohne zu wissen, ob sie laufen, schwimmen oder fliegen – kopfüber in die neue Ära! Unter Lärm und Schrecken: denn von oben droht der Kriegsgott Broglie übernatürlich mit seinen glühenden Kanonenkugeln, und von unten droht ihnen eine übernatürliche Welt von Brigands mit Dolch und Feuerbrand; Wahnsinn beherrscht die Stunde.

Zum Glück tritt an Stelle der untergetauchten Sechsundzwanzig der Wahlausschuß zusammen und erklärt sich zum »provisorischen Municipalrat«. Am nächsten Morgen wird der Ausschuß den Vorsteher Flesselles mit einem oder zwei Schöffen, die ihn in Vielem unterstützen werden, zu sich entbieten. Für den Augenblick faßt der »provisorische Municipalrat« den überaus wichtigen Beschluß, sofort eine »Pariser Miliz« zu bilden. Macht euch auf, ihr Bezirksvorsteher, arbeitet an diesem großen Werke; wir aber wollen hier als ständiger Ausschuß rührig und thätig sein! Wehrhafte Männer, jede Abteilung in den Straßen des eigenen Bezirkes, sollen die ganze Nacht zu Schutz und Schirm Wache halten. Paris mag sich wenigstens einem kurzen Fieberschlaf hingeben; allerdings stören ihn Fieberträume von »gewaltigen Erschütterungen im Palais Royal«; oder es fährt von Zeit zu Zeit beim Streite uneiniger, sich mißverstehender Patrouillen auf, schaut klopfenden Herzens in seiner Nachtmütze hinaus und erblickt den Feuerschein ferner Barrièren, der blutigrot am nächtigen Himmelsgewölbe aufsteigt.

## Fünftes Kapitel.
## **Gebt uns Waffen!**

Am Montag ist die ungeheuere Stadt erwacht, nicht zu ihrer Werktagsbeschäftigung, nein, zu ganz anderer Arbeit. Der Arbeiter ist zum Kämpfer geworden und hat nur ein Bedürfnis: Waffen. Alle

Gewerbe stehen still, bloß in der Werkstätte des Schmiedes, der grimmig seine Piken hämmert, und in der Küche des Garkochs, der schnellbereitete Speisen liefert – denn bouche va toujours –, herrscht Thätigkeit. Frauen nähen auch Kokarden, nicht mehr in *Grün* – da dies die Farbe der Artois ist, so hat das Stadthaus Einsprache erheben müssen –, sondern in *Rot* und *Blau*, unseren alten Pariser Farben, die vereint mit dem konstitutionellen *Weiß* die berühmte *Tricolore* bilden, welche (wenn die Prophezeiung nicht trügt) »die Runde um die Welt machen wird«.

Alle Läden, ausgenommen die der Bäcker und Schankwirte, sind geschlossen. Paris ist auf den Straßen, in denen es rauscht und schäumt wie Wein in einem Venetianerglase, in das man Gift geträufelt hat. Wie rasend erschallen auf Befehl von allen Türmen die Sturmglocken. Gebt uns Waffen, ihr Wahlherrn-Stadträte, gebt uns Waffen, Flesselles du und deine Schöffen. Flesselles giebt, was er vermag: trügerische, vielleicht hinterhältige Versprechungen vom baldigen Eintreffen von Waffen aus Charteville, und Befehle, bald da, bald dort nach Waffen zu suchen. Auch die neuen Stadträte geben, was sie können, etwa dreihundertsechzig unbrauchbare Feuerschlösser, die frühere Ausrüstung der Stadtwache: »Ein Mann in Holzschuhen und ohne Rock ergreift sofort eines von ihnen und zieht auf Wache«. Auch an die Schmiede ergeht, wie erwähnt, der Befehl, aus Leibeskräften Piken zu machen.

Die Häupter der Bezirke beraten sich in fieberhafter Aufregung, während ihre Untergebenen wie toll umherstreichen und gierig nach Waffen suchen. Im Stadthause gab es, wie wir sahen, nur eine geringfügige Menge unschädlicher Gewehre. Im sogenannten Arsenal liegt nun Rost, Plunder und Salpeter – noch dazu bewacht von den Kanonen der Bastille. Seiner Majestät Rumpelkammer, Garde-Meuble genannt, wird erbrochen und ausgeplündert: Wandteppiche und Tand aller Art giebt es da genug, aber einen ganz unbedeutenden Vorrat an brauchbaren Waffen. Zwei silberne Kanonen, ein altes Geschenk des Königs von Siam an Ludwig XIV. sind da; das vergoldete Schwert des guten Heinrich,

alte Ritterrüstungen und Waffen. In Ermangelung von etwas Besserem greift der bedürftige Patriotismus gierig auch nach diesen. Die siamesischen Kanonen rollen einem Zwecke entgegen, für den sie wohl nicht bestimmt waren. Unter verschiedenen Gewehren sieht man Turnierlanzen, fürstliche Helme und Panzer glänzen zwischen schäbigen Hüten – wie es eben nur in einer Zeit möglich ist, in der alle Zeiten mit allem, was sie besaßen, plötzlich kunterbunt durcheinandergeworfen werden.

In St. Lazare, einem ehemaligen Lazarett, jetzt einer Besserungsanstalt unter geistlicher Leitung, findet sich keine Spur von Waffen, dagegen in offenbar sträflicher Menge Korn. Heraus damit auf den Markt bei diesem großen Getreidemangel! Himmel, es genügen kaum zweiundfunfzig Wagen, um es zur Halle aux bleds zu bringen! Fürwahr, ehrwürdige Väter, eure Scheune war gut gefüllt, eure Vorratskammer voll, übervoll euer Weinkeller, ihr Verschwörer, die ihr die Armen zur Verzweiflung treibt, ihr verräterischen Brotwucherer!

Vergebens ist alles Protestieren, alles kniefällige Bitten. Das Haus des heiligen Lazarus giebt seine Habe nicht unter Protestieren heraus. Seht, wie es aus jedem seiner Fenster unter Geheul und Gebrüll ein wirres Durcheinander von Hausrat und tausenderlei Dingen auswirft; selbst der Kellerboden trinkt Wein; – endlich steigen, wie es in solchen Fällen natürlich ist, auch Rauchwolken auf. Nach der Behauptung einiger haben die an jeder anderen Rettung verzweifelnden Lazaristen das Feuer selbst gelegt; so ging die Anstalt in Flammen auf und verschwand von dieser Erde. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß ein hier ertappter »Dieb« (mochte er nun von Aristokraten angestiftet sein oder nicht) »auf der Stelle gehängt wurde«.

Schaut auch nach dem *Châtelet*gefängnis. Das Schuldgefängnis *La Force* wird von außen erbrochen, und die, welche dort in den Banden der Aristokraten sitzen, werden befreit. Wie die Verbrecher im Châtelet davon hören, »graben auch sie ihr Pflaster auf« und gehen zum Angriff über, gewiß mit bester Aussicht auf

Erfolg – hätte nicht der gerade vorüberziehende Patriotismus »eine Salve gegen diese Verbrecherwelt abgegeben« und sie wieder hinter Schloß und Riegel gebracht. Mit Dieben und Verbrechern hat der Patriotismus keine Gemeinschaft, und heute hinkt die Strafe (wenn sie überhaupt noch hinkt) gewiß mit erschreckender Schnelligkeit dem Verbrecher nach. Zwanzig bis vierzig elende Leute, die man in den Kellern von St. Lazare betrunken am Boden liegen findet, werden mit Entrüstung zum Gefängnis geschleppt; der Schließer hat keinen Platz, und so »hängt man sie«, wie der Bericht lautet, in Ermangelung eines anderen Gewahrsams einfach auf (on les pendit). Ein kurzes, aber bedeutungsvolles Wort, mag es nun wahr sein oder nicht.

Unter solchen Umständen trifft der Aristokrat und der unpatriotische Reiche seine Vorbereitungen zur Abreise. Sie soll ihm nicht gelingen. Eine Streitkraft in Holzschuhen hat sich aller Barrièren, der verbrannten und nichtverbrannten bemächtigt; dort wird alles, was herein oder hinaus will, angehalten und zum Stadthaus geschleppt: Kutschen, Karren, Geschirr, Hausgeräte, »mancher Sack Mehl«, endlich sogar »Schafe und Rinder« überfüllen den Grèveplatz.

Und so brüllt, tobt und blökt es; Trommeln wirbeln, Glocken tönen, Ausrufer rennen mit Handglocken herum und schreien: »Oyez, oyez, alle Mann in ihren Bezirk zur Einschreibung!« Die Wehrmänner der Bezirke sind in Gärten, auf offenen Plätzen versammelt und werden in Freiwilligentrupps eingeteilt. Noch ist keine glühende Kugel aus Besenvals Lager herübergeflogen, im Gegenteil, es treffen fortwährend Deserteure mit ihren Waffen ein – und jetzt, o Freude aller Freuden! gegen zwei Uhr nachmittags haben die Gardes français, die nach St. Denis Marschbefehl erhalten hatten, rundweg den Gehorsam verweigert und sind wie ein Mann herübergekommen! Das ist mehr wert als vieles Andere. Dreitausendsechshundert der besten Streiter mit vollständiger Ausrüstung, sogar mit Kanonieren und Geschützen! Die Offiziere blieben allein zurück; sie konnten nicht einmal erreichen, daß man

die Kanonen vernagelte. Nun darf man auch hoffen, daß selbst die Schweizer, Château-Vieux und die anderen, es sich überlegen werden zu kämpfen.

Unsere Pariser Miliz, die man, wie einige meinen, Nationalgarde benennen sollte, wächst nach Herzenswunsch. Ihre Zahl, die anfangs nur Achtundvierzigtausend betragen sollte, wird sich in wenigen Stunden verdoppeln und vervierfachen: eine unüberwindliche Macht, hätten wir nur Waffen!

Doch seht, da kommen die versprochenen Kisten aus Charleville mit der Aufschrift: *Artillerie!* Sind hier also nicht Waffen genug? – Denkt euch das verblüffte Gesicht der Patrioten, als sie alle Kisten mit Lumpen, Leinwandfetzen, Kerzenstümpfen und Holzspänen gefüllt fanden. Was heißt das, Vorsteher der Kaufmannsgilde? Ebensowenig giebt oder gab es jemals irgend eine Kriegswaffe im Karthäuserkloster, wohin man uns mit schriftlichem Auftrag geschickt hatte. Hier aber auf der Seine liegen in einem Schiffe wohl verborgen unter Theerblachen (ja, wenn der Patriotismus nur nicht eine so feine Spürnase hätte!) fünftausend Pfund Schießpulver, die nicht *herein*, sondern heimlich *hinaus* gehen sollen. Was fällt dir ein, Flesselles? Es ist ein kitzlich Ding, mit uns zu spielen. Die Katze spielt zwar mit der gefangenen Maus; spielt auch die Maus mit der wütenden Katze oder mit dem wütenden Nationaltiger?

Ihr Schmiede im schwarzen Schurze, hämmert unterdessen nur um so flinker mit starkem Arm und willigem Herzen. Schwinget alle Mann für Mann mit mächtigem Schwunge den wuchtigen Hammer, daß es abwechselnd erdröhne, bis der Ambos wankt und klingt, während über euren Köpfen von Zeit zu Zeit die Alarmkanone donnert – denn jetzt hat die Stadt Pulver. Fünfzigtausend Piken werden in sechsunddreißig Stunden angefertigt; urteilt selbst, ob der schwarze Schurz gefeiert hat! Ihr anderen aber, Mann wie Weib, zieht fleißig Laufgräben, reißt das Straßenpflaster auf, stopft Erde in Fässer und baut daraus Barrikaden, stellt auf jede eine freiwillige Wache, schichtet auf Fenstergesimsen und in den oberen Stockwerken Steine auf! Und ihr alten, schwachen Frauen,

haltet siedendes Pech oder wenigstens kochendes Wasser bereit und gießt und schüttet es mit euren alten fleischlosen Armen auf die Royal-Allemands. An kreischenden Verwünschungen werdet ihr es nicht fehlen lassen! – Patrouillen der neugeborenen Nationalgarde streichen die ganze Nacht mit Fackeln durch die im übrigen verödeten Straßen; nur die Fenster sind auf Befehl erleuchtet. Seltsamer Anblick! Eine naphthaerleuchtete Totenstadt, durch die hie und da ein Schwarm aufgescheuchter Geister zieht!

O ihr armen Sterblichen, wie macht ihr euch gegenseitig diese Erde schwer, wie macht ihr euch dieses herrliche, wundervolle Leben furchtbar und schrecklich! Satan wohnt in euren Herzen! Welche Kämpfe, welches Wüten, welcher Jammer erfüllen euer Leben und haben es zu allen Zeiten erfüllt – und am Ende umfängt euch alle die tiefe Ruhe des Grabes, und das salzige Meer ist durch eure Thränen nicht angeschwollen.

Und doch ist es ein erhabener Augenblick, da die erste Freiheitskunde zu uns dringt, da die langgeknechtete Seele – wenn auch anfangs wie geblendet und verwirrt – sich ihrer Banden entledigt, aus dem Dumpfen der Finsternis emporschwingt und bei ihrem Schöpfer schwört, sie wolle *frei* sein, frei? Versteht es recht, *frei* sein ist, bewußt oder unbewußt, das innerste Gebot unseres ganzen Seins. *Freiheit* ist das einzige, weise oder unweise erstrebte Endziel aller Kämpfe, Mühen und Leiden des Menschen auf dieser Erde. Ja, erhaben ist der Augenblick (wenn du ihn erlebt hast), da sich die Freiheit gleich der Erscheinung am flammenumgürteten Sinai uns zum erstenmal auf unserer Pilgerfahrt durch die Wüste zeigt; ihr wird es von nun an weder an einer wegweisenden Wolkensäule bei Tag, noch an einer Feuersäule bei Nacht fehlen. – Wenn uns die Ketten einmal blutig drücken und vergiften, dann ist es schon Etwas, ja sogar etwas Bedeutendes, von »der Bedrückung durch unsere Mitmenschen« frei zu werden. Vorwärts denn, ihr rasenden Söhne Frankreichs, sei es diesem oder jenem Schicksal entgegen! Rings um euch seht ihr nur Hunger, Lüge, Verderbtheit und des Todes weitgähnenden Rachen; wo ihr weilt ist keines Bleibens.

Man kann sich, wenn auch nur unvollkommen, vorstellen, wie Kommandant Besenval diese traurigen Stunden auf dem Marsfelde verbrachte. Rings um ihn her tobt der Aufstand, und seine Leute schmelzen zusammen. Von Versailles erhält er auf die dringendsten Meldungen entweder gar keine oder einmal eine so unbestimmte Antwort, daß sie schlimmer ist als gar keine. Ein Offiziersrat kann nur noch entscheiden, daß es keine Entscheidung mehr giebt; die Obersten melden ihm »unter Thränen«, daß nach ihrer Überzeugung ihre Leute nicht kämpfen werden. Hier grausame Ungewißheit, dort unerreichbar auf seinem Olymp der Kriegsgott Broglie; er steigt nicht im Schreckensgewande herab, läßt nicht seine Kartätschensalven niedersausen, sendet keine Befehle.

Wahrlich im Schlosse von Versailles scheint alles in Geheimnis gehüllt, in der Stadt herrscht überall Lärm, Aufregung, Entrüstung. Die hohe Nationalversammlung tagt in augenscheinlicher Todesgefahr und sucht ihr Trotz zu bieten! Sie hat erklärt, »Necker nehme das Bedauern der Nation mit sich«. Sie hat eine feierliche Deputation mit der dringenden Bitte in das Schloß hinübergeschickt, man möge die Truppen zurückziehen. Vergeblich. Seine Majestät ladet uns mit einer ganz seltsamen Ruhe ein, uns lieber unserer eigenen Aufgabe zu widmen, nämlich die Verfassung fertig zu stellen! Fremde Panduren gehen stolz und gespreizt mit der Miene von Eisenfressern umher; sie schielen nur zu offenkundig nach der Salle des Menus – wenn sich nur nicht auf allen Wegen dahin diese »wild blickenden Gesichter« drängten! Bleibt fest, ihr Senatoren der Nation, ihr Leitsterne eines entschlossenen, wildblickenden Volkes!

Die hohen Senatoren der Nation beschließen, daß wenigstens für die Dauer solcher Zustände die Sitzung permanent sein solle. Dabei ist aber zu bedenken, daß der würdige Lafranc de Pompignan, unser neuer Präsident, den wir zum Nachfolger Baillys ernannt haben, ein von gar mancher Last ermüdeter Greis ist. Er ist der Bruder jenes Pompignan, der so klägliche Betrachtungen über das »Buch der Klagelieder« anstellte:

*Savez-vous, pourquoi Jéremie,*
*Se lamentait toute sa vie?*
*C'est qu'il prévoyait*
*Que Pompignan le traduirait!*

Der arme Bischof Pompignan zieht sich zurück, nachdem er Lafayette als Gehilfen oder Stellvertreter erhalten hat. Dieser sitzt nun in verzweifelter Stimmung als nächtlicher Vicepräsident schlaflos bei ungeputzten Lichtern vor einem dünnbesetzten Hause und wartet, was die Stunden bringen werden.

So steht es in Versailles. – In Paris aber ist der unruhige Besenval, ehe er sich für die Nacht zurückzieht, noch einmal in das nahegelegene *Hôtel des Invalides* zum alten M. de Sombreuil gegangen. Herr von Sombreuil hat dort – es ist ein großes Geheimnis – bei achtundzwanzigtausend Musketen in seinen Kellern liegen, setzt aber kein Vertrauen in die Gesinnung seiner Invaliden. Heute z. B. hat er zwanzig dieser Burschen hinabgeschickt, welche die Musketen zerlegen sollen, damit der Aufruhr ihrer nicht habhaft würde; – in sechs Stunden hatten aber die Zwanzig kaum zwanzig Gewehrschlösser oder Hundsköpfe (*chiens*) abgeschraubt; jeder Invalide seinen Hundskopf! Beim Kommando: Feuer! würden sie, wie er glaubt, ihre Kanonen gegen ihn selbst richten.

Bedauernswerte alte Edelleute im Soldatenrock, jetzt winkt euch kein Ruhm! Auch der alte Marquis de Launay hat schon lange seine Zugbrücken aufgezogen und sich »ins Innere der Feste zurückgezogen«. Unter dem mitternächtlichen Himmel gehen auf den Zinnen hoch über dem Lichtglanz des beleuchteten Paris Schildwachen auf und ab; eine Nationalpatrouille, die des Weges kommt, nimmt sich die Freiheit, nach ihnen zu schießen, »sieben, allerdings erfolglose Schüsse gegen zwölf Uhr nachts«. – Das war der 13. Juli 1789, ein schlimmerer Tag, wie manche sagten, als der letzte 13. Juli; denn damals fiel nur Hagel vom Himmel herab, heute aber steigt die Raserei aus der Hölle herauf, die mehr als die Ernte vernichtet.

In jenen Tagen liegt, wie die Chronologie uns lehrt, hingestreckt in Argenteuil, der alte Hitzkopf Marquis Mirabeau – und hört *nicht* die Lärmkanonen. Eigentlich liegt ja nicht er da, sondern nur sein Leichnam, der für immer taub und kalt ist. Samstag abends war es, da er hier mit seinem letzten Atemzuge den Geist aufgab – und eine Welt verließ, die nie nach seinem Sinne gehen wollte und nun dem Wahnwitz und *allgemeinen Umsturz* entgegenzugehen scheint. Was kümmert das ihn, der jetzt seine lange Reise nach einer anderen, gar fernen Welt angetreten hat? In weiter Ferne steht schweigend in jener Schlucht »von zwei windigen Thälern« das alte Schloß Mirabeau auf seinem schroffen Felsen – jetzt nur der bleiche, gespensterhaft zerrinnende Schatten eines Schlosses. Auch dieser ungeheuere Weltaufruhr und Frankreich, ja selbst die Welt zerrinnt wie ein Schatten auf dem großen, stillen Meeresspiegel, und alles wird sein, wie es Gott will.

Der junge Mirabeau hat sich traurigen Herzens (denn er liebte den mürrischen, tapfern, alten Vater) und in traurige Sorgen versunken, vom Schauplatz der Weltgeschichte zurückgezogen. Die große Krisis vollzieht sich ohne ihn.

## Sechstes Kapitel.
## **Sturm und Sieg.**

Für die Lebenden und Kämpfenden bricht ein neuer Tag, der 14. Juli, an. Unter allen Dächern dieser wahnsinnstollen Stadt drängt der Knoten eines nicht untragischen Dramas der Lösung zu. Welches Hasten und Vorbereiten, welches Drohen und Zittern, welche Thränen, die aus greisen Augen fallen! Meine Söhne, bei der Erinnerung an den Schimpf eurer Väter, bei der Hoffnung auf die Rechte eurer Kinder, heute zeiget euch als Männer. In glühendem Zorne droht die Tyrannei; rettet euch nicht die eigene Rechte, giebt es keine Hilfe für euch. Heute müßt ihr handeln oder sterben.

Vom frühesten Morgen an hat der schlaflose permanente Ausschuß den alten, nun schon rasend und meuterisch klingenden Ruf vernommen: Waffen, Waffen! Vorsteher Flesselles mag wie jeder Verräter unter euch der Charleviller Kisten gedenken. Unser sind einhundertundfünfzigtausend, und kaum der dritte Mann ist auch nur mit einer Pike versehen! Waffen sind das einzige, was wir brauchen; bewaffnet sind wir eine unbezwingbare Nationalgarde, die einer Welt trotzt; unbewaffnet sind wir ein Pöbel, den man mit Kartätschen hinwegbläst.

Glücklicherweise ist es ruchbar geworden – kann doch kein Geheimnis gewahrt bleiben –, daß im Invalidenhaus Musketen verwahrt liegen. Dahin laßt uns ziehen! Der königliche Prokurator M. Ethys de Corny, und was uns der permanente Ausschuß sonst noch an Autorität leihen kann, soll mit uns ziehen. Zwar ist dort Besenvals Lager; aber vielleicht wird er nicht auf uns feuern; und tötet er uns – mehr als sterben können wir nicht.

Ach, der arme Besenval, dem die Truppen unter den Händen zusammenschmelzen, zeigt nicht die geringste Lust zum Feuern! Als er morgens um fünf Uhr, aller Sorgen vergessend, noch traumumfangen in der Militärschule lag, stand plötzlich »eine Gestalt« an seinem Bette »mit leidlich hübschem Gesichte, entzündeten Augen, mit rascher, kurzer Rede und verwegener Miene«; – solch eine Gestalt hat auch von Priamos Lager die Vorhänge weggezogen. Die Botschaft und Warnung der Gestalt lautet: »Widerstand ist hoffnungslos; fließt Blut, dann wehe dem, der es vergießt!« So sprach die Gestalt und verschwand. In ihren Worten lag eine ergreifende Beredsamkeit. Besenval giebt zu, er hätte die Gestalt ergreifen lassen müssen, er habe es aber unterlassen. Wer war wohl diese Gestalt mit den entzündeten Augen und der raschen, kurzen Rede? Besenval weiß es, sagt es aber nicht. War es Camille Desmoulins? Oder der Pythagoreer Marquis Valadi, der durch die »allnächtlichen Aufregungen im Palais Royal« entzündet ist? Die Fama nennt den jungen M. Meillar und schließt dann für immer ihre Lippen über ihn.

Doch seht, wie gegen neun Uhr morgens unsere Nationalfreiwilligen in unermeßlicher Flut südwestwärts nach dem Invalidenhaus strömen, um das eine, was notthut, zu suchen. Unter ihnen sind der königliche Prokurator M. Ethys de Corny und andere Beamte; der Pfarrer von St. Etienne du Mont marschiert ganz und gar nicht als Friedensbote an der Spitze seiner streitbaren Pfarrgemeinde. In ihrer Mitte marschieren auch in ihren roten Röcken die Schreiber der Basoche, jetzt Freiwillige der Basoche, und die Freiwilligen des Palais Royal: – Nationalfreiwillige, die nach Zehntausenden zählen, alle eines Herzens und eines Sinnes. Die Musketen des Königs gehören der Nation; denke nach, alter M. de Sombreuil, ob du sie der Nation in dieser äußersten Not verweigern darfst! Der alte Sombreuil möchte gern unterhandeln und Kuriere senden; umsonst: Die Mauern werden erstiegen, kein Invalide giebt auch nur einen Schuß ab, und die Thore müssen weit auffliegen. Lärmend stürmt die Patriotenschar hinein, durchstöbert alle Zimmer und Gänge von der Schwelle bis zum Dachgiebel und sucht überall wie wahnsinnig nach Waffen. Welcher Keller oder Schlupfwinkel könnte ihrem Auge entgehen? Man findet die Waffen; unversehrt liegen sie da, alle in Stroh verpackt, augenscheinlich um verbrannt zu werden. Gieriger als hungernde Löwen auf die getötete Beute stürzt sich die Menge lärmend und schreiend auf sie, ringt, greift, reißt – so daß schwächere Patrioten eingekeilt und gepreßt werden, Gliederbrüche davontragen und in Gefahr sind, erdrückt zu werden. Und so verwandelt sich unter lang anhaltendem Schmettern, ohrenbetäubender, mißtönender Orchestermusik die Scene, und achtundzwanzigtausend brauchbare Feuerwaffen werden auf den Schultern von ebensovielen Nationalgarden aus dem Dunkel ins helle Tageslicht hinaufgetragen.

Besenval mag nur auf das Blinken dieser Musketen schauen, die an ihm vorüberblitzten. Französische Garden haben angeblich ihre Kanonen auf ihn gerichtet, bereit, im Notfalle von dem anderen Ufer der Seine den Kampf zu eröffnen. Regungslos sitzt er da; ja, wie man sich schmeicheln könnte, überrascht »von der

stolzen Haltung (fière contenance) der Pariser«. Und jetzt nach der Bastille, ihr unerschrockenen Pariser! Dort drohen noch Kartätschen, dorthin wenden sich jetzt aller Schritte und Gedanken.

Der alte de Launay hat sich, wie gesagt, Sonntag bald nach Mitternacht »ins Innere« zurückgezogen; dort weilt er seither in dem traurigsten Widerstreit, in den ihn wie alle Herren vom Militär die Ungewißheit versetzt. Das Stadthaus »ersucht« ihn, Nationalsoldaten einzulassen, ein milder Ausdruck für Übergabe. Er hat jedoch bestimmte Befehle Seiner Majestät. Seine Besatzung besteht nur aus zweiundachtzig alten Invaliden, die durch zweiunddreißig junge Schweizer verstärkt sind; seine Mauern sind zwar neun Fuß dick, auch hat er Pulver und Kanonen – aber leider nur für einen Tag Lebensmittel. Dazu ist die Stadt französisch, und auch die arme alte Besatzung besteht größtenteils aus Franzosen. Strenger de Launay, überlege was du thun wirst!

Seit neun Uhr erschallt den ganzen Vormittag überall der Ruf: Zur Bastille! Wiederholt sind dort »Bürgerdeputationen« gewesen und haben ungestüm Waffen begehrt; de Launay hat sie mit freundlichen Worten durch die Schießscharten abgewiesen. Gegen Mittag wird der Wahlmann Thuriot de la Rosière eingelassen, findet aber de Launay nicht geneigt, sich zu ergeben – ja vielmehr entschlossen, die Festung in die Luft zu sprengen. Thuriot steigt mit ihm auf die Zinnen: da liegen Haufen von Pflastersteinen, altes Eisen und sonstiges Material zum Herabwerfen aufgestapelt, die Kanonen sind alle gehörig gerichtet, an jeder Schießscharte eine Kanone, nur noch ein wenig zurückgeschoben. Aber sieh nur, Thuriot, wie draußen die Massen, durch alle Straßen wogend, heranfluten, während die Sturmglocke wie wahnsinnig läutet und alle Trommeln den Generalmarsch schlagen; – wie *ein* Mann wälzt sich die ganze Vorstadt St. Antoine heran. Das ist eine (zwar gespensterhafte, aber wirkliche) Vision, Thuriot, wie du sie hier in diesem Augenblicke von »deinem Berge der Verklärung« erblickst; sie zeigt prophetisch die anderen Phantasmagorien und laut kreischenden Gespenster der Wirklichkeit, die du zwar noch nicht schaust, aber schauen sollst.

»Que voulez-vous«, sagte de Launay, bei diesem Anblick erblassend, mit vorwurfsvoller, beinahe drohender Miene. »Monsieur«, erwidert Thuriot voll erhabenen Mutes, »was wollen *Sie?* Bedenken Sie, daß ich uns *beide* von dieser Höhe hinabstürzen könnte«, – sagen wir in eine Tiefe von hundert Fuß, den gemauerten Graben nicht mitgerechnet. Darauf verstummte de Launay. Thuriot zeigt sich von einer Zinne, um die argwöhnische, aufrührerische Menge zu beruhigen, steigt dann hinab, richtet an die Invaliden eine Warnung, die nur einen gemischten, unbestimmbaren Eindruck auf sie macht, und entfernt sich unter Protest. – Die alten Köpfe gehören nicht zu den hellsten; außerdem hat angeblich de Launay reichlich Getränke verteilen lassen (prodigue des boissons). Sie wollten, erklären sie, solange es gehe, nicht schießen, wenn man nicht auf sie schieße; übrigens müßten sie sich ganz nach den Umständen richten.

Wehe dir, de Launay, wenn du in einer solchen Stunde zu keinem festen Entschluß kommen, wenn du nicht selbst die Umstände lenken kannst. Freundliche Worte sind fruchtlos, scharfe Kartätschenschüsse sind zweifelhaft, aber das Schwanken zwischen beiden zweifellos das Schlimmste. Immer wilder schwillt die Menschenflut an, immer lauter wird ihr unendliches Murren und steigert sich schließlich zu Verwünschungen, ja sogar zu knatterndem Gewehrfeuer; – freilich kann es an neun Fuß dicken Mauern keinen Schaden anrichten. Man hat die äußere Zugbrücke für Thuriot herabgelassen; auf ihr dringt nun eine neue Bürgerdeputation (die dritte und lärmendste von allen) in den äußeren Hof. Da freundliche Worte sie nicht zum Weichen bringen, läßt de Launay Feuer geben und die Brücke aufziehen. Ein leichtes Sprühfeuer, welches das gar zu leicht entzündbare Chaos in Flammen setzt und zu rasendem Flammenchaos macht. Beim Anblick des eigenen Blutes, denn das Sprühfeuer hat einige Leute getötet, bricht der Aufstand los und entladet sich in unaufhörlich krachendem Gewehrfeuer, in Raserei und Verwünschungen, während von der Höhe der Festung eines der schweren Geschütze dröhnend eine Kartätschenladung abgiebt: um zu zeigen, was wir könnten. Die Bastille ist belagert!

Auf denn, Franzosen, alle, die ihr ein Herz im Leibe habt! Söhne der Freiheit, brüllt alle aus voller Kehle, sie sei aus Knorpel oder Erz, spannt alle eure Körper- und Geisteskräfte bis zum äußersten an – jetzt ist die Stunde der Entscheidung da! Schlag zu, Louis Tournay, Wagner vom Marais, alter Soldat im Regiment Dauphiné, schlag zu auf die Kette der äußeren Zugbrücke, mag auch feuriger Hagel dich umsausen! Nie hat deine Axt solche Streiche auf Speiche oder Felge geführt. Nieder damit, Geselle, nieder damit zur Hölle; die ganze verfluchte Zwingburg stürze nach, und die Tyrannei sei für immer verschlungen! Louis Tournay steht nach einigen auf dem Dache der Wachstube, nach anderen auf Bajonetten, die man in Mauerfugen gesteckt hat, und schlägt mit aller Wucht drein; der wackere Aubin Bonnemère, gleichfalls ein ehemaliger Soldat, leistet ihm Beistand: die Kette giebt nach, bricht, und donnernd stürzt die gewaltige Zugbrücke hinab (avec fracas). Herrlich. Leider sind es erst die Außenwerke. Noch ragen die acht finsteren Türme mit dem Gewehrfeuer der Invaliden, mit den Pflastersteinen und Kanonenschlünden unbeschädigt in die Lüfte; – noch gähnt unüberschreitbar der Graben mit seinen Steinwänden entgegen, noch kehrt uns die innere Zugbrücke den Rücken zu – kurz, die Bastille ist noch zu nehmen.

Die Belagerung der Bastille, die man für eine der wichtigsten in der Geschichte hält, zu beschreiben, übersteigt vielleicht das Talent eines Sterblichen. Könnte man nach endlosem Lesen nur soweit kommen, wenigstens den Plan des Gebäudes zu verstehen. Da liest man aber von einer offenen Esplanade am Ende der Rue St. Antoine, von so vielen Vorhöfen, von Cour Avancée, Cour de l'Orme, von einem gewölbten Thorweg (wo jetzt Louis Tournay ficht), von neuen Zugbrücken, festen Brücken, Wallbastionen und den acht finsteren Türmen: mit einem Worte, von einer labyrinthischen, finster emporragenden Ringmasse jeden Alters, von zwanzig bis vierhundertundzwanzig Jahren – und diese Steinmasse wird jetzt in ihrer letzten Stunde vom wiedergekehrten Chaos belagert! Geschütze jeglichen Kalibers, Kehlen jeglicher Stärke, Leute mit allen Plänen, jeder Mann

sein eigener Ingenieur: Seit dem Kriege zwischen den Pygmäen und den Kranichen hat man wohl selten ein solches Kunterbunt gesehen. Der auf Halbsold gesetzte Elie ist nach Hause geeilt, um seine Uniform anzuziehen; denn in seinem bürgerlichen Gewande fand er keine Beachtung. Der auf Halbsold gesetzte Hulin haranguiert auf dem Grèveplatze französische Garden. Wahnsinnige Patrioten lesen Kartätschenkugeln auf und tragen sie noch heiß (oder scheinbar heiß) zum Stadthause: Seht, Paris soll eingeäschert werden. Flesselles wird »blaß bis in die Lippen«; denn das Brüllen der Menge wird immer stärker. Paris hat den Gipfel der Raserei erreicht und ist an allen Enden von einem panischen, tollen Wahnsinnswirbel erfaßt. An jeder Straßenbarrikade wallt und zischt ein kleiner Strudel und verstärkt die Barrikade – denn Gott allein weiß, was noch kommen kann –, und alle kleinen Strudel wirbeln toll dem großen Feuermahlstrom zu, der die Bastille umbrandet.

Ja, so wogt es und tobt es. Cholat, der Weinhändler, ist unversehens Kanonier geworden. Seht wie der Seemann Georget, der soeben von Brest eingetroffen ist, die Kanone des Königs von Siam bedient. Wie sonderbar! noch in der verflossenen Nacht schlief Georget in seinem Gasthofe; auch die Kanone des Königs von Siam schlief schon an die hundert Jahre, ohne etwas von *ihm* zu wissen. Doch jetzt sind sie im rechten Moment zusammengekommen und lassen eine beredte Musik erschallen. Als Georget hörte, worum es sich handle, sprang er von der Brester Diligence und eilte hierher. Auch die Gardes français werden mit wirklichen Kanonen kommen – wären nur die Mauern nicht gar so dick. Oberhalb der Esplanade blitzt in wagerechter Linie von allen Dächern und Fenstern eine unregelmäßige Sündflut von Gewehrfeuer, aber ohne jeden Erfolg. Die Invaliden liegen flach am Boden und feuern verhältnismäßig ganz behaglich hinter ihren Steinen hervor, kaum daß sie einmal ihre Nasenspitze durch die Schießscharten zeigen. Wir aber schießen und fallen und machen gar keinen Eindruck!

So möge denn das *Feuer* wüten und alles verzehren, was immer brennen mag. Man steckt die Wachstuben und die Speiseräume

der Invaliden in Brand. Ein verrückter Perückenmacher, zwei brennende Fackeln in den Händen, »will den Salpeter des Arsenals« anzünden; zum Glück lief ein Weib laut schreiend davon, und ein Patriot, der doch eine Spur von naturwissenschaftlichen Kenntnissen besaß, benahm ihm (durch einen Stoß mit dem Gewehrkolben auf die Magengrube) den Atem, stürzte die Fässer um und hielt das verheerende Element auf. Eine junge schöne Dame, die man auf der Flucht in einem der äußeren Höfe ergreift und irrtümlich für de Launays Tochter hält, soll vor seinen Augen verbrannt werden. Ohnmächtig liegt sie auf einem Strohsacke; aber wieder stürzt ein Patriot – es ist der wackere Aubin Bonnemère, ein alter Soldat – herbei und rettet sie. Auch Stroh wird verbrannt. Drei Wagenladungen, die man hergezogen hat, gehen in weißem Rauch auf und ersticken beinahe die Patrioten selbst, sodaß Elie mit versengten Brauen den einen Wagen und Réole, der hünenhafte Krämer, den anderen zurückziehen muß. Höllenrauch, babylonische Verwirrung und ein Krachen und Donnern wie am jüngsten Tage!

Schon fließt Blut, Nahrung für neue Wut. Die Verwundeten werden in die Häuser der Rue Cerisaie getragen; die Sterbenden hinterlassen als letztes Vermächtnis die Mahnung nicht zu weichen, bis die verfluchte Zwingburg falle. Aber ach, wie soll sie fallen? Die Mauern sind so dick! Vom Stadthause kommen dreimal Deputationen; Abbé Fauchet, der Mitglied der einen war, kann sagen, welcher fast übernatürliche Mut der Nächstenliebe dazu gehörte. Sie schwenken das Stadtbanner unter dem gewölbten Thorweg, rühren die Trommeln, alles vergeblich; denn bei dem Höllenlärm kann de Launay sie nicht hören und wagt auch nicht, ihnen zu trauen. So ziehen sie denn in gerechtem Zorne ab, während das Pfeifen der Kugeln ihnen noch in den Ohren klingt. Was ist zu thun? Die anwesende Feuerwehr spritzt mit ihren Pumpen auf die Kanonen der Invaliden, um die Zündlöcher naß zu machen; leider können sie nicht so hoch hinauf spritzen und erzeugen nur Wolken von Sprühregen. Leute mit klassischer Bildung schlagen »Katapulten« vor. Santerre, der lungengewaltige Brauer der Vorstadt St. Antoine,

rät dagegen, man solle den Platz durch eine Mischung von Phosphor und Terpentinöl, die man durch Druckpumpen hinaufspritze, in Brand stecken. O Spinola-Santerre, hast du die Mischung zur Hand? Jeder ist sein eigener Ingenieur! Und die Feuersündflut läßt noch immer nicht nach: selbst Frauen und Türken schießen; wenigstens *eine* Frau (mit ihrem Liebsten) und *ein* Türke. Nun sind auch französische Garden mit ordentlichen Kanonen und wirklichen Kanonieren da; sehr geschäftig ist Gerichtsdiener Maillard; Elie und Hulin wüten inmitten von Tausenden.

Wie ruhig tickt Stunde für Stunde die große Uhr im inneren Hofe der Bastille weiter, als ginge nichts vor, was für sie oder die Welt von Bedeutung wäre. Sie schlug eins, als das Feuern begann; jetzt zeigt sie auf fünf, und noch immer läßt das Schießen nicht nach. Tief unten in ihren Verließen hören die sieben Gefangenen dumpfes Getöse, wie von Erdbeben; ihre Kerkermeister geben ihnen auf ihre Fragen nur ausweichende Antworten.

Wehe dir, de Launay mit deinen armen hundert Invaliden! Broglie ist fern und hat taube Ohren; Besenval hört, kann aber kein Hilfe senden. Ein armer auf Rekognoscierung ausgeschickter Trupp Husaren war vorsichtig den Quais entlang bis zum Pont Neuf gelangt. »Wir sind gekommen, uns mit euch zu vereinen«, sagt der Kapitän; denn die Menge scheint zahllos zu sein. Ein zwergartiges, rauchgeschwärztes Individuum mit großem Kopfe, dem es an Verstand nicht fehlt, wackelt heran, öffnet seine blauen Lippen und krächzt: »So steigt ab und liefert eure Waffen aus!« Der Husarenkapitän ist überglücklich, bis an die Barriere geleitet und auf Ehrenwort entlassen zu werden. Und wer war das zwergartige Geschöpf? Man antwortet: Das ist M. Marat, der Verfasser des vortrefflichen, friedenatmenden Avis au peuple! Ja, groß ist für dich, du merkwürdiger Hundedoktor, dieser Tag, an dem du gleichsam neugeboren emportauchst: aber vier Jahre später am gleichen Tage! – doch lüften wir nicht den Schleier der Zukunft.

Was soll de Launay thun? Er hätte nur eines thun können, was, wie er sagte, er auch thun wollte. Stellt ihn euch vor, wie er anfangs

etwa eine Armeslänge vom Pulvermagazine, eine brennende Lunte in der Hand, wie ein alter römischer Senator oder wie ein Lampenträger regungslos dasaß und kaltblütig Thuriot und allen Leuten mit einem bloßen Wink der Augen seinen Entschluß andeutete: Harmlos säße er da, so lange ihm kein Harm geschähe, aber des Königs Festung könne, dürfe, solle oder wolle er auf keinen Fall einem anderen als dem Abgesandten des Königs übergeben. Eines alten Mannes Leben gelte nichts; so sei es wenigstens mit Ehren verloren; – du aber, tobende Kanaille, bedenke, wie es dir ergeht, wenn die ganze Bastille in die Luft fliegt. Man sollte meinen, de Launay hätte wohl in dieser statuengleichen Stellung, die Lunte in der Hand, Thuriot, die roten Schreiber der Basoche, den Pfarrer von St. Stephan und das ganze Gesindel der Welt ihrem Thun und Treiben ruhig überlassen können.

Und trotzdem hat er es nicht über sich gebracht. – Habt ihr schon bedacht, wie das Herz des einzelnen zitternd dem Herzen aller entgegenschlägt? Habt ihr bemerkt, wie allmächtig schon der bloße Ton einer großen Menschenmenge ist? wie ihr Entrüstungsschrei auch eine starke Seele lähmt, wie ihr Hohngeheul mit nie gefühlter Bangigkeit das Innerste der Seele durchdringt? Ritter Gluck gestand, der Grundton der schönsten Stelle in einer seiner schönsten Opern sei der Stimme des gemeinen Volkes abgelauscht; er habe sie in Wien gehört, als das Volk seinem Kaiser Brot! Brot! zugerufen habe. Gewaltig wirkt die Stimme der Menschen in ihrer Vereinigung, sie ist der Ausdruck ihrer *Instinkte*, die aufrichtiger sind als ihre *Gedanken*; sie ist das Mächtigste, dem der Mensch unter all den Tönen und Schatten, die diese Welt der Zeit ausmachen, begegnen kann. Wer ihr widerstehen kann, hat jenseits des Zeitlichen Fuß gefaßt. De Launay vermochte es nicht. Verwirrt schwankt er zwischen zwei Entschlüssen, hofft inmitten der Verzweiflung, übergiebt seine Festung nicht, erklärt, sie in die Luft sprengen zu wollen, ergreift Fackeln, um es zu thun – und thut es nicht. Unglücklicher greiser de Launay, es ist dein und deiner Bastille Todeskampf. Gefängnis, Gefangenschaft und

Gefängniswärter, alle drei müssen ebenso, wie sie bestanden haben, auch enden.

Vier Stunden lang hat dieses Weltirrenhaus, eine feueratmende Welt-Chimäre, gerast. Die armen Invaliden kauern hinter ihren Zinnen oder erheben sich mit umgekehrten Musketen; sie haben aus weißen Tüchern eine weiße Fahne gebunden, beginnen die Chamade zu schlagen oder scheinen es zu thun; denn hören kann man es nicht. Selbst die Schweizer an den Fallgittern, entmutigt durch diese Feuersündflut, scheinen des Schießens müde zu sein; an der Zugbrücke thut sich eine Öffnung auf, wie wenn einer sprechen wollte. Seht Huissier Maillard, den behenden Mann! Auf einer über den Abgrund dieses steinernen Grabens gelegten Diele, die auf der Brustwehr ruht und durch Patrioten festgehalten wird, schwebt er gefahrvoll wie eine Taube dieser Arche zu. Nur rasch vorwärts, gewandter Maillard! einer ist schon gestürzt und liegt zerschmettert am Mauerwerk tief unten! Maillard stürzt nicht, hurtig und unbeirrt schreitet er, die Hand ausgestreckt, weiter. Der Schweizer steckt ein Papier durch die Öffnung; der gewandte Mann erhascht es und kehrt zurück. Bedingungen der Übergabe: Pardon, freier Abzug für alle! Werden sie angenommen? »Foi d'Officier«, antwortet Hulin oder Elie, denn darüber ist man nicht einig, »sie sind angenommen.« Die Zugbrücke sinkt, Maillard steckt den Riegel ein, und die lebendige Sündflut ergießt sich ins Innere: Die Bastille ist gefallen! Victoire! La Bastille est prise!

## Siebentes Kapitel.
## **Keine Revolte.**

Wozu sollen wir bei dem, was nun folgt, lange verweilen? Man hätte Hulins Offizierswort halten sollen, man hat es nicht vermocht. Die Schweizer stehen in Reih' und Glied da, in weiße Leinenkittel verkleidet, die Invaliden ohne Verkleidung, die Waffen sind an die Mauer gelehnt. Die erste Flut der Sieger, trunken vor Freude über

die überstandene Todesgefahr, fällt ihnen um den Hals; aber neue und immer neue Sieger fluten herein, auch sie sind wie trunken, aber nicht von reiner Freude allein. Kurz, es ist eine lebende Sündflut, die sich Hals über Kopf hineinstürzt; hätten sich nicht die Gardes Français in ihrer kaltblütigen Soldatenart, »mit erhobener Waffe umgekehrt«, so wären die Leute selbstmörderisch zu Hunderten und Tausenden in den Bastillegraben hinabgestürzt.

Und so stürmt und wogt es regellos, zügellos durch Hof und Gänge weiter, und im glühenden Wahnsinn des Triumphes, des Schmerzes und der Rache für die Erschlagenen schießt man aus den Fenstern auf die eigenen Leute herab. Den armen Invaliden wird es schlecht ergehen; ein Schweizer im weißen Kittel, der entrinnen will, wird mit tödlichem Stoße zurückgetrieben. Führt alle Gefangenen nach dem Stadthause, daß ihnen der Prozeß gemacht werde! – Ach, einem armen Invaliden hat man bereits die rechte Hand abgehauen, der verstümmelte Körper wird zum Grèveplatz geschleift und dort aufgeknüpft. Die nämliche rechte Hand hat, wie man erzählt, de Launay vom Pulvermagazine zurückgehalten und Paris gerettet.

De Launay im grauen Rocke mit mohnfarbenem Ordensband wird in dem Augenblicke entdeckt, da er sich mit seinem Stockdegen erstechen will. Fort mit ihm zum Stadthause! Hulin, Maillard und andere eskortieren ihn; Elie »mit dem Kapitulationspapier auf seiner Degenspitze« marschiert voran. Von Flüchen und Verwünschungen umheult, gedrängt, gestoßen, ja geschlagen, bewegt man sich weiter, bis schließlich die Eskorte beiseite gestoßen und zu Boden geworfen wird; Hulin sinkt erschöpft auf einem Steinhaufen zusammen. Der unglückliche de Launay! Er wird nicht mehr das Stadthaus betreten, »nur sein blutiger Haarzopf, von blutiger Hand emporgehalten, wird als Siegeszeichen hineingelangen«. Der blutige Rumpf liegt dort auf den Stufen, den abgeschlagenen Kopf trägt man auf einer Pike durch die Straßen – ein grausiger Anblick!

»Freunde, tötet mich schnell!« Das waren de Launays letzte Worte. Auch der barmherzige de Losme muß sterben, obgleich

ihn in dieser Stunde des Schreckens die Dankbarkeit schützend umklammert und für ihn sterben will; – es ist umsonst. Brüder, eure Wut ist grausam. Euer Grèveplatz ist zum Rachen eines brüllenden, blutdürstigen Tigers geworden! Noch ein Offizier wird hingeschlachtet, ein zweiter Invalide am eisernen Laternenpfahl gehängt; nur mit schwerer Mühe und edelmütiger Ausdauer retten die Gardes Français die übrigen. Vorsteher Flesselles, dessen Gesicht schon Todesblässe bedeckt, muß von seinem Amtsstuhl herabsteigen, »um im Palais Royal gerichtet« – ach, nein, um an der ersten Straßenecke von unbekannter Hand erschossen zu werden!

O Juliabendsonne, deine schrägen Strahlen fallen in dieser Stunde auf Schnitter auf friedlichen, waldumsäumten Feldern, auf alte Mütterchen am Spinnrocken in ihrer Hütte, auf Schiffe weit draußen im schweigenden Ocean, auf die Orangerie von Versailles, wo jetzt geschminkte Palastdamen mit Husaren-Offizieren in Waffenrock und Dolman tanzen – sie fallen auch auf diese heulende Höllenpforte des Hôtel de Ville! Selbst der Turm von Babel mit seiner Sprachenverwirrung gäbe kein vollständiges Bild, man müßte noch ein Bedlam mit dem lohenden Brande seiner verheerenden Gedankenverwirrung hinzufügen. Ein endloser Wald drohenden Stahls starrt dem Wahlausschuß entgegen und richtet seine furchtbar-strahlenden Spitzen gegen die Brust dieses oder jenes Angeklagten. Es war ein Kampf der Titanen gegen den Olymp, und sie haben, o Wunder aller Wunder, gesiegt und können es selbst noch kaum glauben; nun rasen sie, wie es nicht anders sein kann. Anklage und Rache und glänzender Triumph, kurz die ganze innere und äußere Welt, alles ein einziger Trümmerhaufen des Wahnsinns!

Das Wahlkomitee? Es würde nicht genügen, wenn es tausend Kehlen von Erz hätte. Abbé Lefèvre, schwarz wie Vulkan, verteilt unten in den Gewölben »jene fünftausend Pfund Pulver«; aber unter welchen Gefahren während dieser achtundvierzig Stunden! Vergangene Nacht bestand ein betrunkener Patriot darauf, über einem dieser Pulverfässer seine Pfeife zu rauchen; hier rauchte er, unbekümmert um die Welt, bis ihm der Abbé die Pfeife »für drei

Franken abkaufte« und sie weit wegschleuderte. In dem großen Saale des Stadthauses, unter den Augen des Wahlausschusses sitzt Elie »mit gezogenem, an drei Stellen verbogenem Schwerte«, mit zerhauenem Helm (denn er hat im Kavallerie-Regimente der Königin gedient), mit zerrissener Uniform, mit versengtem und beschmutztem Gesicht, »einem antiken Krieger vergleichbar«, wie einige meinen. – Er richtet das Volk und stellt eine Liste der Helden der Bastille zusammen. »O Freunde, befleckt nicht mit Blut den grünsten Lorbeer, der je in dieser Welt erobert ward:« das ist der immer wiederkehrende Grundton in Elies Liede; hätte man nur auf ihn gehört! Mut, Elie, Mut, ihr Munizipal-Wahlmänner! Die untergehende Sonne, das Bedürfnis nach Nahrung und Mitteilung des eben Erlebten wird Beruhigung und Zerstreuung bringen; alles Irdische muß ja ein Ende nehmen.

Sieben Gefangene der Bastille, die man auf den Schultern trägt, sieben Köpfe auf Piken, die Schlüssel der Bastille und vieles andere machen die Runde durch die Straßen von Paris. Seht auch, wie die französischen Garden mit gleichmäßigem, militärischem Schritt in ihre Kaserne ziehen, mit ihnen die Invaliden und Schweizer, um die sie gutherzig ein Karree bilden. Ein Jahr und ein Monat ist es her, seit dieselben Männer teilnahmslos mit Brennus d'Agoust beim Palais de Justice standen, als d'Espréménil von seinem Schicksal ereilt wurde; jetzt haben sie teilgenommen und werden teilnehmen, von nun an nicht mehr als Gardes Français, sondern als Centre Grénadiers der Nationalgarde, Leute von eiserner Zucht und Gesinnung, die auch eine gewisse selbstständige Meinung besitzen.

Noch in der Abenddämmerung hört man den dumpfen Donner niederstürzender Bastillensteine; die Papiere aus ihren Archiven fliegen wie Schneeflocken umher. Alte Geheimnisse kommen ans Licht, und lang begrabene Verzweiflung spricht mit vernehmlicher Stimme. Lies nur folgenden Abschnitt eines Briefes: »Wollte Monseigneur mir nur zu meinem Troste um Gottes und der heiligen Dreieinigkeit willen gewähren, daß ich Nachricht von meinem teueren Weibe erhielte, wäre es auch nur ihr Name auf einem Blatt

Papier, zum Beweise, daß sie noch lebt. Es wäre der größte Trost, der mir werden könnte, und ich würde mein Leben lang Monseigneurs Hochherzigkeit und Großmut segnen.« – Armer Gefangener, der du dich selbst Quéret-Démery nennst und keine andere Geschichte hast – dein liebes Weib ist tot, und du bist auch nicht mehr! Fünfzig Jahre sind verflossen, seit dein brechendes Herz diese Bitte stellte, um jetzt zum erstenmal gehört zu werden und noch lange in den Herzen der Menschen fortzuklingen.

Und so geht die Juliabenddämmerung in Nacht über, und Paris muß sich, wie es kranke Kinder und alle überreizten Geschöpfe thun, zuletzt in eine Art von Schlaf schreien. Die Munizipal-Wahlherrn, ganz erstaunt, den eigenen Kopf noch oben zu haben, sind heimgegangen, nur Moreau de Saint-Méry, der Geburt und dem Herzen nach ein Südländer, dabei aber ein Mann von ruhigstem Urteil, soll mit zwei anderen Wahlherrn permanent im Stadthause bleiben. Paris schläft; ein heller Schein liegt über der erleuchteten Stadt, Patrouillen ohne gemeinsames Losungswort ziehen klirrend umher; Gerüchte, beängstigende Kriegsnachrichten sind im Umlauf, ja man spricht sogar von fünfzehntausend Mann, die schon durch die Vorstadt St. Antoine marschieren – die in Wirklichkeit niemals durchmarschierten. Die Erregung des Tages läßt sich am besten daraus beurteilen, daß in der einen Nacht Moreau de Saint-Méry, bevor er von seinem Sitze aufstand, über dreitausend Befehle hinausgab. Was für ein Kopf, nur dem Kopfe Bacons, des Mönches, zu vergleichen! Er faßt ganz Paris. Rasch muß die Antwort sein, sie mag richtig oder unrichtig sein. Außer ihm giebt es in Paris augenblicklich keine andere Autorität. Fürwahr, ein klarer Kopf; – dafür wirst du, wackerer Saint-Méry, in vielen Stellungen, vom hohen Senator bis zum Beamten der Kaufmannsschaft, als Buchhändler und Vicekönig an gar manchen Orten von Virginien bis Sardinien Verwendung finden und immer ein wackerer Mann sein.

Besenval ist in der Dämmerung abmarschiert – »inmitten einer großen herbeiströmenden Menschenmenge«, die ihn aber nicht belästigt; er marschiert die ganze Nacht hindurch, mit immer

langsamerem Schritt am linken Seineufer hinunter – der weiten Ferne zu. Besenval selbst wird in Untersuchung gezogen, zurückkehren und nur mit Mühe freigesprochen werden. Seine königlichen Truppen, sein Regiment Royal-Allemand, sind für immer abgezogen.

Ball und Limonade in Versailles sind zu Ende. In der Orangerie herrscht Stille, welche nur durch den Schrei der Nachtvögel unterbrochen wird. Drüben in der Salle des Menus sitzt bei ungeputzten Lichtern Vicepräsident Lafayette mit beiläufig hundert Mitgliedern, die um ihn her auf den Tischen ausgestreckt liegen, aufrecht da und wacht länger als der große Bär am Himmel. Heute ist eine zweite feierliche Deputation zu Seiner Majestät gegangen, eine zweite und dann eine dritte dazu, aber ohne Erfolg. – Wie wird alles enden?

Am Hofe ist alles Geheimnis; doch flüstert man von schrecklichen Dingen, wenn auch ihr, thörichte Frauen, von Limonade und Epauletten träumt. Seine Majestät der König, den man in glücklicher Unwissenheit gehalten hat, träumt vielleicht von Doppelflinten und den Wäldern von Meudon. Spät in der Nacht erlangt der Herzog von Liancourt, der kraft seines Amtes freien Zutritt hat, Einlaß in die königlichen Gemächer und meldet in seiner gewohnten ernsten, klaren Weise die Hiobspost. Mais c'est une révolte, sagte der arme Ludwig. »Sire«, antwortet Liancourt, »es ist keine Revolte – es ist eine Revolution.«

## Achtes Kapitel.
## **Sie erobern ihren König.**

Am nächsten Morgen ist schon eine vierte Deputation unterwegs nach dem Schloß; sie trägt einen noch ernsteren, feierlicheren, um nicht zu sagen drohenderen Charakter; denn abgesehen von den Orgien in der Orangerie sind, wie es scheint, »alle Kornfuhren angehalten worden«, und Mirabeaus Donner hat auch

nicht geschwiegen. Diese Deputation ist eben im Begriff abzugehen – doch sieh, da tritt der König, nur von seinen beiden Brüdern begleitet, herein, kündigt in seiner ganz väterlichen Weise an, alle Truppen und alle Steine des Anstoßes seien entfernt, und von nun an solle nur Vertrauen, Versöhnung und guter Wille herrschen; er ermächtigt, ja bittet sogar die Nationalversammlung, Paris in seinem Namen dessen zu versichern. Lauter Jubel, wie von Menschen, die plötzlich vom Tode erlöst sind, ist die Antwort. Die ganze Versammlung erhebt sich aus freien Stücken, um seine Majestät zurückzugeleiten, bildet mit den Armen eine Kette, um das übergroße Gedränge von ihm abzuhalten; denn ganz Versailles drängt sich jubelnd heran. Die Schloßmusiker spielen, einer glücklichen Eingebung folgend, das Lied: »*Au Sein de sa famille*«; die Königin erscheint auf dem Balkon mit dem Dauphin und ihrer kleinen Tochter, »die sie wiederholt küßt«; weit und breit erbrausen nicht endenwollende Vivats – und plötzlich ist es, als wäre ein neuer Himmel auf Erden erschienen.

Achtundachtzig hohe Senatoren, darunter Bailly, Lafayette und unser reuiger Erzbischof, fahren, von endlosen Segenswünschen begleitet, mit der großen Botschaft nach Paris. Vom Platze Ludwigs XV., wo sie absteigen, bis zum Stadthause ist der ganze Weg *ein* Meer von dreifarbigen Kokarden, von blanken Nationalmusketen; ein Sturm von Hurras und Händeklatschen, in den sich zeitweilig Trommelwirbel mischen; Reden werden mit dem entsprechenden Feuer gehalten, besonders von Lally Tollendal, dem pietätvollen Sohne des unglücklichen gemordeten Lally; dafür drückt man eine Bürgerkrone (aus Eichenlaub oder Epheu) auf sein Haupt, die er wieder Bailly aufnötigt.

Aber vor allem muß doch die Nationalgarde einen General haben. Moreau de Saint-Méry, der Mann der dreitausend Befehle, wirft einen bedeutungsvollen Blick auf Lafayettes Büste, die schon seit dem amerikanischen Freiheitskriege dastand, worauf unter jubelndem Zuruf Lafayettes Ernennung erfolgt. Ferner soll Präsident Bailly Nachfolger des erschossenen Verräters oder Quasi-Verräters

Flesselles werden – aber nicht als Vorsteher der Kaufmannschaft, nein, als Bürgermeister von Paris! So sei es! Maire de Paris! Maire Bailly, General Lafayette; es lebe Bailly, es lebe Lafayette! Das war die jubelnde Zustimmung, mit der die ganze außen stehende Menge das Himmelsgewölbe zu erschüttern drohte. Und nun laßt uns zum Schluß in die Notre-Damekirche gehen und das Te Deum anstimmen!

So ziehen denn in freudiger Prozession und unter dem Jubel des Volkes diese Regeneratoren des Vaterlandes in brüderlicher Eintracht zur Kathedrale Notre-Dame. Abbé Lefèvre, noch schwarz von seiner Arbeit im Pulvermagazin, geht Arm in Arm mit dem Erzbischof in weißer Stola. Der arme Bailly begegnet unterwegs den Findelkindern, die man geschickt hatte, daß sie vor ihm knieten, und »weint«. Das von unserem Erzbischof celebrierte Te Deum aber wird nicht nur *gesungen*, sondern auch *geschossen*, d. h. mit blinden Patronen; denn unsere Freude ist ebenso grenzenlos, wie es unser Leid zu werden drohte. Paris hat mit seiner eigenen Pike und Muskete, mit seinem eigenen tapferen Herzen selbst die Kriegsgötter bezwungen – und dies jetzt sogar zur Zufriedenheit der Majestät. Noch in der Nacht macht sich ein Kurier zu Necker auf den Weg; der Volksminister, vom König, von der Nationalversammlung und vom Volke zurückberufen, wird unter Jubelrufen, unter dem Schall von Pauken und Trompeten Frankreich durchreisen.

Dieser Lauf der Dinge zeigt den Messeigneurs des Hoftriumvirates, den Herren des totgeborenen Ministeriums Broglie und anderen ihresgleichen ganz klar, was sie zu thun haben: sich auf den Weg zu machen! Fort, ihr hyperloyalen Broglies, Polignacs und Prinzen von Geblüt, fort, solange es noch Zeit ist! Hat nicht das Palais Royal bei einem seiner letzten Stürme einen besonderen Preis auf euere Köpfe gesetzt? (Die Zahlstelle ist leider nicht genannt.) Unter Vorsichtsmaßregeln, unter dem Schutze von Kanonen und verläßlichen Regimentern erreichen Messeigneurs zwischen dem Abend des sechzehnten und dem Morgen des siebzehnten ihre

verschiedenen Straßen, nicht ohne Gefahr; den Prinzen Condé wenigstens verfolgen wirklich oder angeblich Reiter in gestrecktem Galopp, offenbar in der Absicht, ihn bei Pont-Sainte-Mayence in die Oise zu werfen. Die Polignacs reisen verkleidet; Freunde, nicht Diener sitzen auf dem Bock. Broglie aber hat seine besonderen Schwierigkeiten in Versailles, gerät in seine besonderen Gefahren in Metz und Verdun, gelangt jedoch nichtsdestoweniger mit heiler Haut nach Luxemburg und bleibt daselbst.

Das ist die sogenannte erste Emigration, die, wie es scheint, im vollzähligen Hofconclave in Anwesenheit Seiner Majestät beschlossen wurde. Der König für seine Person zeigte sich bereit, jedem Rate zu folgen. »Drei Söhne Frankreichs und vier Prinzen vom Blute des hl. Ludwig«, sagt Weber, »konnten den Bürgern keine größere Demütigung zufügen, als indem sie gleichsam aus Furcht für ihr Leben vor ihnen flüchten.« Ach, die Bürger von Paris ertragen diese Demütigung mit überraschend stoischem Gleichmut! Der *Mensch* d'Artois ist allerdings fort; hat er aber auch das *Land* Artois mitnehmen können? Nicht einmal sein Landhaus Bagatelle (das als Wirtshaus noch gute Dienste leisten soll), ja kaum seine »Viermännerhosen«; denn der Hosenschneider ist ja zurückgeblieben! Was den alten Foulon betrifft, so geht das Gerücht, er sei gestorben. Wenigstens wird ein »prunkvolles Leichenbegängnis« veranstaltet, wodurch ihm, wenn schon kein anderer Mensch, so doch wenigstens die Veranstalter die letzte Ehre erweisen. Sein Schwiegersohn, der Intendant Berthier, ist zwar noch am Leben, hält sich aber versteckt. An jenem Eumenidensonntage (damals schien er die Sache noch leicht zu nehmen) schloß er sich Besenval an, jetzt ist er geflohen, und niemand weiß, wohin.

Unsere Emigranten haben noch nicht viele Meilen zurückgelegt, Prinz Condé ist kaum über die Oise gekommen, als Seine Majestät der Verabredung gemäß – denn auch die Emigration hat es für zweckmäßig erklärt – ein etwas kühnes Wagestück unternimmt: Paris zu besuchen. Mit etwa hundert Mitgliedern der Versammlung, mit gar keiner oder nur kleiner Militärbegleitung, die

er schon an der Sèvresbrücke entläßt, macht sich der arme Ludwig auf den Weg und läßt einen verödeten Palast und eine weinende Königin zurück, welcher Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gleich unhold sind.

An der Barrière von Passy überreicht ihm Maire Bailly in großer Gala die Stadtschlüssel und begrüßt ihn mit einer im akademischen Stile gehaltenen Anrede. Der heutige Tag, sagt er, sei ein großer Tag; im Falle Heinrichs IV. habe der König sein Volk erobern müssen, im gegenwärtigen, glücklicheren Falle habe das Volk seinen König erobert (a conquis son roi). Der so glücklich eroberte König fährt langsam durch ein Volk in Waffen, welches entweder schweigt oder nur in den Ruf ausbricht: Vive la Nation! Am Stadthause halten Moreau, der Mann der dreitausend Befehle, der königliche Prokurator M. Ethys de Corny, Lally Tollendal und andere Ansprachen an den König, der nicht weiß, was er davon halten und was er dazu sagen soll; er vernimmt, er sei der Wiederhersteller der französischen Freiheit, und sein Standbild, das man an Stelle der Bastille errichten wolle, werde dies vor aller Welt bezeugen. Zum Schluß zeigt man ihn mit einer dreifarbigen Kokarde vom Balkon aus dem Volke, das ihn vom Platze und von der Straße, von allen Fenstern und Dächern stürmisch begrüßt; unter frohem Jubel, in dem sich die Rufe Vive le Roi! Vive la Nation! verbinden, sozusagen vermählen, kehrt der König müde, aber wohlbehalten zurück.

Sonntag war es, als die glühenden Kugeln über unseren Köpfen in der Luft flogen, jetzt ist erst Freitag, und »die Revolution ist sanctioniert.« Die hohe Nationalversammlung soll die Verfassung schaffen, und weder fremde Panduren und einheimische Triumvirate mit schußbereiten Kanonen, noch Guy-Faux-Pulververschwörungen (denn auch davon wurde gesprochen) noch irgend eine Tyrannenmacht auf oder unter der Erde soll ihr sagen dürfen: »Was thust du da?« So jubelt das Volk, dem nunmehr eine Verfassung gewiß ist; den halbverrückten Marquis Saint Huruge aber hört man unter den Fenstern des Schlosses nur etwas von wohlberechnetem Verrat murmeln.

## Neuntes Kapitel.
## **Die Laterne.**

Der Fall der Bastille hat, wie man wohl sagen darf, ganz Frankreich bis in seine Grundfesten erschüttert. Das Gerücht von den geschehenen Wundern fliegt mit der natürlichen Schnelligkeit des Gerüchtes nach allen Richtungen und bringt Wirkungen hervor, die man nicht für etwas Natürliches, sondern für Folgen von Verschwörungen erklärt. Hat Orléans oder Laclos oder gar Mirabeau (der zu dieser Zeit an seinem Geld nicht allzuschwer trug) reitende Kuriere von Paris abgeschickt, damit sie »auf allen Radien« oder Landstraßen nach allen Punkten Frankreichs galoppierten? Es bleibt ein Wunder, das auch der Scharfsinnigste nicht in Abrede stellen kann.

Schon waren in den meisten Städten Wahlausschüsse zusammengetreten, um durch Reden und Beschlüsse auszusprechen, wie schmerzlich Necker vermißt werde, ja in manchen Städten, wie in Rennes, Caen, Lyon drückt das aufbrausende Volk sein Bedauern durch Steinwürfe und Musketenfeuer aus. In allen Städten Frankreichs langen, wie man eben anlangt, jetzt in diesen Schreckenstagen an den Stadtthoren »Leute« an, auch »Leute zu Pferde«; reist doch das Gerücht meistens zu Pferde. Diese Leute erzählen mit bestürzter Miene, die *Brigands* seien im Anzuge, ja sie seien schon in nächster Nähe, und reiten dann weiter, um ihren sonstigen Geschäften nachzugehen. Kaum sind sie fort, eilt die ganze Bevölkerung einer solchen Stadt zu den Waffen, um sich zu verteidigen. Laßt bald auch eine Petition an die Nationalversammlung abgehen! In solcher Gefahr oder Furcht vor Gefahr kann euch ja die Erlaubnis, euch zu organisieren, nicht verweigert werden. Die bewaffnete Bevölkerung wird überall eine regelrechte Nationalgarde. So und mit solcher Wirkung reitet das Gerücht im Galopp auf allen Radien von Paris hinaus; in wenigen Tagen, einige behaupten in wenigen Stunden starrt ganz Frankreich bis an seine äußersten Enden von Bajonetten. Das ist in der That staunenerregend

und läßt sich nicht in Abrede stellen – mag es ein Wunder sein oder nicht! Aber kann nicht auch eine chemisch behandelte Flüssigkeit im flüssigen Zustande bleiben, selbst wenn sie bis zum Gefrierpunkt oder noch tiefer herab abgekühlt ist? Und macht sie nicht das leiseste Stoßen oder Schütteln sofort zu Eis erstarren? So hat man auch Frankreich lange Monate und Jahre hindurch chemisch behandelt und unter Null gebracht, und so erstarrt es jetzt, erschüttert durch den Fall der Bastille, in einem Augenblicke zu einer einzigen krystallisierten Masse scharf schneidenden Stahls. Guai a chi la tocca! Wehe dem, der es anrührt!

In Paris fordern der Wahlausschuß, der neue Maire und der neue General die kriegerischen Arbeiter mit eindringlichen Worten auf, wieder zu ihrem Handwerk zurückzukehren. Die handfesten Damen der Markthalle (Dames de la Halle) halten Beglückwünschungsansprachen und weihen dem Schrein der hl. Genoveva Blumensträuße. Leute, die nicht zur Nationalgarde gehören, liefern, freilich nicht so bereitwillig, als man wünschen mochte, ihre Waffen ab und erhalten dafür »neun Francs«. Nach dem Te Deum, dem Besuche des Königs und der sanctionierten Revolution herrscht überall halcyonisches, ja beinahe übernatürlich heiteres Wetter: Der Sturm hat ausgetobt.

Nichtsdestoweniger gehen natürlich die Wogen noch immer hoch, und in den Felsenhöhlen hört man es noch rauschen. Wir schreiben erst den 22. des Monats, zählen kaum mehr als acht Tage nach dem Falle der Bastille, als plötzlich das Gerücht auftaucht, der alte Foulon lebe noch, ja er habe sich eines Morgens früh hier in den Straßen von Paris blicken lassen, er, der Erpresser und Verschwörer, der das Volk Gras fressen lassen wollte und der ein Lügner war von allem Anfang an! Es verhält sich thatsächlich so. Das irreführende prunkvolle Begräbnis (irgend eines gerade damals verstorbenen Dieners), das Versteck in Vitry bei Fontainebleau haben dem bejammernswerten Greis nichts genützt; ein lebender Diener oder Untergebener – denn niemand liebt Foulon – hat ihn dem Dorfe verraten. Unbarmherzige Bauern aus Vitry spüren ihn

auf und fallen wie Höllenhunde über ihn her. Fort mit dir nach dem Westen, du alter Schurke, fort nach Paris, daß man dich im Hôtel de Ville richte! Sein altes, von achtundsiebzig Jahren gebleichtes Haupt ist entblößt, sein Rücken trägt als bezeichnendes Sinnbild ein angebundenes Grasbündel, sein Hals einen Kranz von Nesseln und Disteln; so muß er, an Stricken geführt, von Verwünschungen und Drohungen getrieben, seine alten Glieder vorwärtsschleppen, der bemitleidenswerteste und doch von niemand bemitleidete Greis!

Im rußigen St. Antoine und in jeder Straße, durch die er kommt, eilen die Leute scharenweise herbei: Die Halle des Stadthauses, ja der Grèveplatz selbst hat kaum Raum genug, um ihn und die begleitende Menge zu fassen. Man möge Foulon zwar nach Recht und Gesetz, aber sogleich hier an Ort und Stelle ohne jeden Aufschub richten. Ernennt sieben Richter, ihr Stadträte, oder siebenundsiebzig, ernennt sie selbst, oder wir wollen sie ernennen, aber richtet ihn! Vergeblich wendet der Ausschuß alle Redekunst auf, vergeblich verschwendet Maire Bailly stundenlang seine Beredsamkeit, um das Schöne des gesetzlich vorgesehenen Aufschubs begreiflich zu machen. Aufschub und immer Aufschub! Sieh, Maire des Volkes, aus dem Morgen ist Mittag geworden, und er ist noch nicht gerichtet! – Lafayette, zu dem man Boten mit dringenden Bitten sendet, erscheint und spricht also: »Dieser Foulon, ein bekannter Mann, ist ohne Zweifel schuldig; aber kann er nicht Mitschuldige haben? Sollte man nicht auf schlaue Art – etwa in der Abtei – die Wahrheit aus ihm herauspressen?« Dieser Vorschlag stellt die Sache in ein neues Licht. Der Sansculottismus klatscht mit den Händen Beifall, unglückseligerweise (vor Freude, so wollte es sein Schicksal) auch der alte Foulon. – Seht, wie sie sich untereinander verstehen! schreit mit der Wut aufflammenden Verdachtes der wilde Sansculottismus. »Freunde«, ruft hervortretend ein anständig gekleideter Mann, »wozu noch einen langen Prozeß gegen diesen Mann? Ist er nicht schon seit dreißig Jahren gerichtet?« Mit hundert Händen zugleich greift ihn der Sansculottismus und zerrt ihn unter wildem

Geheul zu einer Laterne, d. h. zu einem Laternenpfahl, der an der Ecke der Rue de la Vannerie steht; flehentlich bittet Foulon um sein Leben – leider nur zu tauben Ohren. Erst mit dem dritten Strick (zwei Stricke sind gerissen, und die zitternde Stimme fleht noch immer) gelingt es endlich, ihn zu henken! Seinen Leichnam schleift man durch die Straßen, dem abgehauenen Kopf steckt man ein Heubüschel in den Mund und trägt ihn hoch auf einer Pike unter dem Höllenlärm eines grasfressenden Volkes herum.

Wahrlich, wenn Rache eine »Art von Gerechtigkeit« ist, dann ist es eine grausame Art. Rasender Sansculottismus! hast du dich in deinem Dunkel, Ruß und deinen Lumpenhüllen wie der unter seinem Trinakria lebendig begrabene Enceladus unvermutet aufgerichtet? Müssen diejenigen, welche Gras zu deiner Nahrung machen wollten, nun selbst und auf solche Art Gras fressen? Ist nach vielen Geschlechtern, die so lange stumm seufzten, plötzlich die Reihe an dich gekommen? – Solch abgrundtiefem Sturze, solch furchtbarer und plötzlicher Verschiebung des Schwerpunktes gehen, wenn sie es doch wüßten, alle menschlichen Solöcismen entgegen, und dies umsomehr, je unwahrer und je leichter sie wegen ihres hochliegenden Schwerpunktes dem Sturze ausgesetzt sind.

Um den Schrecken Baillys und seiner Munizipalräte noch zu vermehren, trifft die Nachricht ein, auch Berthier sei verhaftet und auf dem Wege von Compiègne nach Paris, Berthier, der Intendant (richtiger Steuereintreiber) von Paris, der Sykophant, Tyrann und Kornwucherer, der Soldatenlager gegen das Volk verlangte, kurz, ein gar vieler Verbrechen beschuldigter Mann. Ist er nicht Foulons Schwiegersohn, muß er nicht schon deshalb allein in allem schuldig scheinen, zumal in der gegenwärtigen Stunde, da das Blut der Sansculotten kocht? Die schaudernden Stadträte senden aus ihrer Mitte ein Mitglied, um Berthier unter Bedeckung berittener Nationalgarde nach Paris bringen zu lassen.

Gegen Sonnenuntergang langt der unselige Berthier, dessen Gesicht noch Mut verrät, im offenen Wagen bei der Barrière an; neben ihm sitzt unser Munizipalrat, während fünfhundert Reiter

mit gezogenem Säbel und eine ungezählte Schar Unbewaffneter zu Fuß natürlich unter Höllenlärm das Geleite bilden. Große Tafeln, auf denen der Sansculottismus in rechtswidriger Kürze mit Riesenlettern die Anklage gegen ihn aufgeschrieben hat, werden vor ihm hin und her geschwenkt. Paris kommt ihm entgegen, empfängt ihn mit Händeklatschen, mit weit geöffneten Fenstern, mit Tanz und Triumphliedern, deren Weisen dem Gesang der Furien gleichen, zuletzt mit Foulons Kopfe; auch der wird ihm auf einer Pike entgegengetragen.

Wohl mögen »seine Augen bei diesem Anblick zu Glas erstarren«, wohl mögen ihn seine Sinne verlassen. Und doch, wie auch des Mannes Gewissen sein mag, seine Nerven sind von Eisen. Im Stadthause will er auf keine Frage antworten; er behauptet, er habe nur höheren Befehlen gehorcht; man habe seine Papiere, man möge prüfen und entscheiden; er für seine Person verlange vor allem, daß man ihn schlafen lasse, denn er habe zwei Nächte kein Auge geschlossen. Ein bleierner Schlaf, unglücklicher Berthier! Wachen erheben sich mit ihm und setzen sich nach der Abbaye in Bewegung; aber schon an der Thür des Stadthauses werden sie gepackt und von einem förmlichen Knäuel rasender Arme auseinander geschleudert; Berthier wird wie im Wirbel zur Laterne gebracht. Er erfaßt ein Gewehr, haut und schlägt zu, wehrt sich wie ein wütender Löwe, wird aber zu Boden geworfen, mit Füßen getreten, gehenkt und verstümmelt; auch *sein* Kopf und sogar sein Herz fliegen auf einer Pike durch die Stadt.

In Ländern, in denen gleiches Recht für alle herrscht, würde dies als etwas Entsetzliches gelten. Nicht so unnatürlich erscheint es aber in Ländern, die ein solches nie gekannt haben. »Le sang qui coule, est-il donc si pur?« fragt Barnave und deutet damit an, der Galgen habe nur das, was ihm gehöre, freilich auf ungesetzlichem Wege. – Auch dir, o Leser, wird es, wenn du um die Ecke der Rue de la Vannerie biegst und dieselbe schreckliche, alte Eisenstange erkennst, an Anregung zu Betrachtungen nicht fehlen. Noch immer steckt sie dort über einem Krämerladen oder etwas

Ähnlichem – unter ihr eine Nische mit der Büste Ludwigs XIV., die vielleicht auch schon fehlt – in der Mauer und hält noch immer eine fischthrangefüllte Laterne mit ihrem matten Lichte hinaus; sie hat Welten in Trümmer stürzen gesehen – und schweigt.

Aber welch drohende Gewitterwolke steigt während des strahlenden Glanzes eines halcyonischen Wetters vor dem Auge des erleuchteten Patriotismus auf, eine Wolke, schwarz wie Höllenfinsternis, die eine ungeheuere Menge latenter Elektricität anzeigt! Maire Bailly und General Lafayette legen voll Entrüstung ihre Stellen nieder und lassen sich nur durch vieles Bitten umstimmen. Die Wolke verschwindet, wie es bei Gewitterwolken vorzukommen pflegt; das halcyonische Wetter kehrt zurück, aber in mehr düsteren Farben und nimmt augenscheinlich einen immer weniger übernatürlichen Charakter an.

Jedenfalls soll, gleichviel auf welche Art, die Bastille geschleift werden und von unserer Erde verschwinden, mit ihr zugleich der Feudalismus und Despotismus, ja, wie man hofft, jede Art von Schurkentum und Bedrückung des Menschen durch den Menschen. Ach, Schurkentum und Bedrückung sind nicht so leicht auszurotten! Was aber die Bastille betrifft, so sinkt sie von Tag zu Tag, von Monat zu Monat zusammen; unaufhörlich stürzen auf den ausdrücklichen Befehl unserer Stadträte ihre Quadern und Steine nieder. Scharen von Neugierigen gehen in ihre Gewölbe, starren auf die Skelette, die man eingemauert gefunden hat, auf die Oubliettes, die eisernen Käfige und die gewaltigen Steinblöcke, an denen Ketten mit Vorhängschlössern hängen. Eines Tages sehen wir dort auch Mirabeau an der Seite des Genfer Dumont. Arbeiter und Zuschauer machen ihm ehrerbietig Platz, werfen ihm unter Vivatrufen Verse und Blumen auf den Weg, Bastillenpapiere und andere Merkwürdigkeiten in den Wagen. Fähige und gewandte Schriftsteller schreiben ganze Bände aus den unverbrannten Resten der *Bastille-Archive.* Der Schlüssel dieser Räuberhöhle wird über den Ocean wandern und auf Washingtons Tisch Platz finden. Die große Uhr tickt jetzt in der Privatwohnung eines patriotischen

Uhrmachers, schlägt nicht mehr Stunden von ewiglanger Dauer. Die Bastille ist verschwunden, was wir verschwunden nennen; ihr Körper, d. h. die Sandsteine, werden noch Jahrhunderte lang in gesegneter Verwandlung als Pont Louis Seize über den Wassern der Seine schweben; ihre Seele wird vielleicht noch länger im Gedächtnis der Menschen fortleben.

Soweit habt ihr, hohe Senatoren, uns mit eurem Schwur im Ballhaus, mit eurer Unthätigkeit und eurer ungestümen Thätigkeit, mit eurer Klugheit und Beharrlichkeit gebracht. »Bedenkt aber, ihr Herren«, wie die Bittsteller mit Recht betonen, »ihr, unsere Retter, bedurftet selbst der Retter« – der braven Bastillenmänner nämlich, der Pariser Arbeiter, von denen viele mit harter Not zu kämpfen haben. Man eröffnet Subscriptionen, hält Reden und stellt Listen zusammen, die genauer sind als die von Elie. Gleich den Argonauten kam eine ziemlich vollständige Schar von *Helden der Bastille* zusammen, und sie hofften wie jene, von Dauer zu sein; aber in wenig mehr als einem Jahre warf sie der Strom der Zeit auseinander, und sie sanken unter. Auf so viele menschliche Leistungen im höchsten Superlativ folgen immer neue, noch größere Thaten, und jene Superlative schrumpfen zu Komparativen und Positiven zusammen! Die Belagerung der Bastille, der gegenüber auf der Wage der Geschichte die meisten Belagerungen, die von Troja nicht ausgenommen, nur wie Spinnengewebe ins Gewicht fallen, kostete, wie wir finden, auf Seite der Belagerer an Toten und tödlich Verwundeten etwa dreiundachtzig Personen, auf Seite der Belagerten trotz allem Strohverbrennen, Feuersprühen und einer Sündflut von Gewehrfeuer, einen einzigen armen Invaliden, der auf den Zinnen mausetot (roidemort) geschossen wurde. Die Bastille wurde gleich der Stadt Jericho nur durch wunderbaren Schall in Trümmer gelegt.

# Sechstes Buch.

# Die Konsolidierung.

## Erstes Kapitel.
## **Macht die Konstitution!**

Es ist vielleicht hier am Platze, etwas genauer festzustellen, was die beiden Worte »französische Revolution« bedeuten sollen; denn bei näherer Betrachtung erfahren sie ebenso viele Deutungen, als es Menschen giebt, die über sie sprechen. Alles ist in Revolution, von einem Augenblick zum anderen in einem steten Wechsel begriffen, in einer Veränderung, die freilich nur von Epoche zu Epoche sichtbar zu Tage tritt; in unserer zeitlichen Welt giebt es eigentlich nur Veränderung, ja, es läßt sich nichts anders vorstellen. Revolution, sagt man, heißt *schneller* Wechsel. Darauf können wir noch immer mit der Frage erwidern: Wie *schnell*? Bei welchem Grade der Schnelligkeit, in welchen besonderen Zeitpunkten dieses veränderlichen Laufes, dessen Schnelligkeit auch wechselt, der doch nicht enden kann, ehe nicht die Zeit selbst endet, beginnt und endet also eine Revolution? Wann hört sie auf und wann beginnt sie wieder, eine gewöhnliche Veränderung zu sein? Das sind Fragen, deren Beantwortung mehr oder weniger von der persönlichen Auffassung abhängt.

Wir für unsere Person antworten: französische Revolution bedeutet hier die offene, gewaltthätige Auflehnung und den Sieg der entfesselten Anarchie über die verderbte und abgebrauchte Autorität. Sie zeigt, wie die Anarchie die Kerker sprengt, aus der unendlichen Tiefe hervorbricht, maß- und zügellos wütet und, eine ganze Welt mit sich fortreißend, eine Phase des Fieberwahnsinns nach der anderen durchläuft – bis endlich der Wahnsinn sich selbst verzehrt hat und alle Elemente der neuen Ordnung, die er in sich birgt (denn jede Kraft enthält sie), sich entwickeln, bis das Zügellose, wenn nicht wieder eingekerkert, doch wenigstens gezügelt

ist und seine Kräfte gezwungen werden, wie gesunde, geregelte Kräfte ihrem Zwecke gemäß zu arbeiten. Denn wie Hierarchien und Dynastien aller Arten, Theokratien, Aristokratien, Autokratien und Hetärokratien über die Welt geherrscht haben, so war es in den Beschlüssen der Vorsehung bestimmt, daß auch jene siegreiche Anarchie, mögen die Sterblichen sie Jakobinismus, Sansculottismus, französische Revolution, Greuel der französischen Revolution oder wie immer benennen, an die Reihe kommen sollte. Die »zerstörende Wut des Sansculottismus«, die ist es, die wir besprechen, da uns leider die Stimme fehlt, sie zu besingen.

Wahrlich, es ist ein großes, ja ein *transcendentales* Phänomen, das über alle Regeln und Erfahrungen hinausgeht, die Krone aller Phänomene unserer neuesten Zeit; denn hier erscheint wieder ganz unerwartet in neuem und neuestem Gewande der antike Fanatismus, Wunder wirkend wie jeder Fanatismus: nennt ihn den Fanatismus der »Formenvernichtung« (de humer les formules). Die Welt der Formeln, die *geformte*, geregelte Welt, wie es jede bewohnbare Welt ist, muß naturnotwendig solchen Fanatismus mit tödlichem Hasse verfolgen und mit ihm einen Kampf auf Leben und Tod führen; die Welt der Formeln muß ihn bezwingen, oder, wenn sie unterliegt, ihn verwünschen und mit einem Fluche auf den Lippen sterben, aber sie kann in keiner Weise verhüten, daß er ist und gewesen ist. Der Bannfluch ist da, aber das wunderwirkende Wesen des Fanatismus ist auch da.

Woher kam er? Wohin führt er? – Als die Zeit der Wunder wie eine unglaubliche Überlieferung verblaßt in weiter Ferne lag und selbst die Zeit des Konventionellen schon alt geworden war; als des Menschen Dasein lange Geschlechter hindurch auf bloßen Formeln beruht hatte, die im Zeitenlaufe hohl geworden waren; als es keine Wirklichkeit mehr, sondern nur Trugbilder des Wirklichen, als Gottes Welt vornehmlich das Werk von Schneidern und Dekorateuren und die Menschen steifleinene Masken zu sein schienen, die kopfnickend und fratzenschneidend darauf umhergingen; – – da thut sich plötzlich die Erde gähnend auf, und im

Höllenrauch und Feuerschein hervorlodernder Höllenflammen steigt der Sansculottismus tausendköpfig, feueratmend empor und fragt: »Was denkt ihr von *mir*?« Wohl mögen dann die steifleinenen Masken vor Entsetzen »zu ausdrucksvollen, schön geordneten Gruppen« erstarren. Ja, Freunde, es ist in der That eine höchst überraschende, eine höchst schreckensvolle Erscheinung! Jeder, der nur eine steifleinene Maske und ein Trugbild ist, möge jetzt auf der Hut sein: Übel dürfte es ihm ergehen, und lange wird seines Bleibens hier wohl nicht mehr sein. Wehe aber auch gar manchem, der nicht ganz steifleinen, sondern zum Teil noch menschlich und wirklich ist! Die Zeit der Wunder ist wiedergekommen. »Seht, wie der Weltphönix im Feuer stirbt und im Feuer wiedergeboren wird; weit breitet er seine Schwingen aus, laut tönt sein Todessang von Schlachtendonnern und in Trümmer sinkenden Städten; himmelan lohen, das All umgreifend, die Leichenflammen: Es ist die Todesgeburt einer Welt!«

Und doch kann daraus, wie wir schon oft bemerkten, ein unaussprechlich großer Segen erwachsen, der Segen, daß der Mensch und sein Leben nicht mehr auf Hohlheit, Trug und Lüge, sondern auf festem Grunde und wenigstens einer Art von Wahrheit stehen werden. Willkommen sei uns selbst die armseligste, ärmlichste Wahrheit; ist sie nur wirklich eine Wahrheit, so nehmen wir sie gern statt des königlichsten Scheins. Jede Wahrheit gebiert ja immer eine neue, bessere Wahrheit, gleichwie auch der harte Granitfels unter dem gesegneten Einfluß der Himmelsluft zu fruchtbarem Erdreich wird und sich mit Grün und Früchten und Schatten bedeckt. Die Lüge hingegen, die im Gegenteile immer unwahrer wird – was kann, was soll sie, wenn sie reif ist, anders thun als sterben, sich selbst, sei es auf friedliche Art oder unter gewaltigen Erschütterungen, nur zu wahrscheinlich in einem Meer von Flammen, auflösen und zu ihrem Vater zurückkehren?

Der Sansculottismus wird zwar vieles verbrennen; was aber unverbrennbar ist, wird er nicht vernichten. Fürchtet also den Sansculottismus nicht, erkennet vielmehr in ihm das, was er ist,

das schreckliche, unvermeidliche Ende, aber auch den wunderbaren Anfang gar vieler Dinge. Und noch etwas möget ihr beherzigen: Auch er ist wie alles Sein von Gott gekommen; und ist er nicht auch *gewesen*? Gottes Wege gehen, also steht es geschrieben, von allem Anfang an in der großen Tiefe der Dinge, furchtbar und wunderbar jetzt wie im Anbeginn: Er spricht auch im Brausen des Windes, und auch des Menschen Zorn ist geschaffen »Ihn zu loben und zu preisen«. Aber versuche nicht, dieses unmeßbare Etwas zu messen, zu wägen oder gar, wie man es nennt, zu »*erklären*« und in eine tote logische Formel zu bringen! Noch weniger sollst du ihm fluchen, bis du dabei heiser wirst; denn dies ist schon längst zur Genüge geschehen. Als ein wirklich lebender Sohn der Zeit versenke dich vielmehr oft mit teilnehmender, allumfassender Aufmerksamkeit in stumme Betrachtung dessen, was die Zeit geboren hat; du wirst darin je nach deiner Anlage Erbauung, Belehrung und geistige Nahrung oder zum mindesten ergötzlichen Zeitvertreib finden.

Eine andere Frage, die uns immer von neuem entgegentritt und immer wieder eine neue Beantwortung verlangt, lautet: Wo ist eigentlich die französische Revolution? Im Palaste des Königs, in den Anordnungen, Mißgriffen und Kabalen, in den Schwächen und Leiden Seiner und Ihrer Majestät, antworten einige; – diesen wollen wir gar nicht erwidern. In der Nationalversammlung, antwortet eine große buntgemischte Menge; sie ist es, die sich auf den Platz des Berichterstatters setzt und hier alles notiert, was ihr drinnen an Proklamationen, Akten, Berichten, Stellen aus Wortgefechten, Ausbrüchen parlamentarischer Beredsamkeit wichtig erscheint, und was ihr von draußen an Tumulten oder Gerüchten über Tumulte zu Ohren kommt; damit füllt sie einen Band nach dem anderen und veröffentlicht in aller Selbstzufriedenheit das Ganze unter dem Titel: Französische Revolution. Das Nämliche beinahe bis zu jedem Umfange zu thun, wäre bei den vielen Stößen von Zeitungen, Choix des Rapports, Histoires Parlementaires, die in ganzen Wagenladungen vorhanden sind, ein leichtes für uns. Leicht, aber wertlos. Die

Nationalversammlung, die sich jetzt Konstituierende Versammlung nennt, geht ihren Weg und macht die Konstitution; aber die französische Revolution geht auch *ihren* Weg.

Können wir nicht allgemein behaupten, die französische Revolution sei im Herzen und im Kopfe jedes leidenschaftlich sprechenden oder leidenschaftlich denkenden Franzosen? Wie aber die fünfundzwanzig Millionen in ihrer verworrenen Zusammensetzung wirkend und entgegenwirkend Ereignisse hervorbringen können, welches unter den aufeinander folgenden Ereignissen das Hauptereignis sei und von welchem Standpunkt es am besten überblickt werden könne, das ist ein Problem. An die Lösung dieses Problems mag der größte Scharfsinn gehen, indem er überall nach Licht sucht und seinen Standpunkt immer dorthin verlegt, woher er eine Übersicht gewinnen oder wenigstens einen flüchtigen Ausblick erhaschen kann; er kann gar sehr zufrieden sein, wenn ihm auch nur eine leidlich befriedigende Lösung gelingt.

Was die Nationalversammlung betrifft, insoweit sie wie ein Carroccio auf seinem Wagen noch immer, wenn auch nicht mehr im Vordertreffen, hoch über Frankreich emporragt und Zeichen zum Angriff oder Rückzug giebt – so ist und bleibt sie eine Wirklichkeit unter anderen Wirklichkeiten; insofern sie nur dasitzt und die Konstitution macht, ist sie aber ein leerer Schein, eine bloße Chimäre. Und wenn die ganze Welt dazu jubelt, welchen Wert haben denn die noch so kühn aufgebauten Kartenhäuser eines Montesquieu-Mably? Bei einer solchen Beschäftigung gilt uns die hohe Nationalversammlung kaum mehr als ein Sanhedrim von Pedanten einer zwar nicht schulmeisterlichen, aber sicherlich auch nicht nützlicheren Sorte. Ihre Beschwerden und lauten Debatten über Menschenrechte, das Recht über Krieg und Frieden, über das Veto suspensif und Veto absolu, was sind sie anderes als ebenso viele Flüche von Pedanten; »Hol' euch der Henker mit eurer *Theorie der unregelmäßigen Zeitwörter*!«

Eine Konstitution kann man bauen, ja Konstitutionen à la Sieyès lassen sich in schwerer Menge bauen; die große Schwierigkeit liegt

nur darin, Leute zu finden, die in diesem Baue wohnen wollen. Hätte Sieyès Donner und Blitz vom Himmel herabholen können, dann wäre es gut gewesen; aber ohne Donner und Blitz? Ist es denn nicht auch heute noch wahr, daß eine Konstitution ohne eine himmlische Sanction, mag sie sichtbar unter Donner und Blitz oder unsichtbar auf irgend eine andere Art erteilt werden, im Laufe der Zeit ebenso wertlos wird wie das wertlose Stück Papier, auf dem sie geschrieben steht? Die rechte Konstitution, d. h. die Sammlung von Gesetzen oder vorgeschriebenen Normen des Handelns, nach denen die Menschen leben sollen, ist nur diejenige, in der sich ihre Überzeugungen widerspiegeln, die ihren Anschauungen über diese wunderbare Welt, ihren Rechten und Pflichten und ihrer Stellung darin entspricht. Eine solche Konstitution erhält von der Notwendigkeit selbst und, wenn nicht von einer sichtbaren, dann gewiß von einer unsichtbaren Gottheit ihre Sanction; alle anderen Gesetze dagegen, von denen immer genug »fertige« bereitliegen, sind nur Usurpationen. Ihnen gehorchen die Menschen nicht, sondern lehnen sich dagegen auf und schaffen sie bei der ersten günstigen Gelegenheit ab.

Die Frage aller Fragen lautet demnach: »*Wer* ist es, der eine Konstitution, zumal für Rebellen und Zerstörer, machen kann? Offenbar derjenige, welcher den Glauben der Gesamtheit, wofern es einen giebt, zum Ausdruck bringen oder, wenn es keinen giebt, ihn einflößen kann: ein gar seltener Mann, fürwahr und wie in alter Zeit immer ein Gottgesandter. Indessen thut in Ermangelung eines solchen alle überragenden *höchsten* Mannes die Zeit schon sehr viel mit ihrer unendlichen Reihe bloß *höherer* Männer, von denen jeder seinen bescheidenen Beitrag leistet. – Auch die Gewalt wird dabei immer einige Arbeit finden; hatte doch, wie altertumskundige Gelehrte lehren, anfangs das königliche Scepter etwas vom Hammer an sich, der solche Köpfe, welche sich nicht überzeugen ließen, einschlagen sollte. Und so muß sich die Konstitution wie jedes Menschenwerk unter beständigem Abschaffen und Wiederherstellen, unter Zerreißen und Ausbessern, unter

Streit und Kampf, unter Übeln der Gegenwart und hoffnungsvollem Streben nach einer besseren Zukunft entweder weiter ausbauen oder sich zerstören und zusammenbrechen, wie sie eben kann und mag. O Sieyès, ihr Ausschußmänner und ihr zwölfhundert aus allen Teilen Frankreichs herbeigewehten Leute, sagt, wenn ihr es wißt, sagt doch, zu welchem Glauben bekennt ihr euch, zu welchem Glauben bekennt sich Frankreich? Eigentlich zu keinem anderen als zu dem, daß es keinen Glauben geben solle und daß alle Formeln vernichtet werden müssen. Und die Konstitution, die diesem Glauben entspricht? Ach, das kann offenbar nur eine Nicht-Konstitution, eine Anarchie sein; – auch diese soll euch zu rechter Stunde werden.

Aber was kann schließlich die unglückliche Nationalversammlung thun? Bedenkt doch: Hier sitzen zwölfhundert buntzusammengewürfelte Individuen, von denen jedes seinen eigenen Denkapparat, seinen eigenen Sprechapparat hat. In jedem dieser Individuen lebt, freilich in jedem in verschiedener Weise, der Wunsch und die Überzeugung, daß Frankreich regeneriert werden müsse, und der Glaube, daß auch er daran arbeiten solle. Erwägt: zwölfhundert Einzelkräfte, die man kunterbunt an alle Seiten eines und desselben Wagens gespannt hat; – und nun sollen sie auf Befehl aus Leibeskräften anziehen!

Oder liegt es überhaupt in der Natur der Nationalversammlungen, unter endlosem Mühen und Lärmen *Nichts* zu thun? Ist jede repräsentative Regierung im Grunde auch nichts anderes als eine Tyrannis? Sollen wir sagen, daß auch hier nur *Tyrannen*, d. h. die ehr- und streitsüchtigen Leute aus allen Ecken und Enden des Landes an einem Orte versammelt sind und sich, wie die fabelhaften Katzen von Kilkenny, unter Lärm und Geschwätz, mit Anträgen und Gegenanträgen auf Leben und Tod bekämpfen und als Ergebnis ein *Nichts*, eine *Null* hervorbringen: – während unterdessen das Land durch die anerkannte oder in der Regel nicht anerkannte Weisheit, die hie und da in den Köpfen Einzelner vorhanden ist, *sich selbst regiert* und leitet? Selbst dies wäre schon ein großer

Fortschritt; denn früher, wie zur Zeit der Welfen- und Ghibellinenpartei, der Weißen und der Roten Rose pflegten sie auch das ganze Land mit zu grunde zu richten. Auch bekämpfen sie jetzt einander auf einem viel engeren Kampfplatz; er beschränkt sich auf den Raum innerhalb der vier Wände ihres Versammlungshauses und hie und da noch auf Holztribünen oder umgekippte Fässer als Vorposten; sie streiten endlich mit Zungen und nicht mit Schwertern. Sind das nicht großartige Fortschritte in der Kunst, ein Nichts, eine Null hervorzubringen? Ja, einige glückliche Kontinente (wie z. B. der westliche mit seinen Savannen, wo jeder, der vier willige Glieder hat, Nahrung unter den Füßen und einen unendlichen Himmel über dem Kopfe findet) brauchen, und das ist das Allerbeste, gar keine Regierung. Welch dunkle Sphinxfragen! Die tollgewordene Welt, und zwar noch das heutige Geschlecht, muß darauf die Antwort finden, oder sie muß untergehen!

## Zweites Kapitel.
## **Die erste konstituierende Versammlung.**

Zu etwas aber taugt diese auserwählte Versammlung der Zwölfhundert ganz vortrefflich: zum Zerstören, was ja im Grunde nur der ausgesprochenen Bethätigung ihres natürlichen Talentes zum Nichtsthun gleichkommt. Thut nichts, agitiert und debattiert nur weiter, und alles wird sich von selbst zerstören.

So und nicht anders bewährte es sich bei der hohen Nationalversammlung. Sie nannte sich die »Konstituierende«, als wenn es ihres Amtes gewesen wäre, zu konstruieren oder zu bauen, was sie von ganzer Seele zu thun versuchte, aber das Schicksal und der natürliche Lauf der Dinge hatte ihr die allerentgegengesetzteste Aufgabe zugeteilt. Seltsam, an welche Evangelien die Menschen glauben, sogar an das Evangelium nach Jean Jacques. Es war der felsenfeste Glauben der Nationaldeputierten und aller denkenden Franzosen, daß man die Konstitution *machen* könne, und daß gerade sie hier

und jetzt dazu berufen wären. Wie zähe hält mit der Zähigkeit der alten Hebräer oder ismaelitischen Moslemin das sonst so leichtfertige, ungläubige Volk an diesem seinem Credo, quia impossibile fest, wie trotzt es damit einer Welt in Waffen, und wird fanatisch, ja heroisch und verrichtet Heldenthaten. Die Konstitution der konstituierenden Versammlung und noch manche andere werden, da sie gedruckt und nicht Manuskript allein sind, kommende Geschlechter überleben als ein lehrreiches, fast unglaubliches Dokument der Zeit: als das getreueste Bild des damaligen Frankreichs oder mindestens als das Bild des Bildes, das sich jene Männer davon machten.

Doch in Wahrheit und allen Ernstes, was hätte die Nationalversammlung thun können? Die Aufgabe, die zu lösen war, bestand wirklich, wie sie sagten, darin, Frankreich zu regenerieren, das alte Frankreich zu beseitigen und ein neues zu schaffen, sei es auf friedlichem Wege oder auf gewaltsame Weise, sei es durch Nachgiebigkeit oder durch Zwang: das war nach dem Naturgesetz unvermeidlich geworden. Der Grad der Gewaltthätigkeit hängt freilich von der Weisheit derer ab, welche an der Spitze stehen. Hätte wahre Weisheit die Nationalversammlung geleitet, so wäre wohl alles ganz anders gekommen; aber ob es überhaupt friedlich, ja ob es anders als blutig und krampfhaft hätte abgehen können, bleibt eine offene Frage.

Man muß jedoch zugeben, daß diese konstituierende Versammlung während der ganzen Dauer ihres Bestandes eine gewisse Bedeutung hat. Mit Bedauern sieht sie sich beständig von ihrer unendlichen, göttlichen Aufgabe, »die Theorie der unregelmäßigen Zeitwörter zu vervollkommnen«, abgezogen und zu endlichen, irdischen Aufgaben gedrängt, die für uns noch immer Wert haben. Die Nationalversammlung ist der Leitstern des revolutionären Frankreich. Alle Regierungsarbeit ist in ihre Hand oder unter ihre Aufsicht gekommen, alle Menschen blicken auf sie als ihre Führerin. Inmitten des gewaltigen Aufruhrs von fünfundzwanzig Millionen ragt sie empor als Carroccio oder Schlachtenbanner, im wirren Wechsel bald die führende, treibende, bald die geführte, getriebene

Kraft; wenn sie auch nicht wirklich führen kann, so wird sie doch immer zu führen scheinen. Sie erläßt mit mehr oder weniger Erfolg beruhigende Proklamationen, und zwar in keiner geringen Zahl; sie bewilligt die Bildung von Nationalgarden, damit nicht die Brigands kommen, uns verschlingen und die noch unreife Ernte rauben; sie giebt Erlässe heraus, um »Gährungen« zu unterdrücken und Leute von der Laterne zu befreien; sie kann Beglückwünschungsadressen, die täglich sackweise, zumeist nach König Kambyses' Art anlangen, ebenso Bitt- und Beschwerdeschriften aller Sterblichen entgegennehmen, so daß jedes Sterblichen Klage, wenn schon keine Abhilfe finden, so doch sich vernehmlich machen kann. Überdies kann die hohe Nationalversammlung parlamentarische Beredsamkeit entfalten und Ausschüsse ernennen: einen Verfassungs-, Berichterstattungs-, Untersuchungsausschuß und manchen anderen Ausschuß, eine Thätigkeit, die wieder Berge von Druckpapier und Stoff zu neuer parlamentarischer Beredsamkeit liefert, die in leidenschaftlichen Ausbrüchen hervorstürzt oder in sanften Wellen ruhig dahinfließt. Und so tauchen aus dem chaotischen Strudel, in dem alles durcheinander wirbelt und kreist, organische Gesetze oder etwas ihnen Ähnliches langsam empor.

Unter endlosen Debatten gelangen wir zu der Abfassung und Erklärung der *Menschenrechte*, der echten und rechten papierenen Grundlage aller papierenen Konstitutionen. Nur vergißt man dabei die Erklärung der *Menschenpflichten!* rufen die Gegner. Wir aber sagen, man unterläßt die Bestimmung und Erklärung der *Menschenkräfte* – eine verhängnisvolle Unterlassungssünde. – Ja, bisweilen, wie am 4. August, erledigt unsere Versammlung in einem plötzlichen Anfall einer fast übernatürlichen Begeisterung in einer einzigen Nacht ganze Berge von Arbeit. Eine denkwürdige Nacht, die Nacht des 4. August: Weltliche und geistliche Würdenträger, Pairs, Erzbischöfe, Parlamentsmitglieder kommen hintereinander und legen, einer den anderen an patriotischer Opferwilligkeit überbietend, ihren jetzt unhaltbar gewordenen Besitz auf den »Altar des Vaterlandes«. Unter lauten und immer lauter schallenden

Vivats – es ist ja auch »nach Tisch« – schaffen sie Zehent, Lehensrechte, Gabelle, übermäßiges Hegen des Wildes, ja Privilegien und Steuerfreiheit, mit einem Worte, den Feudalismus mit Stumpf und Stiel ab; dann ordnen sie noch ein Tedeum dafür an und gehen endlich, in ihrer erhabenen Größe die Sterne berührend, gegen drei Uhr morgens auseinander. Das ist jene unvorhergesehene, aber für alle Zeiten denkwürdige Nacht des 4. August 1789, in der einige ein Wunder oder wenigstens ein halbes Wunder erblicken wollen. Sollen wir sie im Sinne der neuen Zeit und des neuen Evangeliums von Jean Jacques Rousseau die neue Pfingstnacht nennen? Sie hatte ihre Ursachen und wird auch ihre Wirkungen haben.

So arbeiten die Abgesandten der Nation angestrengt und geräuschvoll, vervollkommnen ihre Theorie der unregelmäßigen Zeitwörter, regieren Frankreich und werden von ihm regiert, zerschneiden alte, unerträgliche Bande und spinnen emsig Stricke aus Sand für neue Fesseln. Mag ihre Arbeit ein Nichts oder Etwas bedeuten, die Geschichte kann sie, zumal die Augen ganz Frankreichs mit Ehrfurcht auf sie blicken, niemals ganz außer Betracht lassen.

Werfen wir jetzt einen Blick in den Versammlungssaal, so finden wir, daß es hier begreiflicherweise noch »ganz regellos« zugeht. »Nicht weniger als hundert Mitglieder sind gleichzeitig auf den Beinen«; es giebt keine Regel bei der Stellung von Anträgen, ja nicht einmal einen Anlauf dazu; die Zuschauer auf der Galerie dürfen Beifall klatschen oder sogar »zischen«; taucht einmal das Haupt des Präsidenten, der alle vierzehn Tage ernannt wird, aus den parlamentarischen Wogen auf, so läßt es oft kein gar heiteres Gesicht sehen. Trotzdem beginnt, wie in allen menschlichen Vereinigungen, das Gleiche sich dem Gleichen zugesellen; die uralte Regel Ubi homines sunt, modi sunt bewährt sich auch hier. Man bemerkt die ersten Ansätze zu Systemen und Parteien. Es giebt eine rechte Seite (Côté droit) und eine linke Seite (Côté gauche), jene zur Rechten, diese zur Linken des Herrn Präsidenten, jene ist die erhaltende, konservative, diese die zerstörende, destructive Partei; zwischen

beiden steht der für englische Einrichtungen schwärmende Konstitutionalismus oder Zweikammer-Royalismus mit seinen Mouniers und Lallys, die gar schnell zur Bedeutungslosigkeit hinabsinken.

Auf der Rechten ragt der Dragoner-Hauptmann Cazalès hervor; er verficht mit beredten Worten voll inniger Wärme seine Sache und verdient sich wenigstens den Schatten eines Namens. Hier poltert auch nicht ohne Witz Tonne Mirabeau, der jüngere Mirabeau; der düstere d'Espréménil thut nichts als sich räuspern und spucken; er könnte, wie man gern glauben will, selbst den älteren Mirabeau in den Sand strecken, wenn er es nur versuchen wollte; – er thut es aber nicht. Als Letzten und Größten beseht euch einen Augenblick den Abbé Maury, den Mann mit dem jesuitischen Blick, dem starren ehernen Gesicht, »dies Bild aller Kardinalsünden«. Unbeugsam und unermüdlich kämpft er mit gewaltiger Lunge, mit festem Mut, mit jesuitischer Beredsamkeit für den Thron, in erster Linie aber für den Altar und den Zehnt, so daß einmal eine gellende Stimme von der Galerie hinabruft: »Ihr Herren vom Clerus, ihr *müßt* geschoren werden; windet und wehrt ihr euch allzusehr, wird man euch schneiden.«

Die linke Seite heißt auch die Orléans-Seite, zuweilen spottweise auch das Palais-Royal; aber so verworren, Schein und Wahrheit zugleich, ist alles, daß man, wie Mirabeau sagt, »zweifelt, ob Orléans selbst zur Orléans-Partei gehört«. Was man wissen und sehen kann, ist nur, daß von dorther sein Mondgesicht leuchtet. Dort sitzt auch der meergrüne Robespierre, der ganz nachdrücklich, wenn auch noch nicht ausschlaggebend sein leichtes Gewicht in die Wagschale wirft: ein dürrer, magerer Puritaner und Pedant, alle Formeln möchte er abschaffen und steckt selbst, wie er leibt und lebt, in Formeln, allerdings in Formeln anderer Art. »Volk«, das sollte nach Robespierre die Art sein, wie der König Gesetze bekannt giebt, »Volk, das ist das Gesetz, welches ich für dich geschaffen habe; nimmst du es an?« – Unauslöschliches Gelächter schallt als Antwort von der Rechten, von der Linken und vom Centrum. Einsichtsvolle Leute erkennen trotzdem, der Meergrüne

werde es vielleicht noch weit bringen. »Dieser Mann«, sagt Mirabeau, »wird etwas erreichen; denn er glaubt jedes Wort, das er spricht.«

Abbé Sieyès geht ganz in der Verfassungsarbeit auf; leider zeigen sich seine Mitarbeiter dabei weniger nachgiebig, als sie es einem Manne gegenüber sein sollten, der die Höhe der ganzen politischen Wissenschaft erklommen hat. Doch nur Mut, Sieyès. Noch etwa zwanzig Monate heroischer Arbeit, und die Konstitution wird trotz allen Widerspruchs von seiten der Thoren gebaut, ihr Schlußstein oder richtiger ihr Schlußpapier (denn alles ist Papier) unter Jubel gelegt sein, und du hast dann dabei geleistet, was Himmel oder Erde verlangen konnten – dein Möglichstes. Beachtet auch jenes in mehrfacher Beziehung beachtenswerte Dreigestirn, wäre es auch nur darum beachtenswert, weil seine Geschichte in einem Epigramme verewigt ist. Es lautet: »Was immer die Drei unter den Händen haben, das denkt Duport, spricht Barnave, thut Lameth.«

Aber König Mirabeau? Dieser Mann ragt aus allen Parteien hervor und steigt, weit über alle erhaben, immer höher und höher. Er hat eben, wie wir schon oft bemerkten, *Augen*, er ist eine Wirklichkeit, während andere nur Formeln sind und durch Augen*gläser* sehen. Im Vergänglichen entdeckt er das Unvergängliche, weiß sogar inmitten von Papierwirbeln festen Grund zu finden. Sein Ruf ist weit hinaus in alle Lande gedrungen, und das bereitete sogar dem alten, mürrischen Menschenfreunde noch vor dem Tode eine Herzensfreude. Selbst die Postillons in den Gasthöfen haben von Mirabeau gehört; wenn ein ungeduldiger Reisender über unzulängliche Leistungsfähigkeit der Pferde klagt, antwortet der Postillon: »Ja, mein Herr, die Stangenpferde sind wohl schwach, aber sehen Sie – mon mirabeau (Hauptroß) est excellent.«

Und nun, lieber Leser, sollst du die Nationalversammlung, diese lärmende Verkörperung des Widerstreites, verlassen, nicht ohne Teilnahme, wofern ein menschlich Rühren in dir lebt. Zwölfhundert Menschen stehen im Mittelpunkte von fünfundzwanzig Millionen; hier kämpfen sie voll Leidenschaft gegen das Schicksal und

gegeneinander, ringen, wie die meisten Adamssöhne, auf Leben und Tod um etwas völlig Wertloses. Ja, es geht dabei im allgemeinen, wie man es selbst zugiebt, auch *recht langweilig* zu. »Langweilig, wie die heutige Sitzung«, sagte ein Abgeordneter. »Wozu ein Datum angeben? (pourquoi dater?)«, antwortete Mirabeau.

Bedenke, daß ihrer Zwölfhundert sind, daß sie nicht nur reden, sondern auch ihre Reden *lesen*, daß sie sogar ihre Reden borgen und stehlen, um sie zu lesen! Bei zwölfhundert zungengewandten Rednern und einer wahren Sündflut von lärmenden Gemeinplätzen mag die unerreichbare Ruhe des Schweigens wohl als des Lebens größter Segen erscheinen. Und nun denke man sich noch zwölfhundert Pamphletisten hinzu, die ohne Unterlaß ihre Pamphlete in alle Welt hinausposaunen, und daß niemand da ist, der ihnen den Mund schlösse! Auch die Einrichtungen und Vorkehrungen zeigen, wie es scheint, nicht die Vollkommenheit des amerikanischen Kongresses. Kein Senator hat hier sein eigenes Pult und seine Zeitung; für Tabak oder gar für Pfeifen ist gar nicht vorgesorgt; sogar die Unterhaltung darf nur im Flüstertone und unter beständigen Unterbrechungen geführt werden; »Bleistiftnotizen allein« kreisen frei und in unglaublicher Menge bis zum Fuße der Rednertribüne. Ja, es ist eine gar schwere Aufgabe, eine Nation zu regenerieren oder seine Theorie der unregelmäßigen Zeitwörter zu vervollkommnen!

## Drittes Kapitel.
## **Der allgemeine Umsturz.**

Vom königlichen Hofe läßt sich im Augenblicke fast nichts berichten. Still und verödet sind seine Hallen. Von seinem Kriegsgotte und allen seinen Hoffnungen verlassen, schmachtet das Königtum dahin, bis sich das zersprengte Oeil de Boeuf wieder sammelt. Das Scepter ist von König Ludwig gewichen, ist auf die Salle des Menus, auf das Pariser Stadthaus übergegangen oder, Gott weiß wohin, geraten. In den Julitagen, da alle Ohren noch vom Fall der

Bastille betäubt waren, da Minister und Prinzen sich nach allen vier Winden zerstreut hatten, schienen selbst die Kammerdiener schwerhörig geworden zu sein. Besenval, der, auch auf der Flucht in die ungewisse Ferne, sich noch eine Weile in Versailles aufhält, wendet sich eben persönlich an Seine Majestät, um einen Befehl wegen Beistellung von Postpferden zu erwirken, als sich »der dienstthuende Kammerdiener ganz vertraulich zwischen Seine Majestät und mich stellt« und seinen schurkischen Hals vorstreckt, um zu hören, was es gebe! Seine Majestät dreht sich in einer Aufwallung des Zornes um und greift nach der Feuerzange. »Ich halte ihn sachte zurück; er drückt mir dankbar die Hand, und ich sehe Thränen in seinen Augen.«

Armer König! auch französische Könige sind ja Menschen. Auch Ludwig XIV. griff einmal nach der Feuerzange und warf sogar mit ihr; damals galt es Louvois, und Dame Maintenon eilte herbei. – Die Königin, umgeben von hilflosen Frauen, sitzt weinend in ihren inneren Gemächern; sie steht »auf der Höhe der Unpopularität« und gilt allgemein als der böse Geist Frankreichs. Ihre Freunde und vertrauten Ratgeber sind alle geflohen, sicherlich mit dem thörichtsten Auftrag! Inmitten von blühenden Gefilden und den blauen Bergen der Auvergne dräut noch immer das Schloß Polignac von seinem »kühnen Riesen-Felsenwürfel«; aber kein Herzog, keine Herzogin schauen von ihm herab; sie sind geflohen, »sie sind in Basel mit Necker zusammengetroffen«; – sie werden nicht mehr zurückkehren. Daß Frankreich es erleben mußte, wie sein Adel den Kampf gegen das Unaufhaltbare, Unvermeidliche aufnahm, war beklagenswert; daß er es mit der Miene zornglühender Männer thun würde, stand zu erwarten; – aber mit der Miene und Empfindlichkeit verwöhnter Kinder? Das war eben seine Eigentümlichkeit. Der Adel verstand nichts, wollte nichts verstehen. Sitzt nicht, versunken in seine Betrachtungen, gerade jetzt in der Feste Ham ein neuer Polignac, der Erstgeborene jener beiden? Er, der Verworrenste unter allen lebenden Sterblichen, wird wohl nie mehr aus dem Staunen herauskommen.

König Ludwig hat sein neues Ministerium, durchwegs populäre Männer: der greise Präsident Pompignan, Necker, der im Triumphe zurückkehrt, und andere; aber was wird es ihm nützen? Das wirkliche Scepter, nicht der vergoldete Holzstab, ist in ganz andere Hände geraten. Willensstärke und Entschlossenheit finden wir nicht in diesem Manne, nur Lauterkeit und Willensschwäche; er vertraut allen, nur nicht sich selbst, er baut auf alle Möglichkeiten, nur nicht auf die, welche noch in seiner Macht liegen. Eine solche innere Verworrenheit zeigt unser Versailles und all sein Thun. Schön und strahlend wie eine Sonne, wenn man es aus der Ferne ansieht, gleicht es, in der Nähe betrachtet, einer bloßen Sonnen-Atmosphäre, die Finsternis, Elend und alle möglichen Keime des Untergangs, der Vernichtung verbirgt.

Ja, in ganz Frankreich vollzieht sich eine ganz unleugbare »Vernichtung der Formeln« und eine daraus hervorgehende Umwandlung zu Wirklichkeiten. Wie viele Millionen Menschen, deren Leben oder doch deren Verdauung und Hunger nur zu wirklich sind, liegen in den Fesseln und Banden von Formeln, ja werden von ihnen beinahe erwürgt! Der Himmel hat endlich eine gesegnete Ernte beschert; was hilft sie dem Armen, wenn die Erde mit ihren Formeln dazwischentritt? Die Industrie muß in diesen Tagen des Aufruhrs notgedrungen feiern, da das Kapital nicht wie sonst zirkuliert, sondern aus Furcht sich in versteckten Winkeln ruhig verhält. Dem Armen fehlt es an Arbeit, daher an Geld; ja, hätte er auch Geld, er könnte dafür kein Brot kaufen. Mag ein Komplott der Aristokraten oder ein Komplott der Orléans dahinterstecken, mögen Brigands, übernatürlicher Schrecken oder Phoebus Apollos erklingender Silberbogen die Ursache sein, auf den Märkten herrscht Mangel an Korn, Überfluß nur an Tumult. Die Landleute scheinen träge beim Dreschen zu sein; vielleicht sind sie »bestochen«, vielleicht bedarf es bei dem fortwährenden Steigen der Preise gar keiner Bestechung, vielleicht drängt auch nicht die Bezahlung des Pachtzinses. Merkwürdigerweise machen auch Verordnungen der Munizipalität, wie z. B. die, daß man »mit einer Menge Weizen

zugleich die gleiche Menge Korn zu verkaufen habe«, und andere, die Sache nicht besser. Dragoner mit gezogenem Säbel stehen reihenweise zwischen den Getreidesäcken, oft sieht man mehr Dragoner als Säcke. Allenthalben brechen Kornrevolten aus und wachsen zu Aufständen schlimmster Art an.

Hungersnot war dem französischen Volke schon früher bekannt: bekannt und vertraut. Sehen wir nicht, wie es im Jahre 1775 mit bleichem Gesichte, in Elend und Lumpen seine Beschwerdeschrift überreichte und als Antwort einen funkelnagelneuen, vierzig Fuß hohen Galgen erhielt? In Hunger und Dunkelheit hat es lange Jahre gelebt. Blicken wir nur auf den früheren Pariser Aufstand zurück. Eine durch Ausschweifungen erschöpfte hohe Persönlichkeit, so hieß es, brauche Blutbäder; Mütter, unter deren Lumpenhüllen doch warme Herzen schlagen, »erfüllen die öffentlichen Plätze« mit ihrem wilden Rache!-Geschrei; – der Galgen hat auch diesen Aufschrei zum Schweigen gebracht. Zwanzig Jahre sind es her, seit der Menschenfreund, der leider tauben Ohren predigte, uns von den Bauern in Limousin erzählte, sie hätten einen schmerzerfüllten Dulderblick (souffre-douleur), einen Blick, der zu klagen schon lange verlernt habe, »als wäre Bedrückung durch die Großen etwas Unabänderliches, Unvermeidliches, ein Naturgesetz wie etwa Hagel und Donner«. Wie aber, wenn einmal in einer großen Stunde die durch die fallende Bastille hervorgerufene Erschütterung euch aufrüttelte, wenn es sich herausstellte, man habe es nur mit einem künstlichen Gesetz, einer künstlichen Ordnung zu thun, die man abändern oder umstoßen könne! – Oder habt ihr jenen »Strom von Wilden« vergessen, der vor den Augen des nämlichen Menschenfreundes vom Gebirge Mont d'or hinabflutete? Hagere Gestalten mit schlichtem Haar und hohlen Gesichtern, hohen Holzschuhen, wollenen Kitteln und ledernen, mit Kupfernägeln beschlagenen Gürteln! Sie wiegen sich von einem Fuß auf den anderen, schlagen mit den Ellbogen den Takt dazu, bis Streit und Kampf, die nicht lange auf sich warten lassen, ausbrechen; sie erheben ein wildes Geheul und verzerren ihre mageren Gesichter zu einer Art

grausamen Lachens; denn ihre Herzen sind verdüstert und verhärtet. Waren sie ja doch lange Jahre nur ein Gegenstand der Ausbeutung für Accise- und Steuereinnehmer, für die »Schreiber mit dem kalten Spritzen ihrer Feder«. Unser alter Marquis sprach damals die bestimmte, leider von niemand beachtete Prophezeiung aus, eine »solche Blindekuh spielende Regierung müsse, wenn sie zu weit stolpere, mit allgemeinem Umsturz (Culbute Générale) enden«.

Niemand wollte hören; jeder ging gedankenlos seinen eigenen Weg – und Zeit und Schicksal schritten auch weiter. Die Regierung, die mit der Binde vor den Augen weiterstolperte, ist bei dem unvermeidlichen Abgrund angelangt. Die stumpfen, von Schreibern mit dem kalten, feigen Spritzen ihrer Feder vorwärts getriebenen Sklaven sind nun – in eine Ge*mein*schaft von Sklaven hineingetrieben worden. Jetzt haben überdies Pariser Zeitungen auf ihren papierenen Flügeln oder, wo es keine Zeitungen giebt, Gerüchte und Vermutungen die seltsamste, verworrenste Kunde zu ihnen gebracht: Die Bedrückung ist *nicht* unvermeidlich, die Bastille liegt in Trümmern, und die Konstitution geht rasch ihrer Vollendung entgegen. Wenn diese Konstitution ein Etwas und nicht ein Nichts ist, kann sie etwas anderes sein als Brot zum Essen?

Unser »Reisender«, der »den Zügel in der Hand, bergauf geht«, holt ein armes Weib ein; wie fast jede ihresgleichen ist auch sie ein Bild von Mühsal und Elend; sie sieht wie eine Sechzigerin aus und zählt doch erst achtundzwanzig Jahre. Sie haben sieben Kinder, ihr armer Mitsklave und sie, eine Pacht mit einer Kuh, die es ermöglicht, daß doch die Kinder etwas zu schlucken haben, dazu ein kleines Pferd oder einen Klepper. Sie haben Pacht und Erbzins zu zahlen, Hühner an diesen Seigneur, Säcke Hafer an jenen abzuliefern, dazu königliche Steuern, Frohnarbeiten, Kirchensteuern, kurz Steuern im Überfluß; – die Zeit sei, wie sie sagt, unsagbar hart. Sie hat gehört, daß irgend*wo* und irgend*wie* irgend*etwas* für den Armen geschehen soll. »Gott gebe es bald; denn die Abgaben und Steuern erdrücken uns (nous écrasent).«

Goldene Berge hat man prophezeit, aber die Weissagungen sind

nicht in Erfüllung gegangen. Was haben wir nicht alles gesehen! Notabeln und andere Versammlungen sind gekommen und gegangen; es hat Ränke und Schliche, parlamentarische Beredsamkeit und Redeschlachten gegeben; Macht stand gegen Macht im Kampfe; so währt es schon lange, und doch kommt noch immer kein Brot. Die Frucht ist geschnitten und eingeheimst und – noch immer kein Brot. Was kann das geplagte Elend, von Verzweiflung und Hoffnung getrieben, anderes thun als, wie es vorausgesagt wurde, sich erheben und den allgemeinen Umsturz herbeiführen?

Denkt euch nun, etwa fünf volle Millionen dieser dürren Gestalten mit den mageren Gesichtern (figures hâves), den wollenen Kitteln, den kupferbeschlagenen Ledergürteln und den hohen Holzschuhen würden sich nach jahrhundertelanger Nichtbeachtung erheben, um mit Urwaldsstimmen an die gewaschenen höheren Klassen die nachdrückliche Frage zu richten: Wie habt ihr uns behandelt, belehrt, gespeist und geleitet, während wir uns für euch mühten und plagten? Die Antwort kann man in Flammenschrift oben am nächtlichen Sommerhimmel lesen! Die Nahrung und Leitung, die uns von euch kam, heißt *Leere:* Leere in der Tasche und im Magen, Leere im Kopfe und im Herzen! Seht, *wir haben nichts in uns*, nichts als das, was die Natur ihren wilden Wüstenkindern giebt: Wildheit, Gier und die Stärke des Hungers. Habt ihr auch unter den Menschen*rechten* verzeichnet, daß der Mensch so lange, als von ihm geerntetes Brot vorhanden ist, nicht Hungers sterben soll? Unter den Menschen*kräften* dürftet ihr es finden.

Zweinndsiebzig Schlösser sind allein im Mâconnais und Beaujolais in Rauch und Flammen aufgegangen. Hier scheint das Centrum, der Hauptherd des Brandes zu sein, der sich über die Dauphiné, das Elsaß und Lyonnais verbreitet hat. Der ganze Südosten ist eine einzige Flammenglut. Im ganzen Norden von Rouen bis Metz herrscht weit und breit Aufruhr und Empörung; bewaffnete Banden von Salzschmugglern ziehen ganz offen herum, die Mautschranken der Städte werden verbrannt, die Zoll- und Steuereinnehmer zur Flucht gezwungen. »Es war vorauszusehen«, sagt

Young, »daß das Volk vor Hunger revoltieren werde«, und wir sehen, daß es eingetreten ist. Arme Teufel, die in ihrer Verzweiflung lange planlos umhergeirrt sind und nun in der Verzweiflung selbst eine Hoffnung finden, bilden überall den Kern- und Sammelpunkt. Sie läuten die Kirchenglocken, und auf dies Sturmsignal zieht die Gemeinde zur Arbeit hinaus. Wildheit und Grausamkeit, Hunger und Rache: die Arbeit können wir uns vorstellen!

Schlimm steht es jetzt um den Seigneur, der z. B. »den einzigen Brunnen seines Dorfes vermauern ließ«, der voll Stolz auf seine *Freibriefe* und Pergamente pochte, der das Wild nicht maßvoll, sondern nur zu gut hegen ließ. Auch Kirchen und geistliche Pfründen werden ohne Gnade und Barmherzigkeit geplündert; man hat die Herde zu kahl geschoren, des Futters aber hat man vergessen. Wehe dem Lande, über das der Sansculottismus an seinem Tage der Rache in seinen Holzschuhen dröhnenden Schrittes hinwegstampft! Hochgeborene Seigneurs müssen mit ihren zarten Frauen und Kindern »halbnackt« im Dunkel der Nacht fliehen, froh, den Flammen oder noch Schlimmerem zu entgehen. Ihr begegnet ihnen bei den Tables d'hôte in den Gasthäusern, wo sie weise oder thörichte Betrachtungen darüber anstellen, daß »alle Standesunterschiede vernichtet sind«; sie wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Der Métayer wird es für angezeigt halten, sich mit der Zahlung des Pachtes nicht zu beeilen. Der Zolleinnehmer, der als zweibeiniges Raubtier so lange gejagt hat, sieht sich jetzt selbst gejagt; Seiner Majestät Schatzkammer wird wohl in diesem Jahre »das Deficit nicht decken«. Viele sind der Meinung, der patriotische König, der Wiederhersteller der französischen Freiheit, habe die meisten Steuern abgeschafft, doch werde dies von gewissen Leuten um ihrer Privatzwecke willen noch geheim gehalten.

Wo wird das enden? Im Abgrunde, kann man prophezeien, dort, wohin jederzeit aller Trug seinen Weg nimmt und wo auch der gegenwärtige Trug eben angelangt ist; denn wenn je eine Wahrheit uralt ist, so ist es, wie schon oft erwähnt wurde, die: Eine Lüge kann nicht ewig währen. Die Wahrheit muß wohl ihr Gewand von

Zeit zu Zeit ändern und eine Wiedergeburt erleben; aber aller Lüge ist das Todesurteil beim himmlischen Gerichtshof selbst geschrieben, und langsam oder schnell rückt sie unaufhörlich ihrer letzten Stunde näher. »Das Zeichen, woran man erkennt, daß irgendwo ein Grand-Seigneur Gutsherr ist«, sagt der lebhafte, offene Arthur Young, »sind Wüsteneien, Einöden, Heiden; und suchst du nach seinem Wohnsitz, so findest du ihn inmitten eines Waldes, den Hochwild, Wölfe und Wildschweine bevölkern. Die Felder bieten das Bild kläglicher Bewirtschaftung, die Hütten das Bild des Elends. So viele Millionen von Menschenhänden, die gerne fleißig wären, müßig und hungernd sehen zu müssen! O, wäre ich nur einen einzigen Tag Frankreichs Gesetzgeber, ich wollte diese großen Herren wieder springen machen!« O Arthur, jetzt siehst du sie wirklich *springen*; – wirst du auch darüber brummen und murren?

Lange Jahre und viele Geschlechter hindurch hat es gewährt, aber nun ist die Zeit gekommen. Dem gedankenlosen Leichtsinn, der keiner Mahnung der Vernunft sich zugänglich zeigte, mußten lodernde Feuerbrände Erleuchtung bringen; es blieb kein anderes Mittel übrig. Seht doch und überlegt! Die Witwe sammelt Nesseln für das Mittagsmahl ihrer Kinder; ein parfümierter Seigneur, der im Oeil de Boeuf im Wohlleben die Zeit totschlägt, besitzt eine Alchemie, durch die er der Armen jede dritte Nessel abpreßt – und das nennt er gesetzlichen Zins! Ein solches System muß ein Ende nehmen; oder nicht? Aber wie schrecklich ist ein *solches* Ende! Mögen diejenigen, welchen Gott in seiner großen Barmherzigkeit Zeit und Gelegenheit gegeben hat, ein anderes und freundlicheres Ende vorbereiten!

Mancher mag sich darüber wundern, daß die Seigneurs in gar keiner Weise zur Selbsthilfe schritten, daß sie sich z. B. nicht verbanden und bewaffneten; es waren ihrer doch an die »Einhunderundfünfzigtausend«, alle durchwegs tapfere Männer. Leider können sich einhundertundfünfzigtausend Leute, zumal wenn sie über weite Provinzen zerstreut und durch gegenseitige Anfeindungen entzweit sind, nicht verbinden. Die höchsten Seigneurs waren,

wie wir sahen, bereits ausgewandert – in der Absicht, Frankreich die Schamröte ins Gesicht zu treiben. Auch sind Waffen nicht mehr das besondere und ausschließliche Eigentum der Seigneurs, sondern jedes Sterblichen, der zehn Schilling hat, um sich dafür ein gebrauchtes Gewehr zu kaufen.

Schließlich haben die hungernden Bauern denn doch nicht vier Füße und Klauen, daß man sie dauernd niederhalten könnte; sie sind auch nicht Schwarze von Geburt, sie sind vielmehr nichts anderes als ungewaschene Seigneurs, und auch ein Seigneur hat menschliche Eingeweide! – Die Seigneurs thaten, was sie konnten, meldeten sich zur Nationalgarde oder flohen und erfüllten Himmel und Erde mit ihrem Jammergeschrei. Ein Seigneur, der berüchtigte Memmay von Quincay bei Besoul, lud alle Bauern seiner Nachbarschaft zu einem Gastmahle ein, sprengte sein Schloß samt den Gästen mit Pulver in die Luft und verschwand sofort, niemand weiß noch wohin. Ungefähr sechs Jahre später kam er zurück und bewies, daß das Unglück durch Zufall geschehen war.

Auch die Behörden sind nicht müßig, obgleich leider alle Behörden, Municipalitäten und ähnliche sich in einem ungewissen Übergangsstadium befinden; sollen sie doch aus alten, monarchischen zu neuen, demokratischen Behörden umgeformt werden; kein Beamter weiß klar, was er ist. Trotzdem werden von alten und neuen Maires Nationalgarden, Maréchaussées und Linientruppen gesammelt. Es fehlt nicht an einer Justiz mit einem oft höchst summarischen Verfahren. Der Wahlausschuß von Mâcon, obgleich nur ein Ausschuß, geht so weit, daß er aus eigener Machtvollkommenheit nicht weniger als Zwanzig henken läßt. Der Prévost der Dauphiné durchzieht das Land »mit einer fliegenden Kolonne«, mit Bütteln und Stricken; als Galgen kann der nächstbeste Baum dienen und seinen Schuldigen oder sogar ihrer »dreizehn« tragen.

Unglückliches Land! Wie wird das herrliche Gold und Grün des reifen, sonnigen Jahres durch gräßliches Schwarz, durch die schwarze Asche von Schlössern und die schwarzen Leichen Gehenkter geschändet! Die Industrie muß feiern; statt des Lärms

von Hammer und Säge hört man nur noch Sturmglocke und Alarmtrommel. Das Scepter ist – niemand weiß, für wie lange – entschwunden, ist durch *eigene* Schuld in Stücke gegangen: hier herrscht Ohnmacht, dort Tyrannei. Die Nationalgarden sind ungeschult und in ihrer Haltung unverläßlich, die Soldaten neigen zur Meuterei, und die Gefahr, daß die beiden aneinander geraten, ist nicht geringer als die Gefahr, daß sie einig werden. Straßburg hat seinen Aufstand erlebt: das Stadthaus ist förmlich in Stücke gerissen, die Archive sind in alle Winde verstreut. Drei Tage lang umarmen trunkene Soldaten trunkene Bürger und bringen Maire Dietrich und Marschall Rochambeau beinahe zur Verzweiflung.

Inmitten dieser Erscheinungen sehen wir Monsieur Necker im Triumphzuge – so geben ihm bei seiner Durchreise durch Belfort fünfzig berittene Nationalgardisten und die vollständige Militärmusik das Geleite – aus Basel zurückkehren, strahlend wie die Mittagssonne, obgleich der arme Necker selbst schon eine Ahnung hat, wohin das führen muß. Einen höchsten Tag, den Gipfelpunkt des Glanzes, erlebt er im Pariser Stadthause: Hier erbrausen nicht endenwollende Vivats, hier knien Frau und Tochter öffentlich vor ihm nieder, um ihm die Hände zu küssen, hier willigt man in Besenvals Begnadigung – die man aber vor Sonnenuntergang widerruft: einen höchsten Tag, dann folgen niedrigere, immer niedrigere bis zum niedrigsten hinab. Eine solche zauberhafte Wirkung hat ein glänzender und ein verblassender Name. Wie Mambrinos Zauberhelm, der zum Siege durchaus notwendig ist, begrüßt die Welt mit Jubelruf und Cymbelklang diesen »Retter Frankreichs«; aber ach, kaum ist der Zauber geschwunden, wirft man ihn verächtlich wie eine Barbierschüssel über die Schranken. Gibbon »mochte wohl mit Recht wünschen«, ihn in diesem entwürdigten Zustande als Barbierbecken jedem ehrlichen und ernst denkenden Manne, der etwa Lust zeigte, sich von einem glücklichen oder unglücklichen Ehrgeiz die Seele ausbrennen zu lassen und ein caput mortuum zu werden, als warnendes Beispiel zu zeigen.

Nur noch eine Kleinigkeit wollen wir ohne jeden Zusatz erwähnen: wie nämlich in jenen Herbstmonaten unser leicht erregbarer Arthur »seit einigen Tagen durch Schüsse, durch Schrot und Kugeln beunruhigt wurde, die fünf- oder sechsmal in seinen Wagen einschlugen und ihm um die Ohren pfiffen«; war doch das ganze Landgesindel auf den Beinen, um Wild zu schießen. So ist es. Auf den Klippen von Dover, an allen Grenzmarken Frankreichs nimmt man in diesem Herbst zwei Erscheinungen wahr: Schwärme auswandernder französischer Seigneurs und Schwärme auswandernden französischen Federwildes! Vorbei, können wir sagen, oder so gut wie vorbei ist es mit dem Wildhegen auf dieser Erde, vorbei für alle Zeit; ausgespielt ist die Rolle, die es in der Geschichte der Civilisation zu spielen hatte; plaudite! exeat!

So lodern die Flammen des Sansculottismus empor und beleuchten gar vieles; er ist es, der unter anderem, wie wir sahen, am 4. August jene halbwunderbare Pfingstnacht herbeiführte, jene halbwunderbare Nacht, die ihre Ursachen und Wirkungen hatte. Der Feudalismus ist vernichtet, nicht nur auf dem Pergament und durch Tinte, sondern wirklich, durch Feuer, sagen wir durch Selbstverbrennung. Dieser Brand im Südosten wird nachlassen, wird nach Westen oder sonstwohin getragen; aber erlöschen wird er nicht, bevor nicht aller *Brennstoff* aufgezehrt ist.

## Viertes Kapitel.
## **En Queue.**

Werfen wir jetzt einen Blick auf Paris, so fällt eins besonders auf: Die Bäckerläden haben ihre *Queues* oder Schweife, d. h. lange Reihen von Käufern, die hintereinander stehend einen Schweif bilden, sodaß der erste zuerst bedient wird – wenn der Laden nur erst einmal offen ist. Dies Warten im Gänsemarsch, das man seit den ersten Julitagen nicht mehr gesehen hat, kommt im August wieder zum Vorschein. Mit der Zeit werden wir es durch Übung

fast zu einer Kunst vervollkommnet sehen, und die Kunst oder Quasi-Kunst, en queue zu stehen, wird zu einem charakteristischen Merkmale des Pariser Volkes, wodurch es sich von jeder anderen Stadtbevölkerung unterscheidet.

Bedenkt jedoch, daß gerade jetzt, da die Arbeit selbst so karg ist, der Mann nicht bloß Geld verdienen, sondern auch (wenn sein Weib zum Warten und Drängen zu schwach ist), oft halbe Tage en queue stehen und warten muß, bis er sein Geld gegen teures und schlechtes Brot eintauscht! Notwendigerweise entstehen in diesen verzweifelten Queues Streitigkeiten, die bisweilen zu blutigen Schlägereien ausarten. Kommt es nicht zu Streit, so hört man ein einstimmiges Pange lingua von Klagen gegen die gegenwärtigen Machthaber. Frankreich hat sein langes Curriculum des Hungerns begonnen, das weit lehrreicher und fruchtbarer als manches akademische Curriculum, durch volle sieben strenge Jahre währt. Wie sagt doch Jean Paul von seinem eigenen Leben: »Im Hungern kann man es oft gar weit bringen.«

Bedenkt dagegen, welch grellen Gegensatz dazu die Jubelfeierlichkeiten bilden! Paris zeigt im Augenblick folgende zwei Züge: Jubelfeierlichkeiten und Brotmangel. Jubelprozessionen ziehen in Menge auf, Prozessionen von jungen Weibern, die, geputzt und insgesamt mit dreifarbigen Bändern behängt, unter Gesang und Trommelschlag zum Schrein der heiligen Genoveva gehen, um ihr für den Fall der Bastille zu danken. Die handfesten Männer und Weiber der Halle mit ihren Reden und Blumensträußen fehlen nicht dabei. Abbé Fauchet, in solcher Arbeit berühmt (Abbé Lefèvre konnte ja nur Pulver verteilen), segnet dreifarbiges Tuch für die Nationalgarde ein und macht es zum dreifarbigen Nationalbanner, das über die ganze Welt der bürgerlichen und religiösen Freiheit siegbringend oder siegverheißend flattern soll. Fauchet ist, wie gesagt, der Mann der Tedeums und öffentlichen Einweihungen, wobei, wie im Falle unserer Fahnenweihe, die Nationalgarde, obwohl es in der Kirche und Kathedrale ist, »mit Musketensalven antwortet« und Notre-Dame mit einem bedeutungsvollen Amen von Lärm und Pulverdampf erfüllt.

Im ganzen können wir sagen, daß unser neuer Maire Bailly und unser neuer Kommandant Lafayette, auch »Scipio Americanus« genannt, ihre Ehren teuer erkauft haben. Bailly fährt zwar prunkvoll und von Leibgardisten begleitet in vergoldeter Staatskutsche, und Scipio besteigt trotz der boshaften Bemerkungen, die Camille Desmoulins und andere machen, sein »weißes Schlachtroß«, und bürgerliche Federn wallen im Angesichte ganz Frankreichs von seinem Hute herab; aber keiner von beiden thut es umsonst, vielmehr um einen mehr als hohen Preis, um den Preis, Paris zu füttern und die Stadt von Streit und Kampf abzuhalten. Auf Kosten des Stadtsäckels beschäftigt man gegen einen Taglohn von zehn Pence, wofür man nach dem Marktpreis höchstens zwei Pfund schlechten Brotes kaufen kann, gegen siebzehntausend der Allerärmsten mit Erdarbeiten auf dem Montmartre: Lafayette, der hingeht, um an sie eine Ansprache zu halten, findet, daß sie recht gelb aussehen. Das Stadthaus ist Tag und Nacht an der Arbeit; es soll Brot, eine städtische Verfassung, Verordnungen aller Art, Zügel für die sansculottische Presse, vor allem aber Brot und noch einmal Brot schaffen.

Hungrigen Löwen gleich durchstreifen Lieferanten weit und breit das Land, spüren verborgenes Korn aus, kaufen offen angebotenes Korn; mag es auf friedlichem Wege oder durch Gewalt geschehen, Korn wollen und müssen sie finden. Eine gar undankbare, schwierige und gefährliche Aufgabe, selbst wenn man eine Kleinigkeit dabei gewönne. Am 19. August hat man nur noch für einen Tag Lebensmittel. Klagen werden laut, das Mehl sei verfälscht und wirke schädlich auf die Eingeweide, es sei nicht Korn, sondern Pariser Gips! Eine Kundmachung des Stadthauses ermahnt, man möge der übeln Wirkung auf die Eingeweide nicht achten, »auch nicht des Brennens im Gaumen und Halse«, man möge dies vielmehr als äußerst zuträgliche Wirkung betrachten. Den Maire von St. Denis hat das an Verdauungsstörungen leidende Volk an die Laterne gehenkt, so schwarz war sein Brot. Nationalgarden schützen den Pariser Kornmarkt; anfangs genügen zehn Mann, später

braucht man sechshundert. Ja, ihr habt viel zu thun, Bailly, Brissot de Warville, Condorcet und ihr anderen!

Wie schon erwähnt wurde, ist ja auch eine neue Munizipal-Konstitution zu schaffen. Nachdem die alten Bastille-Wahlherren etwa zehn Tage lang nur Loblieder über ihren glorreichen Sieg gehört hatten, begann man ärgerlichen Tones an sie die Frage zu stellen: Wer hat *euch* auf diesen Platz gestellt? So mußten sie denn, nicht ohne Klagen und lautes Murren auf beiden Seiten, einer neuen, größeren, eigens dazu erwählten Körperschaft Platz machen. Diese neue, veränderte, vermehrte, schließlich auf dreihundert Mitglieder festgesetzte Körperschaft tagt jetzt hier unter dem Titel: Représentants de la Commune und arbeitet, in Ausschüsse gehörig eingeteilt, zu jeder Stunde, in der sie nicht nach Korn sucht, gar emsig an einer Konstitution.

Und an was für einer Konstitution! Sie grenzt beinahe ans Wunderbare, sie wird »die Revolution konsolidieren«. So ist denn die Revolution zu Ende? Maire Bailly und alle angesehenen Freiheitsfreunde möchten es gerne glauben. Euere Revolution hat man also nur wie ein gekochtes Gelee in Konstitutions*formen* zu gießen und sie darin »konsolidieren« zu lassen? Ja, käme es bis zum *Erkalten*; aber gerade dies ist zweifelhaft oder steht vielmehr außer allem Zweifel.

Unglückliche Freunde der Freiheit, die ihr eine Revolution konsolidieren wollt! Ihr müßt dasitzen und arbeiten, während euer Zelt über einem wirklichen Chaos zwischen zwei feindlichen Welten, der Oberwelt des Hofes und der Unterwelt des Sansculottismus, schwebt; und von beiden bedrängt, müßt ihr euch peinvoll und gefahrvoll abquälen; und arbeitet doch nur im traurigsten, buchstäblichen Ernst an dem »Unmöglichen«.

## Fünftes Kapitel.
## **Der vierte Stand.**

Die Presse öffnet ihren abgrundtiefen Schlund immer weiter, um ihn nicht wieder zu schließen. Unsere Philosophen kehren ihr freilich nach dem Beispiele Marmontels, »der sich gleich am ersten Tage mit Widerwillen zurückzog«, den Rücken. Der in seinem Marseiller Domizil grau und ruhig gewordene Abbé Raynal ist mit dem Laufe der Dinge wenig zufrieden; seine letzte litterarische Leistung ist abermals ein Akt der Auflehnung: ein entrüstetes *Schreiben an die konstituierende Versammlung*; – die Antwort darauf lautet: »Übergang zur Tagesordnung.« Auch der Philosoph Morellet runzelt unzufrieden die Stirn; ist er doch durch jenen 4. August in seinen Pfründen bedroht: das geht doch offenbar zu weit. Wie befremdend, »daß sich diese hageren Gestalten in wollenen Kitteln nicht ebenso wie wir mit der Spekulation und siegreichen Analyse zufriedengeben wollen!«

Ach ja, Spekulation und Philosophismus, einst nur des Salons Eigentum und Zierde, wird sich jetzt zu lediglich praktischen Vorschlägen umprägen und allenthalben auf Wegen und Straßen in Umlauf kommen, und dies mit Erfolg! Ein vierter Stand von geschickten Zeitungsschreibern schießt empor, wächst, vermehrt sich ins Unendliche und läßt sich nicht unterdrücken. Neue Drucker tauchen auf und neue Journale und immer wieder neue; so vielverlangend ist die Welt. Mögen unsere Dreihundert sie nur zügeln und konsolidieren, soviel sie können! Loustalot giebt unter den Fittichen Prudhommes, des langweiligen, prahlerischen Druckers, wöchentlich seine beißend und rücksichtslos geschriebenen »Révolutions de Paris« heraus. Beißend und ätzend wie Schlehengeist und Vitriol ist Marat im »Ami du Peuple«; bei ihm steht es schon fest, daß die Nationalversammlung, in der es von Aristokraten wimmelt, »nichts thun kann« als sich selbst auflösen und einer besseren Platz machen, daß die Stadtrepräsentanten wenig mehr als Schwätzer und Schwachköpfe, wenn nicht gar Schurken sind. Der Mann ist

ein armer Teufel; er ist schmutzig, wohnt in Dachkammern, sein Inneres und Äußeres wirkt gleich abstoßend auf uns; er ist von Gott gezeichnet, und jetzt ist er von einer fixen Idee besessen und wird zum Fanatiker. Grausames *Spiel* der Natur. Armer Marat, hat dich die Natur nur wie zum grausamen Zeitvertreib aus ihren *Abfällen* und einem Gemenge unbrauchbaren Lehms geknetet und wie eine Stiefmutter dich, das Bild der Zerrissenheit, in dieses zerrissene 18. Jahrhundert hineingeschleudert? Die Arbeit, welche dir darin beschieden ist, wirst du verrichten. Die Dreihundert haben Marat vorgeladen und werden es wieder thun, aber immer weiß er eine ausreichende Antwort zu krächzen, immer wird er ihnen trotzen oder sich ihren Händen entwinden und sich nicht knebeln lassen.

Carra, »Exsekretär eines geköpften Hospodaren« und später des Halsbandkardinals, auch Pamphletist, Abenteurer in gar vielen Landen und auf gar vielen Schauplätzen, drängt sich an Mercier vom »Tableau de Paris« heran und macht schäumenden Mundes den Vorschlag zu den »Annales Patriotiques«. Der Moniteur blüht und gedeiht weiter; Barrière »weint« in seinem bis jetzt noch loyalen Blatte; Rivarol und Royou bleiben nicht müßig. Die Tiefe ruft zur Tiefe: euer Domine Salvum Fac Regem wird ein Pange Lingua wecken; neben dem »Ami du Peuple« besteht eine königsfreundliche Zeitung »Ami du Roi«. Camille Desmoulins hat sich zum »Procureur-Général de la Lanterne«, zum General-Anwalt der Laterne aufgeworfen und verficht unter einem blutrünstigen Titel in einer durchaus nicht blutrünstigen Art seine Sache; er giebt wöchentlich seine glänzenden »Révolutions de Paris et Barbant« heraus. Die *glänzenden* sagen wir; denn wenn dich in der dumpfen Schwüle der Tagespresse mit ihrem leeren Phrasenschwulst, mit ihrer verhaltenen oder ungezügelten Wut irgend ein Strahl des Genies begrüßt, so sei dessen gewiß, er kommt von Camille. Was Camille berührt, schmückt er mit leichter Hand; in die schrecklichste Verwirrung bringt er unerwartet und spielend Klarheit; Camilles Worte sind oft lesenswert, wenn keines anderen Worte gelesen zu werden verdienen. Rätselhafter Camille, wie schimmert aus dir das immer noch

halbhimmlische Licht eines gefallenen Himmelsrebellen gleich dem Sternenlicht auf Lucifers Stirn! Sohn des Morgens, in welche Zeit, in welches Land bist du gefallen!

Aber in allen Dingen liegt etwas Gutes, wenn auch nichts Gutes für »die Konsolidierung von Revolutionen«. Tausende von Wagenladungen dieser Flugschriften und Zeitungen liegen in den öffentlichen Bibliotheken unseres Europa, wo sie langsam vermodern. Gleich Austern von bibliomanen Perlenfischern aus dem großen Schlund herausgefischt, müssen auch sie zuerst *vermodern*, dann erst kann das, was Camille oder andere an Perlen enthielten, erkannt werden und wird dauernden Wert haben.

Auch das öffentliche Reden hat trotz der sauren Gesichter, die Lafayette und seine Patrouillen dazu machen, nicht abgenommen. Laut geht es stets im Palais Royal zu, am lautesten im Café de Foy, wo eine gar bunte Menge von Bürgern und Bürgerinnen aus- und eingeht. »Dann und wann nützen«, wie Camille behauptet, »einige Bürger die *Preß*-Freiheit für ihre Privatzwecke aus, so daß dadurch dieser oder jener Patriot seine Taschenuhr oder sein Taschentuch einbüßt.« Im übrigen giebt es nach Camilles Meinung nichts, was ein anschaulicheres Bild vom Forum Romanum geben könnte. »Ein Patriot stellt seinen Antrag; findet er Unterstützung, so läßt man ihn auf einen Stuhl steigen und sprechen. Erntet er Beifall, so bringt er es weiter und redigiert; wird er ausgezischt, so geht er seines Weges.« So treiben sich diese Patrioten allerorten herum und halten hochtrabende Reden. Vor allen aber sieht und hört man den langen, struppigen Marquis Saint-Huruge, einen Mann, der Verluste gehabt und sie verdient hat. »Brüllen« ist das Merkmal seiner Stimme, er brüllt wie ein Stier von Basan mit einer Stimme, die alle anderen übertönt und gar oft die Herzen erzittern macht. Verrückt oder halbverrückt ist des Marquis Kopf; aber seine Lungen sind »unverrückt« auf ihrem Platze: das Verrückte und das Unverrückte wird ihm gleichviel nützen.

Bedenkt noch, daß jeder von den achtundvierzig Distrikten seinen eigenen Ausschuß besitzt, der ohne Ende Reden hält und

Anträge stellt, der beim Suchen nach Korn, beim Suchen nach einer Konstitution mithilft, indem er die armen Dreihundert im Stadthaus bald zurückhält, bald antreibt; bedenkt, daß Danton mit seiner »Stimme, die von den Gewölben wiederhallt«, Präsident des Cordeliers-Distriktes ist, das schon Gosen des Patriotismus geworden ist; bedenkt, daß es, abgesehen von den »siebzehntausend Allerärmsten, die am Montmartre graben«, von denen man die meisten mit vier Schilling entlassen und ins Weite geschickt hat, einen *Streik* oder Verband von stellenlosen Hausknechten giebt, die sich zu öffentlichen Beratungen versammeln; ferner einen Streik der Schneider, denn auch sie wollen streiken und reden; ferner einen Streik der Schuhmachergesellen, einen Streik der Apotheker: – so teuer ist das Brot. Da nun einmal alle diese in den Streik getreten sind, so müssen sie auch, zumeist unter freiem Himmel, Reden halten und Beschlüsse fassen – während Lafayette und seine Patrouillen sie mit argwöhnischen Augen aus der Ferne beobachten.

Unglückliche Sterbliche! Welch ein Ringen und Kämpfen, welch gegenseitiges Würgen, nur damit die ganze Summe menschlichen Glückes auf dieser Erde so verteilt werde, daß sie keinem ganz unerträglich erscheine, während doch die ganze zur Verteilung gelangende Summe ein bloßes »Schaugericht« ist. – Thätig sind die dreihundert; niemand kommt in der Behandlung des Pöbels unserem Scipio Americanus gleich; aber all dies bedeutet wahrlich nichts Gutes für das Konsolidieren einer Revolution.

# Siebentes Buch.

# Der Weiberaufstand.

## Erstes Kapitel.
## **Patrouillotismus.**

Diese Revolution, Freunde, ist nicht so geartet, daß sie sich konsolidieren ließe. Wachsen nicht Feuer, Fieber, bestellte Saaten, chemische Mischungen, Menschen, Ereignisse, kurz alle Verkörperungen von Kraft, die in diesem wunderbaren Inbegriff von Kräften, welchen wir Weltall nennen, wirksam sind, wachsen sie nicht alle nach ihrer Weise durch alle Entwicklungsstufen hindurch, bis sie ihren Höhepunkt erreichen, dann sichtlich verfallen, schließlich zusammensinken und verschwinden oder, wie wir es nennen, *sterben*? Alles wächst, es giebt überhaupt nichts, was nicht wächst und der ihm eigentümlichen Entfaltung zustrebt, sobald ihm nur die Möglichkeit zur Entwicklung gegeben ist. Beachte auch, daß alles mit einer Schnelligkeit wächst, die im allgemeinen zu dem ihm innewohnenden Übermaß krankhafter Triebkraft im graden Verhältnis steht; langsames, regelmäßiges Wachstum hingegen, so gewiß auch dieses mit dem Tode endet, nennen wir Wohlbefinden und Gesundheit.

Ein Sansculottismus, der Bastillen zertrümmert, der Gewehr und Pike erhalten hat und jetzt Schlösser einäschert, der Beschlüsse faßt und unter Dach oder unter freiem Himmel Reden hält, der ist, wie man mit Recht behaupten darf, aufgeschossen und muß nun nach dem Gesetz der Natur wachsen. Urteilt man sowohl nach dem ihm innewohnenden Übermaß krankhafter Triebkraft, als auch nach dem Nährboden und der ihn umgebenden Atmosphäre, in welcher er sich entwickelt, so läßt sich wohl erwarten, daß die Schnelligkeit und Ungeheuerlichkeit seines Wachstums jedes Maß überschreiten werden.

Manches, zumal alles Krankhafte, wächst auch stoß- und ruckweise. Der erste große Vorstoß, den der Sansculottismus machte,

bestand in der Eroberung des Königs durch sein Paris; denn Baillys Redefigur entsprach der traurigsten Wahrheit. Der König ist erobert, er darf sich auf Ehrenwort frei bewegen, aber nur unter der Bedingung eines vollkommen zufriedenstellenden Verhaltens, eine Bedingung, die unter den bestehenden Verhältnissen leider nicht mehr und nicht weniger als den Verzicht auf jedes Verhalten überhaupt bedeutet. Ist es nicht ein durchaus unhaltbarer Zustand, daß einer Majestät Stellung von ihrem Wohlverhalten abhängen soll? Ach, ist es nicht ebenso natürlich, daß alles Lebende sich am Leben zu erhalten sucht? Daher wird denn auch des Königs Verhalten bald tadelnswert erscheinen, und der zweite große Vorstoß des Sansculottismus, die Inhaftnahme des Königs, kann nicht lange auf sich warten lassen.

Necker stimmt wie gewöhnlich in der Nationalversammlung sein Klagelied über das Defizit an: Die Barriere und Zollämter sind niedergebrannt, die Steuereinnehmer jagen nicht, sondern werden gejagt, der königliche Staatsschatz ist beinahe leer. Abhilfe soll ein Dreißigmillionen-Anlehen bringen, ferner unter noch verlockenderen Bedingungen eines von achtzig Millionen; leider wollen sich die Geldspekulanten weder auf das eine noch auf das andere einlassen; der Geldspekulant kennt eben kein Vaterland, er erkennt nur seinen schwarzen *Agio*-Pfuhl.

Und doch, welche Glut von Patriotismus brennt gerade jetzt in den Herzen aller Menschen, die ein Vaterland haben, eine Glut, die sogar bis zum Geldbeutel dringt! So wurde schon am 7. August von einer Anzahl Pariser Frauen ein Don patriotique, »eine patriotische Gabe von Juwelen in beträchtlichem Werte«, feierlich übergeben und ebenso feierlich und unter ehrender Erwähnung angenommen, ein Beispiel, das alle Welt in edlem Wetteifer nachahmt. Patriotische Gaben, stets von heroischen Ansprachen begleitet, welche der Präsident erwidern und die Versammlung anhören muß, fließen von nah und fern ein und zwar in solcher Menge, daß die ehrende Erwähnung nur noch in »Listen ausgedrückt wird, die man in bestimmten Zeiten veröffentlicht«. Jeder giebt, was er kann: sogar

die Schuhmacher zeigen sich freigebig; ein Grundbesitzer schenkt einen Wald; die vornehme Welt opfert ihre Schuhschnallen und greift fröhlichen Mutes zu Schuhbändern; Freudenmädchen schenken, was sie in ihrem Venusdienste erworben haben. – Was sagt doch Vespasianus: Alles Geld riecht gut!

Herrlich, aber es genügt nicht. Der Klerus muß »eingeladen« werden, seine überflüssigen Kirchengeräte – in der Königlichen Münze einschmelzen zu lassen, und schließlich muß man sich doch, wenn auch ungern, zu einer zwangsweisen patriotischen Beisteuer entschließen: Nur dies eine Mal erlegt den vierten Teil eures unbekannten Jahreseinkommens, und die Nationalversammlung wird, wenigstens ohne durch den Bankerott gestört zu sein, die Konstitution vollenden. Die Diäten der Abgeordneten selbst betragen nach der Feststellung vom 17. August nur achtzehn Francs für den Tag und Mann; aber der Staatsdienst muß Nerven, muß Geld haben! Und trotz alledem ist es, wie man Mirabeau äußern hört, gerade »das Defizit, das uns rettet«.

Gegen Ende August ist unsere Versammlung in ihrer Verfassungsarbeit schon bei der *Veto*frage angelangt. Soll der König gegen Nationalbeschlüsse ein Veto haben oder nicht? Welche Menge von Reden hört man drinnen und draußen, welche klare und leidenschaftliche Logik, welche Verwünschungen und Drohungen! – Der größte Teil davon ist glücklicherweise zum Hades hinabgesunken. Auch das Palais Royal wiederhallt dank dem verrückten Hirn und den unverrückten Lungen des Marquis Saint Huruge vom Gebrüll über das Veto. Und die Presse ist nicht müßig; in ganz Frankreich schallt und hallt es vom Veto. Dumont erzählt: »Niemals werde ich der Fahrt vergessen, die ich an einem jener Tage mit Mirabeau nach Paris machte, und des Menschengedränges, das wir bei der Buchhandlung »Le Jay« auf seinen Wagen warten sahen. Die Leute warfen sich vor ihm nieder und beschworen ihn unter Thränen, das Veto absolu nicht zuzugeben. Dabei gebärdeten sie sich wie Wahnsinnige: Herr Graf, Sie sind der Vater des Volkes, Sie müssen uns retten, Sie müssen uns gegen diese Schurken verteidigen, welche

den Despotismus zurückbringen wollen. Wenn der König das Veto erhält, was frommt uns eine Nationalversammlung? Wir sind dann Sklaven, und alles ist verloren.« Mirabeau, fügt Dumont hinzu, zeigte sich bei solchen Gelegenheiten wahrhaft großartig; er gab eine ausweichende Antwort, bewahrte seine patrizische Seelenruhe und verpflichtete sich zu nichts.

Man schickt Abordnungen ins Stadthaus und anonyme Briefe an die Aristokraten in der Nationalversammlung mit der Drohung, daß fünfzehntausend, manchmal, daß gar sechzigtausend Mann »abmarschieren werden, um ihnen ein Licht aufzustecken«. Die Pariser Distrikte werden lebendig und unterzeichnen Petitionen; Saint Huruge bricht vom Palais Royal mit einer Eskorte von fünfzehnhundert Individuen auf, um in Person zu petitionieren. Entschlossen oder scheinbar entschlossen ist der lange, struppige Marquis, entschlossen ist das Café de Foy, aber entschlossen ist auch Lafayette. Alle Straßen sind von Patrouillen besetzt, Saint Huruge wird an der Barrière des Bons Hommes angehalten; er mag brüllen wie ein Stier von Basan, umkehren muß er unbedingt. Die Brüder des Palais Royal »ziehen die ganze Nacht herum« und stellen Anträge unter freiem Himmel, da alle Kaffeehäuser geschlossen sind. Lafayette und das Stadthaus bleiben doch Sieger: Saint Huruge muß ins Gefängnis wandern, das Veto absolu verwandelt sich in ein Veto suspensif, das heißt in ein Einspruchsrecht, das nicht für immer, sondern nur für eine bestimmte Zeit Geltung hat – und auch dieser Höllenlärm wird wie alle anderen verstummen.

So weit ist die Konsolidierung, wenn auch mit Überwindung vieler Schwierigkeiten, gediehen, daß sie die Unterwelt des Sansculottismus im Zaume hält – und die Konstitution wird gemacht werden. Unter Schwierigkeiten, sagten wir: unter Festesjubel und Hunger, unter patriotischen Gaben und Queues vor den Bäckern, unter Festreden des Abbé Fauchet mit ihrem *Amen* von Peletonfeuer! Scipio Americanus hat sich den Dank der Nationalversammlung und den Dank Frankreichs verdient. Man bietet ihm Sold und

andere Einkünfte in beträchtlicher Höhe an; aber er, dessen Sinnen und Trachten nach einem ganz anderen Glück als bloßem Geld verlangt, lehnt ohne Bedenken alle Anerbietungen in seiner ritterlichen Weise ab.

Dem gemeinen Mann in Paris bleibt indessen eine Thatsache unbegreiflich: daß jetzt, nach dem Falle der Bastille und der Wiederherstellung der französischen Freiheit, das Korn immer noch so teuer bleibt. Unsere Menschenrechte sind beschlossen, der Feudalismus und alle Tyrannenmacht abgeschafft, und doch stehen wir en queue. Stecken aristokratische Aufkäufer dahinter, oder ist es der Hof, der noch immer nicht von seinen Ränken lassen will? Etwas muß irgendwo faul sein!

Aber was ist zu thun? Lafayette mit seinen Patrouillen verbietet alles, selbst das Klagen, Saint Huruge und andere Veto-Helden sitzen hinter Schloß und Riegel; Marats Volksfreund wird mit Beschlag belegt, die Drucker von patriotischen Zeitungen sind gebunden und geknebelt, ihre Blätter verboten, ja sogar die Ausrufer dürfen nicht ohne Erlaubnis und bleierne Abzeichen ausrufen. Blaue Nationalgarden zerstreuen rücksichtslos alle Ansammlungen und säubern mit gefälltem Bajonett sogar das Palais Royal. Gehst du in Geschäften die Rue Taranne hinunter, ruft die Patrouille mit vorgehaltenem Bajonett: *Links!* Biegst du in die Rue St. Bénoit ein, ruft sie: *Rechts!* Ein vernünftiger Patriot, wie es Camille Desmoulins in diesem Falle ist, sieht sich um des Friedens willen gezwungen, in der Gosse zu gehen.

O vielduldendes Volk, unsere glorreiche Revolution geht in eitel Dunst von trikoloren Festlichkeiten oder lobhudelnden Ansprachen auf. An Reden sind nach Loustalots beißenden Berechnungen »im Stadthaus allein während des letzten Monats mehr als zweitausend gehalten worden«. Und uns will man den noch immer nicht mit Brot gesättigten Mund durch Strafen schließen? Ein Karikaturenzeichner verbreitet seine sinnbildliche Darstellung: Le Patrouillotisme chassant le Patriotisme, des Patrouillotismus Jagd auf den Patriotismus. Rücksichtslose Patrouillen, lange, überfeine

Reden und karges, schlecht gebackenes Brot, das eher gebackenen Ziegelsteinen gleicht und Schmerzen in den Gedärmen verursacht! Was wird das Ende davon sein? Die Konsolidierung?

## Zweites Kapitel.
## O Richard, o mon Roi!

Leider ist auch das Stadthaus selbst nicht frei von Befürchtungen. Die Unterwelt des Sansculottismus hat man bisher niedergehalten: aber nun die Oberwelt des Hofes! Anzeichen verraten, daß das Oeil de Boeuf sich wieder sammelt.

Mehr als einmal hat man im Rate des Stadthauses, oft genug in den freimütigen Queues vor den Bäckerläden den Wunsch geäußert: O, daß der Wiederhersteller der französischen Freiheit hier wäre, daß er mit seinen eigenen, nicht mit den falschen Augen von Königinnen und Kabalen sähe, und daß sein wirklich gutes Herz erleuchtet würde. Denn noch immer umgeben ihn Falschheit, der Ränke schmiedende Herzog de Guiche mit seiner Leibgarde, die Spione eines Bouillé: ein neuer Schwarm von Intriganten, nachdem der alte geflohen ist. Was bedeutet denn die Ankunft dieses Régiment de Flandre, das, wie wir hören, am 23. September mit zwei Kanonen in Versailles eingezogen ist? Versah nicht die Versailler Nationalgarde den Dienst im Schlosse? Hatte man nicht Schweizer, Hundert Schweizer, Gardes du Corps, die sogenannte Leibgarde? Ja, wie es scheint, ist die Zahl der dienstthuenden Leibgarden durch irgend ein Manöver verdoppelt worden: Das neue, zur Ablösung bestimmte Bataillon trifft zur bestimmten Stunde ein, aber das abgelöste Bataillon *zieht nicht ab*!

In der That geht durch die bestunterrichteten höheren Kreise ein Flüstern, oder was noch mehr sagt als Flüstern, ein Nicken und Winken von Seiner Majestät Flucht nach Metz, von einer bindenden Erklärung (ihm dabei behilflich zu sein), die Adel und Klerus in der unglaublichen Zahl von dreißig- oder gar sechzigtausend

unterzeichnet hätten. Lafayette flüstert und behauptet es auch mit kalter Ruhe bei Tisch dem Grafen d'Estaing gegenüber; d'Estaing, einer der tapfersten Männer, erbebt bis ins Innerste aus Furcht, ein Lakai könnte etwas erlauscht haben, und wälzt sich in sorgenvollen Gedanken schlaflos die ganze Nacht hin und her. Das Regiment Flandern ist, das steht außer Zweifel, angekommen. Man erzählt, Seine Majestät zögere, dem 4. August die Sanktion zu erteilen, und mache sogar in frostigem Tone Bemerkungen über die Menschenrechte. Und können nicht alle Leute, selbst die Bäcker-Queues in den Straßen von Paris, die auffallend große Zahl von Offizieren auf Urlaub, von Ludwigskreuzen und dergleichen mit eigenen Augen sehen? Manche schätzen sie auf tausend bis zwölfhundert. Offiziere aller Uniformen; eine ist darunter, die noch niemand gesehen hat, grün mit roter Einfassung. Die dreifarbige Kokarde sieht man nicht überall: Aber, du lieber Himmel, was haben denn jene *schwarzen* Kokarden zu bedeuten, die einige tragen?

Der Hunger schärft alles, insbesondere den Argwohn und die Erbitterung. In diesem Paris ist jetzt selbst die Wirklichkeit unwirklich, übernatürlich geworden. Noch einmal spuken Gespenster im Gehirn des hungernden Frankreichs. O ihr trägen, feigen Memmen, schreien kreischende Weiberstimmen aus den Queues heraus, hättet ihr Männerherzen, ihr würdet eure Piken und alten Gewehre nehmen und selbst einmal Nachschau halten, ihr würdet nicht eure Frauen und Töchter dem Hunger, Mord und noch Schlimmerem preisgeben! – Ruhe, Weiber! Das Herz des Mannes ist schwer und verbittert; der vom Patrouillotismus hinausgehetzte Patriotismus weiß nicht, wozu er sich entschließen soll.

Die Wahrheit ist, das Oeil de Boeuf ist bis zu einer gewissen noch unbekannten Stärke wieder beisammen, allerdings ein völlig verändertes Oeil de Boeuf mit Versailler Nationalgarden, die hier den Dienst versehen, ein Hof, an dem überall die Trikolore glänzt! Doch auch um einen trikoloren Hof kann man sich scharen. Auf denn, ihr königstreuen Herzen, ihr durch Feuer und Rauch vertriebenen Seigneurs, schart euch um eure Königin, sammelt euch mit

Wünschen, die Hoffnungen, mit Hoffnungen, die Thaten zeugen werden!

Da nun einmal der Selbsterhaltungstrieb einem Naturgesetz entspricht, so kann doch der neugesammelte Hof nichts anderes thun als Anstrengungen, Versuche oder, wenn ihr es so nennen wollt, Verschwörungen machen so klug oder unklug, als er eben kann. Man will unter Bedeckung nach Metz fliehen, wo der tapfere Bouillé kommandiert, man will das königliche Banner aufrichten, aus den Unterschriften der Erklärung sollen bewaffnete Männer erstehen. Wäre der König nur nicht so mattherzig! Jene Erklärung muß, wenn sie überhaupt unterzeichnet wird, ohne sein Wissen unterzeichnet werden. Der unglückliche König! *er* hat nur einen Entschluß: einen Bürgerkrieg um jeden Preis hintanzuhalten. Im übrigen geht er noch immer auf die Jagd, nachdem er die Schlosserei aufgegeben hat, träumt dahin und verdaut noch immer, kurz er ist Thon in den Händen des Töpfers. Schlimm wird es ihm ergehen in einer Welt, in der jeder sich selbst helfen muß, in der, wie es geschrieben steht, »jeder, der nicht Hammer ist, Amboß sein muß, in der selbst der Ysop in jener Mauerspalte dort wächst, weil die ganze Welt sein Wachstum nicht hindern kann«.

Was aber das Heranziehen des Regiments Flandern betrifft, kann man diese Maßregel nicht mit Saint-Huruge-Petitionen und fortwährenden Kornaufständen begründen? Ob nun eine Verschwörung oder auch nur die ersten nebelhaften Pläne zu einer Verschwörung vorliegen, unverführte Truppen sind für jeden Fall gut. Hat nicht die Stadtbehörde von Versailles (noch eine alte monarchisch gesinnte, die noch nicht in eine demokratische umgegossen ist) diesen Vorschlag sofort unterstützt? Ja, sogar die Versailler Nationalgarde, ermüdet von dem beständigen Dienste im Schlosse, hat keine Einwendungen erhoben; nur der Tuchhändler Lecointre, jetzt Major Lecointre, schüttelt bedenklich den Kopf. Ja, Freunde, es war doch natürlich, das Regiment Flandern, das man haben konnte, kommen zu lassen; es war natürlich, daß im neugesammelten Oeil de Boeuf die Herzen beim Anblick des militärischen

Bandeliers freier schlugen, daß Ehrendamen und Ehrenkavaliere ermutigende Worte für ihre Verteidiger in Epauletten und füreinander hatten; es war auch natürlich und nichts anderes als gewöhnliche Höflichkeit, daß die Leibgarde, ein Regiment von Edelleuten, ihre flandrischen Waffenbrüder zu einem Begrüßungsmahle einladen mußte. – Diese Einladung ergeht denn auch in den letzten Septembertagen und wird angenommen.

Gastmähler gelten als »der letzte und höchste Akt der Gemeinschaft«; Leute, die sonst gar keine Gemeinschaft miteinander haben, können doch in guter Eintracht miteinander speisen, können sich bei Speis und Trank sogar zu einer gewissen Brüderlichkeit erwärmen. Das Festmahl wird für den 1. Oktober angesetzt, und man verspricht sich davon einen schönen Erfolg. Da ferner die Zahl der Teilnehmer an einem solchen Mahl einen größeren Umfang annehmen kann, zumal auch Unteroffiziere, ja selbst Gemeine als Zuschauer und Zuhörer Zutritt haben sollen, könnte man wohl Seiner Majestät Opernsaal, der seit dem Besuche Kaiser Josephs ohnehin ganz verlassen und still liegt, für diesen Zweck erlangen. Die Benutzung des Opernsaales wird bewilligt und der Herkulessaal als Empfangsraum ausersehen. Nicht nur die Offiziere des Regiments Flandern, sondern auch die der Schweizer, der Hundert-Schweizer, ja sogar der Versailler Nationalgarde, wenigstens jene, welche noch einige Loyalität zeigen, sollen an dem Feste teilnehmen: ja, es soll ein Gastmahl werden wie wenige zuvor.

Und nun denkt euch, dieses Mahl oder doch dessen solider Teil sei vorüber und die erste Flasche geleert; denkt euch, man habe auch schon die herkömmlichen Toaste: die Gesundheit des Königs, die Gesundheit der Königin unter betäubenden Vivats getrunken, die der Nation aber »unterlassen« oder gar »zurückgewiesen«; denkt euch, daß unter weinmutigen Reden und bei rauschender Musik der Champagner in Strömen fließe und leere Federbuschköpfe infolge der eigenen Hohlheit und des gegenseitigen Lärms immer lärmender werden. – Man sagt Ihrer Majestät, die heute abends trauriger als gewöhnlich aussieht (Seine Majestät sitzt abgespannt

vom Waidwerk des Tages da), der Anblick des Festmahles werde sie aufheitern. – Seht, wie der Mond aus den Wolken tritt sie, die holde, unglückliche Königin der Herzen, aus ihren Staatsgemächern, den königlichen Gemahl an ihrer Seite, den kleinen Dauphin auf ihren Armen. Von Glanz umgeben, von jubelnden Zurufen empfangen, kommt sie von ihrer Loge herab und geht von Anmut begleitet, überall hin huldvoll grüßend, mit königlichem Adel um die Tafel; ihr Blick ist voll Sorge, doch auch voll Dankbarkeit und Mut, und Frankreichs Hoffnung ruht an ihrer Mutterbrust! Und als nun die Musik die Weise zu spielen begann: O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne; – konnte es da anders sein, als daß Mitleid und königstreuer Mut ihren höchsten Gipfel erreichten? Konnten junge helmbuschumflatterte Fähnriche etwas anderes thun als weiße Bourbonen-Kokarden aufstecken, die ihnen schöne Hände reichten, konnten sie etwas anderes thun als die Schwerter aus den Scheiden fliegen lassen, um das Wohl der Königin auszubringen, als die Nationalkokarden mit den Füßen treten und die Logen erklettern, aus denen unwilliges Murren zu kommen schien, mit einem Worte, konnten sie anders als durch Lärmen, Singen, Tanzen und tolles Rasen bezeugen – in welchem Taumel von Trunkenheit und Gedankenlosigkeit sie sich befanden, bis Champagner und Tanz ihre Wirkung thaten und sie alle schweigend ausgestreckt lagen, ruhig schlummerten und von Kampf und Lorbeer träumten.

Ein natürliches, in gewöhnlichen Zeiten auch ein harmloses Mahl, wurde es jetzt verhängnisvoll wie das des Thyestes oder wie das der Söhne Hiobs, »da ein großer Wind kam und auf die vier Ecken ihres Hauses stieß«. Arme, übelberatene Marie Antoinette mit der Leidenschaftlichkeit des Weibes, aber ohne die Voraussicht der Fürstin! Es war so natürlich und doch so unklug. Am nächsten Tage erklärt Ihre Majestät beim feierlichen Empfang, »sie sei vom Donnerstag entzückt«.

Das Herz des Oeil de Boeuf erglüht in Hoffnung und voreiliger Zuversicht. Von Abbés umschwärmt, nähen die wiederversammelten Ehrendamen »weiße Kokarden« und verteilen sie mit Worten,

mit Blicken an die epaulettentragende Jugend, die zum Danke die Finger der schönen Näherinnen nicht ohne Feuer küssen dürfen. Hauptleute zu Pferde und zu Fuß tragen herausfordernd »riesige weiße Cocarden«, ja selbst ein Hauptmann der Versailler Nationalgarde hat eine solche aufgesteckt und seine dreifarbige abgelegt; so bezaubernd waren die Worte und Blicke! Wohl mag Major Lecointre seinen Kopf mit ernster Miene schütteln und seinem Zorn in lauten Worten Luft machen; aber ein Eisenfresser mit einer riesigen weißen Kokarde, der des Majors Worte angehört hat, fordert ihn augenblicklich und später an einem anderen Orte noch einmal auf, zu widerrufen oder im Weigerungsfalle sich mit ihm zu schlagen. Major Lecointre erklärt, schlagen werde er sich nicht, wenigstens nicht nach irgend einem bekannten Duellkodex; doch werde er nach dem einfachen Naturgesetz jeden »elenden Gladiator« mit Dolch und Klinge »ausrotten«, der ihn oder die Nation beschimpfe; – darauf (denn der Major zieht wirklich vom Leder) trennt man die beiden, ohne daß eine Kehle geschlitzt wird.

## Drittes Kapitel.
## **Schwarze Kokarden.**

Denkt euch nun, welche Wirkung dieses Thyestesmahl und gar die Kunde von der mit Füßen getretenen Nationalkokarde auf die hungernden Bäckerqueues in Paris und auf die Salle des Menus haben mußte! Ja, wie es scheint, sollen diese Thyestesmahle Wiederholungen erleben. So hat Flandern zur Erwiderung die Schweizer und Hundert-Schweizer zu einem Festessen geladen, und am Sonnabend hat noch eines stattgefunden.

Ja, hier bei uns herrscht Hungersnot, dort in Versailles aber giebt es Nahrung in Hülle und Fülle. Zitternd vor Hunger und verfolgt vom Patrouillotismus muß der Patriotismus en queue stehen, während blutdürstige Aristokraten, von allzu üppigem Wohlleben erhitzte Aristokraten, die Nationalkokarde mit Füßen treten. Soll

die Greuelthat wahr sein? Ja, seht nur: grüne, rotbesetzte Uniformen, schwarze Kokarden – die Farbe der Nacht! Sollen wir vom Militär überfallen werden und noch dazu Hungers sterben? Denn seht, das Kornschiff aus Corbeille, das doch sonst zweimal des Tages mit seinem Pariser Gipsmehl ankam, kommt jetzt nur einmal. Das Stadthaus hat taube Ohren, und die Männer sind träge, feige Memmen! – Im Café de Foy sieht man am heutigen Sonnabend etwas ganz Neues, eine Erscheinung, die in ihrer Art nicht vereinzelt bleiben wird: eine Frau, die öffentlich spricht. Ihr armer Mann, sagt sie, sei durch seinen Distrikt zum Schweigen verurteilt, da die Präsidenten und Beamten ihn nicht sprechen lassen wollten. Darum wolle sie mit ihrer kreischenden Stimme hier, solange nur ihr Atem ausreiche, reden und Klage führen über das Corbeiller Schiff, über das Pariser Gipsmehl, über die fluchwürdigen Opernhausgelage, über die grünen Uniformen, über die adeligen Piraten und ihre schwarzen Kokarden!

Wahrlich, es ist an der Zeit, daß wenigstens die schwarzen Kokarden verschwinden; *sie* will nicht einmal der Patrouillotismus schützen. Ja, der heißblütige »Monsieur Tassin« vergißt am Sonntag morgens bei der Tuilerienparade aller nationalen Soldatenzucht, er springt aus Reih und Glied heraus, reißt eine schwarze Kokarde, die dort herausfordernd prunkt, herab und stampft sie voll Ingrimm in den Boden Frankreichs hinein. Selbst der Patrouillotismus ist nicht frei von einer verhaltenen Wut. Auch die Distrikte beginnen sich zu rühren; die Stimme des Präsidenten Danton wiederhallt in den Cordeliers, Volksfreund Marat ist nach Versailles hin und von dort zurück geflogen; – ein schwarzer Vogel, der kein heiteres Wetter kündet. –

Und so begegnet an diesem Sonntage bei seinem Spaziergange ein Patriot dem anderen und sieht, wie sich seine eigene düstere Sorge im Gesichte des anderen widerspiegelt. Trotz des Patrouillotismus, der übrigens kein so wachsames Auge wie sonst zeigt, wogen eifrig sprechende Gruppen auf den Brücken, auf den Quais, in den patriotischen Cafés auf und ab. Und so wie nur

eine schwarze Kokarde auftaucht, bricht ein hundertstimmiges Heulen und Brüllen los: A bas! Herunter damit! Alle schwarzen Kokarden werden schonungslos herabgerissen; ein Individuum rafft die seinige wieder auf, küßt sie und versucht sie wieder anzustecken; aber hundert Stöcke fliegen empor, und er muß davon abstehen. Noch schlimmer erging es einem anderen; ein improvisiertes Plebiscit hatte ihn zum Laternenpfahl verurteilt, und nur mit schwerer Mühe wurde er von einigen gerade dienstthuenden Corps de Garde gerettet. – Lafayette sieht die Anzeichen einer Gährung, verdoppelt seine Patrouillen, verdoppelt seinen Eifer, ihr vorzubeugen. So vergeht der Sonntag der 4. Oktober 1789.

Düsterer Unmut wohnt im Herzen des Mannes, das der Patrouillotismus niederdrückt, leidenschaftlicher Zorn im Herzen des Weibes, das sich nicht niederdrücken läßt. Die Volksrednerin im Palais Royal blieb nicht allein: – Männer wüßten nicht, was es heiße, wenn die Speisekammer leer zu werden drohe, das wüßten nur die Hausmütter. O Weiber, Gattinnen von Männern, die immer nur rechnen, nie handeln wollen! Der Patrouillotismus ist stark, stärker aber der Tod durch Hunger und Überfall. Der Patrouillotismus unterdrückt den Patriotismus der Männer; kann er auch den Patriotismus der Weiber unterdrücken? Werden es Garden, die sich »national« nennen, wagen, ihre Bajonette in die Brust von Weibern zu stoßen? Dieser Gedanke oder vielmehr das ungeformte Rohmaterial zu einem solchen Gedanken gährt allenthalben unter der weiblichen Nachthaube und wird beim ersten Morgengrauen beim leisesten Anstoß zum Ausbruch kommen.

## Viertes Kapitel.
## **Die Mänaden.**

Wenn Voltaire einmal in übler Laune seine Landsleute fragt: »Aber ihr, *Gualchen*, was habt ihr erfunden?«, so können sie nunmehr antworten: die Kunst des Aufstandes. Es war eine Kunst, deren man

in diesen letzten, eigenartigen Zeiten bedurfte, eine Kunst, für die sich gerade das französische Naturell, so voll Leidenschaftlichkeit, so bar aller Tiefe, vielleicht am allermeisten eignete.

Zu welcher Höhe der Vollkommenheit, könnte man sagen, ist denn auch dieser Zweig menschlicher Thätigkeit im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts durch Frankreich gebracht worden! Der Aufstand, der nach Lafayettes Ansicht unter Umständen »die heiligste der Pflichten« sein kann, zählt nun für das französische Volk zu jenen Pflichten, die es zu erfüllen versteht. In anderen Ländern ist das gemeine Volk, der Pöbel, eine gedankenlose Masse, die sich mit gedankenloser, wilder Zähigkeit, mit gedankenloser, wilder Leidenschaft fortbewegt, ohne auch nur einen Funken des Genies aufblitzen zu lassen. Der Mob des französischen Volkes dagegen gehört zu den lebendigsten Phänomen dieser Welt: so rasch und verwegen, so klarblickend und erfinderisch, so flink und gewandt in der Benutzung des Augenblicks voll Leben bis in die Fingerspitzen. Besäße das französische Volk kein anderes Talent als das, en queue zu stehen, so würde es sich schon dadurch allein von allen Völkern des Altertums und der Neuzeit unterscheiden.

Der Leser dürfte auch zugeben, daß es im großen und ganzen vielleicht wenige irdische Erscheinungen giebt, die eine Betrachtung mehr verdienten als gerade die Volksmassen. Das gemeine Volk ist ein echter, unverfälschter Ausfluß der Natur, es wurzelt in den tiefsten Tiefen der Natur oder steht mit ihnen in steter Verbindung. Während sonst so vieles als leblose Form grinsend und fratzenschneidend einhergeht und unter der steifleinenen Hülle kein Herz schlägt, herrscht, wenn sonst nirgends, sicherlich hier Aufrichtigkeit und Wirklichkeit. Entsetze dich darob oder schreie darüber, so du es nicht lassen kannst, aber betrachte es aufmerksam. Welche Summe von Individualitäten und menschlichen Kräften, in einem Zustande beinahe übernatürlicher Spannung hinausgeschleudert, um unter Druck und Gegendruck auf einander einzuwirken und das zu vollbringen, was sie vollbringen können! Was sie thun werden, weiß niemand, am allerwenigsten sie selbst.

Es ist das entzündlichste, unberechenbarste Feuerwerk, das sich selbst hervorbringt und verzehrt: Unter welchen Erscheinungen, in welchem Umfange und mit welchem Enderfolge es abbrennen wird, darüber stellen Philosophie und Scharfsinn vergeblich Vermutungen an.

»Der Mensch ist«, wie es irgendwo geschrieben steht, »für den Menschen immer interessant, ja eigentlich giebt es außer ihm nichts Interessantes.« Können wir nicht von diesem Gesichtspunkt aus leicht sehen, warum die meisten Schlachten so langweilig geworden sind? In unseren Tagen werden die Schlachten rein mechanisch geschlagen, unter möglichst geringer Entfaltung menschlicher Individualität oder Eigenthätigkeit: Die Menschen sterben eben, ja sie töten sogar einander auf künstliche Art. Deshalb haben seit den Zeiten Homers, da sich noch wirklich kämpfende Volksmassen gegenüberstanden, die meisten Schlachten aufgehört, etwas Sehenswertes, Lesenswertes oder Erinnernswertes zu sein. Wie bemüht sich die Geschichte noch immer, uns viele, langweilige blutige Schlachten zu schildern oder gar mit rauher Stimme zu besingen – und sie wollte diesen *einzigen* Weiberaufstand stillschweigend übergehen oder nur oberflächlich und gleichgiltig darüber hinweggleiten?

Wir sagten: Ein Gedanke oder das noch unklare Rohmaterial zu einem Gedanken gährte allgemein während dieser Nacht in den Köpfen der Weiber und drängte zum Ausbruch. Gar manche Mutter erwacht Montags und hört ihre Kinder nach Brot schreien. Die Mutter muß hinaus auf die Straßen, auf den Gemüsemarkt und zu den Bäckerqueues; dort begegnet sie anderen auch vom Hunger gequälten, darum gleichfühlenden und erbitterten Müttern. O wir unglücklichen Weiber! Aber warum ziehen wir nicht, statt vor den Bäckern Queues zu bilden, zu den Palästen der Aristokraten, welche die Wurzel des ganzen Übels sind? Allons! Versammeln wir uns, und dann auf zum Stadthaus, nach Versailles, an die Laterne!

In einem der Wachthäuser des Quartier St. Eustache ergreift »ein junges Weib« eine Trommel – die Nationalgarde wird doch

nicht auf Weiber, zumal auf ein junges Weib, schießen? – Das junge Weib ergreift also die Trommel, geht trommelnd und »über die Kornteuerung« schreiend weiter. Kommt herab, ihr Mütter alle, ihr Judiths, kommt herab zu Speise und Rache! – Alle Weiber eilen herbei und gehen mit; ganze Scharen stürmen die Treppen hinauf und führen mit Gewalt die Weiber heraus. Die Macht des Weiberaufstandes gleicht nach Camille der englischen Seemacht: es findet ein allgemeines »Weiberpressen« statt. Handfeste Damen der Halle, schmächtige Mantillennäherinnen, die mit der frühen Morgendämmerung aufstehen, alte Jungfern, die zur Frühmesse trippeln, die Hausmagd mit dem Morgenbesen – alles muß mit. Heraus, ihr Weiber! Die faulen Männer wollen nicht handeln; sie sagen, wir selbst sollen handeln!

Und so strömt es, wie wenn der schmelzende Schnee von den Bergen rinnt – jede Treppe ein geschmolzener Bach – unter Lärm und wildem Geschrei zum Rathause. Unter Lärm, mit oder ohne Trommelmusik: denn die Vorstadt St. Antoine hat sich auch schon in die Kleider geworfen und stürmt herbei mit Besenstangen, Feuerhaken, ja sogar mit verrosteten, aber ungeladenen Pistolen. Die laute Kunde davon fliegt mit der Geschwindigkeit des Schalles bis zu den äußersten Barrieren. Gegen 7 Uhr dieses rauhen Oktobermorgens, des fünften im Monate, soll das Hotel de Ville seine Wunder schauen! Als wollte es der Zufall so haben, ist auch schon eine Gruppe von Männern am Platze und drängt sich lärmend um eine Nationalpatrouille und um einen Bäcker, den man bei zu knappem Gewichte ertappt hat. Sie sind da und haben bereits den Laternenstrick herabgelassen. Heimlich müssen die behördlichen Organe den schlecht wägenden Bäcker durch Hinterthüren hinausschmnggeln und sogar »in alle Distrikte« um Verstärkungen senden.

Großartig war es, sagt Camille, so viele Judiths, acht- bis zehntausend im ganzen, hinausstürzen zu sehen, um nach der Wurzel alles Übels zu suchen. Es muß wohl etwas Entsetzliches, etwas Komisches und Schreckliches zugleich gewesen sein, das jeder Zucht

und Ordnung spottete. Um diese Stunde sind die übernächtigen Dreihundert noch nicht aus den Betten; außer einigen Schreibern, einer Compagnie Nationalgarden und Generalmajor M. de Gouvion ist noch niemand da. Gouvion hat in Amerika für die Sache der Freiheit gekämpft, er ist ein Mann von nicht geringem Mute, aber leider schwachem Kopfe. Eben sucht er in seinem Hinterzimmer den Gerichtsboten und ehemaligen Bastillesergeanten Maillard zu beschwichtigen, der wie viele andere mit »Vorstellungen« gekommen ist. Der Beschwichtigungsversuch ist noch nicht ganz gelungen, als unsere Judiths anlangen.

Die Nationalgarden nehmen mit gefälltem Bajonett auf der äußeren Treppe Aufstellung; die zehntausend Judiths dringen hinauf, unaufhaltsam, mit ausgestreckten Händen, mit Bitten und Beschwörungen – sie wollen ja nur mit dem Maire sprechen. Die Hinteren drängen nach, ja es kommen auch schon Steine geflogen, die von Männerhänden aus dem Hintertreffen geschleudert werden. Die Nationalgarde kann nur zwischen zwei Dingen wählen: Entweder muß sie den Grèveplatz mit Kanonen säubern oder nach rechts und links Durchlaß gewähren. Sie thut das Letzte, und die lebendige Sündflut ergießt sich hinein. Alle Zimmer und Kabinette, alle Räume bis zum Glockenstuhl hinauf durchsucht sie, sucht gierig nach Waffen, sucht den Maire, sucht Gerechtigkeit. Einige besser Gekleidete dagegen reden freundlich mit den Schreibern, setzen ihnen das Elend dieser armen Weiber auseinander, erzählen aber auch von ihren eigenen Leiden, von denen einige ganz anderer Natur sind.

Der arme M. de Gouvion weiß in seiner Not keinen Rat, er ist überhaupt ratlos, ein verworrener Kopf, der noch einmal durch Selbstmord enden wird. Welches Glück für ihn, daß eben jetzt der Gerichtsbote Maillard, dieser Schlaukopf, zur Stelle war, um Vorstellungen zu machen! Fliege zurück, pfiffiger Maillard, suche die Bastille-Compagnie, komme rasch mit ihr, komme vor allem mit dem schlauen Kopfe zurück! Denn unsere Judiths können keinen Maire, können keinen Municipialrat finden; nur hoch oben im

Glockenstuhl finden sie den armen Abbé Lefèvre, den Pulver-Verteiler, und hängen in Ermangelung eines Besseren ihn auf im fahlen Morgenlichte, hier hoch oben über Paris, das undeutlich vor den Augen schwimmt. Ein schreckliches Ende, nicht wahr? Nein, kein Ende, der Strick riß, wie es französischen Stricken öfter geschah, oder es durchschnitt ihn eine von den Amazonen. Abbé Lefèvre fällt etwa 20 Fuß tief hinab, schlägt krachend auf das Bleidach auf, aber er bleibt am Leben und lebt noch lange Jahre, wenn auch immer »mit einem Zittern in den Gliedern«.

Und jetzt fliegen unter Axthieben die Thüren auf; die Judiths haben den Waffensaal erbrochen; sie bemächtigen sich der Gewehre und Kanonen, dreier Säcke Geld und ganzer Stöße Papier. Fackeln lodern auf: In wenigen Minuten wird unser stattliches Hotel de Ville, das aus der Zeit Heinrichs IV. stammt, mit allem, was es birgt, in Flammen stehen!

## Fünftes Kapitel.
## **Der Gerichtsbote Maillard.**

Ja, in Flammen – wäre nicht der Bote Maillard, der schnellfüßige Schlaukopf, zurückgekommen!

Maillard ergreift aus eigenem Entschluß – denn Gouvion und die übrigen hätten ihm ihre Zustimmung nicht erteilt – eine Trommel, steigt die Haupttreppe hinab und schlägt mit lautem Wirbel seinen Schalksmarsch: Rataplan, Rataplan; Allons à Versailles! Wie wenn man auf eine Wärmpfanne schlägt, um gereizte Bienen oder, sagen wir, um verzweifelt umherschwärmende Wespen einzufangen; wie sich die verzweifelten Tiere um den vernommenen Ton einfach wie um eine vermißte Führung scharen: also scharen sich jetzt die Mänaden um den schlauen Maillard, den reitenden Boten des Châtelet. Die schon erhobene Axt hält inne, Abbé Lefèvre läßt man halbgehangen zurück, alles stürmt vom Glockenturme hinunter. Was ist das für ein Trommelwirbel? Wie? Stanislaus Maillard, der

Bastillenheld Maillard, will uns nach Versailles führen? Heil dir, Maillard, gesegnet seist du vor allen reitenden Boten! Auf denn, auf nach Versailles!

Die erbeuteten Kanonen werden mit erbeuteten Pferden bespannt; als Kanonierin mit Helm und Pike sitzt oben »stolzen Blickes und heiteren Angesichts« die braunlockige Demoiselle Théroigne; sie gleicht, wie einige meinen, der *Jungfrau* von Orleans, oder sie erinnert sogar an das Bild der Pallas Athene. Maillard, dessen Trommel weiter wirbelt, wird unter himmelerschütterndem Geschrei zum General erklärt, Maillard beschleunigt den trägen Marsch, Maillard schlägt im Takte sein kräftiges Rataplan und führt seinen Mänadenschwarm – keine leichte Aufgabe! – die Quais entlang weiter. Ein solcher Schwarm marschiert nicht schweigend. Der Fährmann am Flusse hält inne; alle Fuhrleute und Kutscher ergreifen die Flucht; aus den Fenstern schauen Männer – nicht Frauen, sonst würden sie gepreßt. O Schauspiel aller Schauspiele: Bacchantinnen in diesen allerletzten Zeiten der Förmlichkeiten! Der erzene Heinrich sieht von seinem Pont-Neuf auf sie herab, das monarchische Louvre, die mediceischen Tuilerien erleben einen Tag, wie sie ihn noch nicht erlebt haben.

Und nun hat Maillard seine Mänaden in den Elysäischen Feldern (jetzt eher Gefilde des Tartarus) – und das Stadthaus hat verhältnismäßig wenig gelitten. Erbrochene Thüren, Abbé Lefèvre, der niemals mehr Pulver verteilen wird, drei Säcke Geld, wovon der größte Teil zurückgestellt werden wird (denn der Sansculottismus hat trotz seines Hungers Ehre im Leibe), das ist der ganze Schaden. Großer Maillard! Ein kleiner Kern von Ordnung umgiebt seine Trommel, aber an seinen Flanken wogt es gleich dem wildtobenden Ocean; denn aus allen vier Windrichtungen flutet ihm männliches und weibliches Gesindel zu, und die Führung ruht einzig und allein in seinem Kopfe und in seinen zwei Trommelschlägeln.

O Maillard, wo stand seit der Zeit, da der erste Krieg geführt wurde, der Anführer einer Streitmacht vor einer solchen Aufgabe wie du an diesem Tage? Walther von Habenichts rührt noch heute

jedes fühlende Herz; aber Walther und sein Unternehmen hatten die Sanktion, er hatte Zeit und Raum für seine Bewegungen, und seine Kreuzfahrer waren Männer; du hingegen bist weder vom Himmel noch von der Erde anerkannt und bist heute General von Mänaden. Ihre unverständliche Tollheit sollst du nicht nur in verständliche Worte bringen, sondern sogar in *nicht tolle* Thaten umsetzen. Dein Unternehmen muß auf die eine oder andere Weise mißglücken; vor dir steht die gestrenge Behörde mit Gesetzesbuch und Strafen, hinter dir stürmen die Mänaden. Wenn sie einst das melodienreiche Haupt eines Orpheus abschlugen und in die Fluten des Peneus schleuderten, was werden sie wohl mit dir anfangen, der du keine Melodien, sondern nur Rhythmus, und keine andere Musik als die Musik eines Kalbfelles bietest? Und doch mißglückte dein Unternehmen nicht. Merkwürdiger Maillard – wäre nicht Ruhm ein bloßer Zufall, und wäre nicht die Geschichte nur eine Destillation von Gerüchten, wie merkwürdig müßtest du sein!

Auf den Elysäischen Feldern macht man Halt und überlegt; aber für Maillard giebt es keine Umkehr. Er redet seinen nach dem Arsenal und nach Waffen ungestüm verlangenden Mänaden ein, im Arsenal gäbe es gar keine Waffen, und überdies sei ein unbewaffneter Aufzug und eine Petition an die Nationalversammlung das Beste, was man thun könne; er ernennt in aller Eile Hauptmänninnen und Generalinnen für je zehn oder fünfzig Weiber und marschiert dann mit seinen Mänaden in recht lockerer Ordnung weiter, während Bastillen-Freiwillige die Nachhut bilden.,

Chaillot, das bereitwillig Brot liefert, wird nicht geplündert, auch in Sèvres wird nichts zerbrochen. Die alten Bogen der Sèvresbrücke wiederhallen vom Tritte der Mänaden, der Seinefluß strömt dahin mit seinem ewigen Rauschen, und Paris sendet uns den Klang von Sturmglocke und Alarmtrommel nach, wenn man auch hier in dem kreischenden Weibergeschrei und niederklatschenden Regen nichts davon vernimmt. Sowohl nach Meudon als auch nach St. Cloud ist die Kunde von ihnen gedrungen, und am häuslichen Herde wird es heute abend an Gesprächsstoff nicht

fehlen. Das Weiberpressen währt noch fort; es gilt ja die Sache aller Evastöchter, aller Mütter, die es sind oder werden sollen. Keine Dame im Wagen begegnet ihnen, die nicht aussteigen müßte, und wenn sie einen hysterischen Anfall erlitte; sie muß in ihren Seidenschuhen in den Straßenkot treten und mitgehen. So ziehen sie im stürmischen Oktoberwetter gleich einem wilden Schwarm unbeschwingter Störche durch das erstaunte Land ihres Weges weiter. Alle Reisenden halten sie an, besonders die Reisenden oder Kuriere aus Paris. Erstaunt schaut der elegant gekleidete Deputierte Lechapelier durch seine Brille aus seinem eleganten Wagen heraus; er fürchtet für sein Leben und erklärt mit großem Eifer, er sei der patriotisch gesinnte Abgeordnete Lechapelier, der Alterspräsident Lechapelier, der in der bekannten Pfingstnacht den Vorsitz geführt habe, er sei auch gründendes Mitglied des bretonischen Klubs. Darauf erhebt sich ein »gewaltiges Beifallsrufen: Vive Lechapelier!, und mehrere Bewaffnete springen hinten und vorn auf, um ihm ein sicheres Geleite zu geben«.

Nichtsdestoweniger sind auf Seitenwegen Nachrichten und Depeschen von Lafayette oder unbestimmte Alarmgerüchte durchgedrungen. In der Nationalversammlung ist man mit der Erledigung der Tagesordnung beschäftigt, man giebt auch dem Bedauern über antinationale Gastmähler im Opernsaale Ausdruck, man bedauert, daß Seine Majestät noch immer mit der Anerkennung der Menschenrechte zögere und seine Wenn und Aber entgegensetze – da geht Mirabeau zum Präsidentensitz, den zufällig der erfahrene Mounier einnimmt, und flüstert ihm mit seiner Baßstimme zu: »Mounier, Paris marche sur nous!« – »Je n'en sais rien!« – »Ob Sie es glauben oder nicht, kümmert mich nicht; aber ich sage, Paris marschiert gegen uns. Schützen sie ein plötzliches Unwohlsein vor, gehen Sie ins Schloß hinüber und melden Sie es ihnen dort; es ist kein Augenblick zu verlieren.« »Paris marschiert gegen uns?« antwortet Mounier in ärgerlichem Tone. »Gut, um so besser, desto schneller werden wir eine Republik sein.« Mirabeau verläßt ihn, wie man eben einen erfahrenen Präsidenten verläßt, der mit

verbundenen Augen in tiefes Wasser stürzt, und die Tagesordnung geht wie früher ihren Gang weiter.

Ja, Paris marschiert gegen uns und mehr als nur die Weiber von Paris. Kaum war Maillard fort, als Gouvions Botschaften in alle Distrikte und das Schlagen des Generalmarsches ihre Wirkung zu äußern begannen. Bewaffnete Nationalgarden kommen aus jedem Distrikte, besonders die Grenadiers du Centre, unsere ehemaligen Gardes Français, langen rasch hintereinander am Grèveplatz an. Eine ungeheure Volksmenge ist da; St. Antoine drängt sich mit Pike und rostigem Feuergewehr herein, mag es willkommen sein oder nicht. Die Centralgrenadiere werden mit jubelndem Beifall empfangen. »Wir bedürfen nicht des Beifalls«, antworteten sie finster; »die Nation ist verhöhnt worden; zu den Waffen, kommt mit uns, um Befehle einzuholen!« Ha, bläst der Wind daher? Patriotismus und Patrouillotismus sind jetzt eins.

Die Dreihundert sind versammelt, alle Ausschüsse in voller Thätigkeit; Lafayette diktiert eben Depeschen nach Versailles, als eine Abordnung der Centralgrenadiere sich bei ihm anmeldet. Die Abordnung leistet die militärischen Ehrenbezeugungen und spricht nicht ohne Überlegung also: »Mon Général, wir sind die Abgesandten der sechs Grenadier-Compagnien. Wir halten Sie nicht für einen Verräter, aber wir glauben, die Regierung verrät Sie; es ist Zeit, daß die Sache ein Ende nimmt. Wir können unsere Bajonette nicht gegen Frauen kehren, die zu uns um Brot schreien. Das Volk schmachtet im Elend, die Quelle des Unheils liegt in Versailles; wir müssen den König aufsuchen und ihn nach Paris bringen; das Regiment Flandern und die Garde du Corps, die sich erdreistet haben, die Nationalkokarde mit Füßen zu treten, müssen wir ausrotten (exterminer). Wenn der König zu schwach ist, die Krone zu tragen, so mag er sie niederlegen. Sie werden seinen Sohn krönen, einen Regentschaftsrath ernennen, und alles wird besser werden.« Vorwurfsvolles Erstaunen malt sich auf Lafayettes Antlitz, spricht von seinen beredten, ritterlichen Lippen: vergebens. »Mon Général,wir würden den letzten Blutstropfen für Sie

vergießen; aber die Wurzel alles Übels liegt in Versailles; dorthin müssen wir gehen und müssen den König nach Paris bringen; das ganze Volk wünscht es (tout le peuple le veut).«

Mein General begiebt sich zur äußeren Treppe hinab und hält eine Ansprache: abermals vergebens. »Nach Versailles! Nach Versailles!« Maire Bailly, um den man mitten durch die Fluten des Sansculottismus geschickt hat, versucht von seiner vergoldeten Staatskutsche aus eine akademische Rede zu halten, aber die Wirkung ist nur ein nicht endenwollendes Geschrei: Brot! Brot! Nach Versailles! So ist er froh, sich wieder zurückziehen zu können. Lafayette besteigt sein weißes Streitroß, hält noch einmal eine Rede und dann noch eine voll Beredsamkeit, Festigkeit, zorniger Entrüstung, kurz eine Rede, der nichts fehlt als – die Kraft der Überzeugung. »Nach Versailles! Nach Versailles!« So währt es Stunde für Stunde, einen halben Tag lang.

Der große Scipio Americanus vermag nichts, er kann nicht einmal selbst entkommen. »Morbleu, mon Général«, rufen die Grenadiere und schließen die Reihen dichter, da das weiße Schlachtroß eine diese Absicht verratende Bewegung macht, »Sie werden uns nicht verlassen, Sie werden bei uns bleiben!« Eine gefährliche Situation: Maire Bailly und die Stadträte sitzen zitternd und schlotternd drinnen, draußen ist der Herr General ein Gefangener, der Grèveplatz mit seinen dreißigtausend regulären Truppen, seinem ganz irregulären St. Antoine und St. Marceau bildet eine einzige drohende Masse von blankem oder rostigem Stahl, alle Herzen streben mit gereizter Spannung und Ungeduld nur einem Ziele zu. Ja, gereizt und gespannt sind alle Herzen, ruhig ist keines, es wäre denn das Herz des weißen Streitrosses, das mit gebogenem Halse hier scharrt und ruhig an seinem Gebisse kaut – als sollte keine Welt samt Dynastien und Zeitepochen zusammenbrechen. Der regnerische Tag neigt sich dem Abend zu, und noch immer erschallt der Ruf: Nach Versailles!

Aber jetzt dringen aus der Ferne unheilkündende Rufe mit einem heiseren, langgezogenen Echo dumpfen Murrens, aus dem einzelne

Silben nur zu deutlich an das Wort »Lanterne« anklingen. Vielleicht ist der irregnläre Sansculottismus mit Piken, ja mit Kanonen auf eigene Faust abmarschiert? Der unbeugsame Scipio läßt endlich durch einen Adjutanten bei den Stadträten anfragen, ob er gehen dürfe oder nicht. Ein Brief wird ihm über die bewaffneten Köpfe hinweg eingehändigt; sechzigtausend Gesichter blicken gespannt auf ihn; es herrscht Totenstille, und alles hält den Atem an, bis er gelesen hat. Beim Himmel, er erbleicht plötzlich! Erlauben es die Stadträte? – »Sie erlauben und befehlen es sogar«, – zumal ihm keine andere Wahl übrig bleibe. Rauschender Beifall erschüttert die Lüfte. In Reih und Glied also, marschieren wir!

Es ist nach unserer Berechnung gegen 3 Uhr nachmittags. Die zornige Nationalgarde mag für diesmal ihr Mittagsmahl aus dem Brotsack nehmen; indessen, ob es ein Mittagessen giebt oder nicht, sie marschiert, als wäre sie ein Herz und ein Sinn. Paris reißt die Fenster auf und »klatscht in die Hände«, als die Rächer mit ihren lauten Trommeln und Schalmeien vorüberziehen; später wird es sorgenvoll und nachdenklich dasitzen und eine recht schlaflose Nacht haben. Lafayette, der auf seinem weißen Rosse hin und her reitet und beredte Worte spricht, bewegt sich mit seinen dreißigtausend Leuten so langsam wie möglich vorwärts. St. Antoine ist ihm bereits mit Piken und Kanonen vorangezogen, eine bunte Menge Bewaffneter und Unbewaffneter marschiert ihm zur Seite und hinter ihm; das Landvolk bleibt noch einmal stehen und gafft: Paris marche sur nous.

## Sechstes Kapitel.
## **Nach Versailles.**

In diesem Augenblicke hat Maillard seine vom Straßenkot beschmutzten Mänaden auf der letzten Anhöhe Halt machen lassen, und nun zeigt sich dem staunenden Auge Versailles das Schloß von Versailles und weit und breit das königliche Erbe. Zur Rechten

sieht man weithin über Marly und St. Germain-en-Laye, dann in der Runde bis gegen Rambouillet zur Linken; alles liegt wie hingebettet in voller Lieblichkeit, aber bei dem trüben, nassen Wetter wie in Trauer da. Nahe vor uns liegt Alt- und Neu-Versailles, zwischen beiden die breite schattige Avenue de Versailles mit ihrem prächtigen Laubdach, mit ihrer Breite von fast dreihundert Fuß, mit ihren vier Reihen Rüstern; dann endlich das Schloß von Versailles mit seinen Parkanlagen und Lustgärten im Hintergrunde, mit seinen glitzernden Teichen, Lauben, Labyrinthgängen, der Menagerie und Groß- und Klein-Trianon! Wohnstätten mit hochragenden Türmen, schattige, lauschige Plätze, wo die Götter dieser niederen Welt wohnen; aber die düstere Sorge läßt sich auch von ihren Wohnsitzen nicht verscheuchen, und eben dahin marschieren jetzt, mit Piken statt mit Thyrsusstäben bewaffnet, die hungrigen Mänaden.

Ja, meine Damen, dort, wo sich, wie Sie sahen, unsere gerade schattige Avenue zu beiden Seiten mit zwei anderen schattigen Schwesterstraßen verbindet und zum Place Royal und Vorhof des Schlosses ausläuft, dort liegt die Salle des Menus, dort tagt die hohe Versammlung und regeneriert Frankreich. Zunächst können Sie den Vorhof, den Großen Hof, den Marmorhof erkennen oder sich vorstellen, wie, sich stets verjüngend, ein Hof in den anderen übergeht, und am äußersten Rande, dort, wo die Glaskuppel wie ein Stern der Hoffnung weithin sichtbar glitzert, dort ist das Oeil de Boeuf! Dort oder nirgends in der Welt giebt es für uns gebackenes Brot! Doch, meine Damen, wäre nicht eines zweckmäßig: unsere Kanonen mit Demoiselle Théroigne und allen kriegerischen Schaustücken in das Hintertreffen zu stellen? Demut ziemt Leuten, die als Bittende zur Nationalversammlung kommen; fremd sind wir in Versailles, woher soeben gar vernehmlich der Klang von Sturmglocke und Generalmarsch an unser Ohr dringt. Könnten wir nicht auch unseren Kummer verbergen und ein heiteres Gesicht zeigen, vielleicht sogar singen? Der Kummer findet Mitleid im Himmel, auf Erden ist er verhaßt und verdächtig. So rät der schlaue Maillard, wie er zu seinen Mänaden auf den Höhen von Versailles spricht.

Die Anordnungen des schlauen Maillard werden befolgt; die kotbeschmutzten Insurgentinnen rücken »in drei Kolonnen« zwischen den vier Reihen von Rüstern die Avenue hinauf, »singen«, so melodisch wie sie eben können, »Henri Quatre« und rufen: Vive le Roi! Der Regen trieft zwar von den Bäumen herab, aber Versailles drängt sich doch von beiden Seiten heran und ruft: »Vivent nos Parisiennes!« Hoch unsere Pariserinnen!

Als das Gerücht immer bestimmter auftrat, hatte man Späher und Reiter in der Richtung nach Paris ausgeschickt; bei dieser Gelegenheit hatte man Seine Majestät, der in die Wälder von Meudon auf die Jagd gegangen war, glücklicherweise entdeckt und heimgebracht; dann begann man den Generalmarsch zu schlagen und die Sturmglocke zu läuten. Die Leibgarde steht bereits in Reih und Glied vor dem Schloßgitter und schaut in ihren nassen Lederhosen verdrießlich die Versailler Allee hinab; auch Flandern, das seinen Opernschmaus schon bereut, ist da, desgleichen Dragoner ohne Pferde, schließlich Major Lecointre und alles, was er an Versailler Nationalgarde hat sammeln können; – doch müssen wir bemerken, daß unser Oberst, eben jener schlaflose Graf d'Estaing, sehr zur Unzeit, ohne Befehl oder Munition herauszugeben, verschwunden ist – wie wir vermuten, ins Oeil de Boeuf. Die Schweizer in ihren roten Röcken stehen innerhalb der Gitter unter den Waffen. Im Innern des Schlosses sind in ihrem Saale »alle Minister«, Saint-Priest, der Klagelieder-Pompignan und alle übrigen, Necker mit eingeschlossen, versammelt; rat- und fassungslos sitzen sie mit ihm da und warten, was die Stunde bringen werde.

Präsident Mounier, der Mirabeau mit einem Tant mieux geantwortet hatte und die Sache leicht zu nehmen schien, hatte doch seine Sorgen; die letzten vier Stunden war er sicherlich nicht auf Rosen gebettet! Die Tagesordnung schreitet vorwärts; man hält es für angezeigt, eine Deputation an Seine Majestät zu senden mit der Bitte, es möge ihm gefallen, die Konstitutions-Artikel »kurzweg anzunehmen; die bedingte, verklausulierte Annahme genüge weder Göttern noch Menschen«.

So viel ist klar. Und doch giebt es ein Etwas, was zwar niemand ausspricht, was aber unklar jeder empfindet. Unruhe und Zerstreutheit kann man auf allen Gesichtern lesen, die Mitglieder flüstern, gehen ruhelos auf und ab: Die Tagesordnung entspricht heute offenbar nicht dem Tagesbedürfnis. Da vernimmt man von den äußeren Thoren her ein Summen und Brummen, ein durch die Wände abgedämpftes Schreien und Streiten kreischender Stimmen, welches bezeugt, daß die Stunde gekommen ist. Dann folgt ein Stoßen und Drängen – und herein treten Gerichtsbote Maillard und eine Deputation von fünfzehn kotbespritzten, triefenden Weibern; nur mit unglaublicher Mühe und Beihilfe aller Thürhüter hatte man die übrigen beredet, draußen zu warten. Jetzt soll die Nationalversammlung ihrer hehren Aufgabe gerade ins Gesicht blicken: Der regenerierende Konstitutionalismus sieht den unregenerierten Sansculottismus leibhaftig vor sich.

Der schlaue Maillard, welcher die Tollheit in eine verständliche Sprache übersetzt, der mit der einen Hand zurückhält, mit der anderen fordert, leistet sein Möglichstes, und, obwohl er nicht zum öffentlichen Redner erzogen ist, faßt er die Sache nicht übel an: – Bei dem herrschenden, furchtbaren Getreidemangel sei, wie die hohe Versammlung mit eigenen Augen sehe, eine Deputation von Bürgerinnen aus Paris gekommen, um zu petitionieren. Aristokraten-Ränke lägen ganz klar zu Tage. So sei z. B. ein Müller durch einen »Kassenschein auf zweihundert Livres« bestochen worden, nicht zu mahlen. Der Name sei dem Boten zwar nicht bekannt, aber die Thatsache lasse sich erweisen, oder wenigstens nicht bezweifeln; ferner habe man, wie es heiße, die Nationalkokarde mit Füßen getreten; auch gebe es oder habe es schwarze Kokarden gegeben. Wolle nicht die hohe Nationalversammlung, Frankreichs Hoffnung, dies alles sofort in weise Erwägung ziehen?

Und der mänadische Hunger, der sich nicht mehr in Schranken halten läßt, schreit: Schwarze Kokarden! schreit: Brot! Brot! und fügt hinzu: Will sie es nicht? – Ja, meine Herren, wenn schon wegen der unbedingten Annahme eine Deputation an Seine Majestät

zweckmäßig erschien, um wie viel mehr ist sie es jetzt »bei der traurigen Notlage von Paris« zur Beruhigung dieser Gärung! Präsident Mounier macht sich mit einer in aller Eile gewählten Abordnung, unter deren Mitgliedern wir den angesehenen Doktor Guillotin bemerken, sofort auf den Weg; inzwischen solle der Vicepräsident die Fortsetzung der Tagesordnung leiten, Bote Maillard solle bei ihm stehen bleiben, um die Weiber in Ruhe zu erhalten. Es ist die vierte Stunde dieses traurigsten Nachmittags, als Mounier sich entfernt.

O erfahrener Mounier, welch ein Nachmittag, der letzte deiner politischen Laufbahn! Besser, du »hättest ein Unwohlsein vorgeschützt«, solange es noch Zeit war. Denn siehe, die Esplanade in ihrer ganzen Ausdehnung bedecken Gruppen von schmutzigen, triefenden Weibern, Gruppen straffhaarigen männlichen Gesindels, das mit Äxten, rostigen Piken, alten Flinten, eisenbeschlagenen Knitteln (bâtons ferrés, die in Messer oder Schwertklingen auslaufen, einer Art improvisierter Hellebarden) bewaffnet ist und nichts als hungrigen Aufruhr sehen läßt. Der Regen gießt in Strömen, Gardes du Corps reiten plänkelnd und »von Zischen begleitet« durch die Gruppen, sie reizen überall auf und erbittern, und was sie an der einen Stelle zerstreuen, sammelt sich an einer anderen wieder an.

Unzählige schmutzige Weiber umringen den Präsidenten und die Deputation und bestehen darauf, mitzugehen. Hat nicht Seine Majestät selbst zum Fenster herausgeschaut und fragen lassen, was wir wollen? »Brot, und mit dem Könige sprechen (du pain et parler au roi)«, das war die Antwort. Zwölf Weiber werden unter Geschrei der Deputation beigesellt und marschieren mit ihr über die Esplanade durch zerstreute Gruppen, hin und her plänkelnde Leibgarden und strömenden Regen.

Auch Präsident Mounier, der auf diese Weise eine unverhoffte Verstärkung von zwölf Weibern erhalten hat und auf seinem Gange vom Hunger und Pöbel begleitet ist, wird irrtümlich für eine Gruppe gehalten; er und seine Weiber werden durch die Plänkler

zerstreut, und nur mit Mühe sammelt man sich im Kot wieder. Endlich öffnet sich das Gitter; die Deputation wird eingelassen, mit ihr die zwölf Weiber, von denen fünf sogar das Antlitz Seiner Majestät sehen sollen. Das regennasse Mänadenvolk mag nun in so guter Laune, als es kann, die Rückkehr der Deputation abwarten.

## Siebentes Kapitel.
## **In Versailles.**

Aber schon ist Pallas Athene (in Gestalt der Demoiselle Théroigne) mit Flandern und den Dragonern zu Fuß eifrig beschäftigt. Sie und andere Weiber, die dazu am besten taugen, ziehen durch die Reihen, sprechen in ernstgemeintem Scherze, drücken rauhe Krieger an ihr patriotisches Herz, drücken Spontons und Musketons mit ihren Armen nieder: Kann ein Mann, der diesen Namen verdient, hungernde, patriotische Frauen angreifen?

Man liest, die Théroigne habe ganze Säcke voll Geld an Flandern verteilt; – wer hat es gegeben? Ach, mit Geldsäcken sitzt man wohl selten als Aufrührerin auf einer Kanone. Verleumderischer Royalismus! Die Théroigne hatte nur den beschränkten Erwerb ihres Berufes als Venusdienerin; Geld hatte sie nicht, aber sie hatte braune Locken, sie hatte die Gestalt der heidnischen Göttin, sie hatte ein bethörendes Herz und eine Zunge voll Beredsamkeit.

Inzwischen langen ununterbrochen Gruppen und Truppen von St. Antoine an, durchnäßt, in verdrossener Stimmung, bewaffnet mit Piken und improvisierten Hellebarden: So weit hat sie eine volkstümlich gewordene fixe Idee getrieben. So viele struppige Gestalten sind auf diese Weise hierher gekommen, ohne zu wissen, was sie thun wollten, Gestalten, die nur gekommen sind, um zu sehen, was man thue. Wer aber ist jene über alle hervorragende, hagere Gestalt mit dem bleiernen, wenn auch kleinen Brustschilde, mit dem dichten, roten, leicht ergrauten Haupthaar und dem langen, ziegelfarbigen Barte? Das ist Jourdan, einst ein unredlicher

Maultierhändler, heute kein Händler mehr, sondern Malermodell, das sich einen freien Tag gönnt. Seinen langen, ziegelfarbenen Bart hat die Kunst gefordert; woher aber sein bleiernes Brustschild rührt (wenn er nicht etwa als Ausrufer eine Bleimarke als Licenz-Zeichen trug), das wird vielleicht für ewige Zeiten ein historisches Problem bleiben. Noch einen zweiten Saul bemerken wir unter dem Volke; »Père Adam«, Vater Adam, wie ihn die Gruppen nennen, besser bekannt als Marquis Saint-Huruge mit der Stierstimme, der Veto-Held, ein Mann, der seine Verluste gehabt und sie verdient hat. Der lange Marquis, der erst vor einigen Tagen das Gefängnis verlassen hat, geht auf und ab und schaut unter seinem Regenschirm nicht ohne Interesse diesem Schauspiele zu. Alle die Personen, die wir hier im wirren Durcheinander sehen: Pallas Athene, eifrig mit Flandern beschäftigt; die patriotischen Nationalgarden von Versailles, arm an Munition und von ihrem Oberst d'Estaing im Stiche gelassen, nunmehr unter dem Kommando ihres Majors Lecointre; umherplänkelnde Leibgarden, verdrossen, mißgestimmt in ihren nassen Lederhosen; schließlich diese wogende See empörten Schmutzes – können sie nicht Veranlassung zu unerwarteten Ereignissen und Überraschungen bieten?

Doch seht, da kommen die zwölf weiblichen Deputierten aus dem Schlosse, ohne Präsident Mounier, aber freudestrahlend zurück und rufen: »*Es lebe der König und sein Haus!*« Offenbar günstige Nachrichten, Mesdames? O gewiß, die allerbesten! Fünf von uns wurden in die innerste Herrlichkeit eingelassen und durften vor das Angesicht des Königs treten. Hier diese schlanke Demoiselle »Louison Chabray, Skulpturarbeiterin, erst siebzehn Jahre alt«, wurde von uns sowohl, weil sie am besten aussah, als auch, weil sie die besten Manieren hat, als Sprecherin bestimmt. Seine Majestät hatte für sie, übrigens auch für jede von uns, nur huldvolle Blicke; ja als Louison bei der Ansprache an den König in Ohnmacht zu fallen drohte, fing er sie in seinen Armen auf und sagte artig, »sie wäre es wohl wert! (Elle en valût bien la peine.)« Bedenkt, ihr Frauen, welch ein König! Seine Worte enthielten nur trostreiches: es sollen

Lebensmittel, wenn es deren überhaupt noch auf der Welt giebt, nach Paris geschickt werden; die Korndurchfuhr soll frei sein wie die Luft; die Müller sollen mahlen, so lange es nur ihre Mühlsteine aushalten, sonst werde es ihnen übel ergehen; nichts soll unrecht bleiben, was nur immer ein Wiederhersteller der französischen Freiheit wieder recht machen kann!

Wahrlich, das sind gute Nachrichten; aber den durchnäßten Mänaden klingen sie allzu unglaublich! Einen Beweis hat man also nicht, wie es scheint? *Trostworte* sind – doch nur Worte, die keinen Menschen satt machen. O beklagenswertes Volk, verraten von Aristokraten, die sogar deine Boten bestechen! In seinen königlichen Armen also, Mademoiselle Louison? In seinen Armen? O du schamlose Dirne, wert des Namens, den wir lieber nicht aussprechen! Ja, deine Haut ist weich, unsere ist vor lauter Plage hart und vom Warten im Regen hier gehörig naß; du hast keine hungrigen Kinder zu Hause, sondern nur Albaster-Puppen, und die weinen freilich nicht! Die Verräterin! An die Laterne mit ihr! – Und schon hat die arme Louison Chabray, die holde schlanke Maid, die eben in den Armen des Königs gelegen, ungeachtet alles Schreiens und Beteuerns ein Strumpfband um den Hals und wütende Amazonen an jedem Ende, schon ist sie dem Tode nahe – da galoppieren zwei Leibgardisten heran, treiben empört das Mänadenvolk auseinander und retten die Bedrohte. Die verkannten Zwölf aber eilen um »eine schriftliche Antwort« ins Schloß zurück.

Doch seht da einen neuen Mänadenschwarm und an ihrer Spitze den »Bastillen-Freiwilligen Monsieur Brumont«, den man zum Kommandanten gepreßt hat. Auch sie wollen ans Gitter des großen Hofes, um zu sehen, was vorgehe; aber die menschliche Geduld in durchnäßten Lederhosen hat ihre Grenzen. Der Leibgardelieutenant M. de Savonnières läßt seinem lange gereizten, lange unterdrückten Zorne für einen Augenblick freien Lauf. Er treibt nicht nur die eben erwähnten Mänaden auseinander, sondern plänkelt und haut auch nach dem gepreßten Kommandanten M. Brumont oder schwingt wenigstens zornmütig und drohend seinen Säbel

gegen ihn, und da er sich dadurch erleichtert fühlt, so jagt er ihn sogar; Brumont weicht in pirouettierenden Bewegungen geschickt zurück und hat jetzt gleichfalls das Schwert gezogen. Bei diesem Anblick von Zorn und Sieg (denn Zorn steckt an und ist für die eingeschlossenen Garden hinter dem Gitter ein wahres Labsal) lassen zwei Leibgardisten auch ihrem Zorn die Zügel schießen; sie jagen hinter ihm her und schwingen ihre Säbel in so furchtbaren Kreisen herum, daß dem armen Brumont nichts anderes übrig bleibt, als mit beschleunigter Geschwindigkeit durch alle Reihen den Rückzug anzutreten; einem Parther gleich weicht er fechtend zurück, vor allem aber schreit er ans vollem Halse: »On nous laisse assassiner, man läßt uns morden!«

O der Schmach! Drei gegen einen! Aus Lecointres Reihen vernimmt man Murren, dann Brüllen, zuletzt sogar Schüsse. Savonnières hat den Arm zum Schlage erhoben, die Kugel einer Lecointreschen Muskete zerschmettert ihn, und der geschwungene Säbel fällt, ohne irgend ein Leid zuzufügen, klirrend zu Boden. Brumont ist entkommen, dieser Zweikampf ist glücklich zu Ende, aber allenthalben erhebt sich ein wildes Kriegsgeheul.

Die Amazonen weichen zurück; St. Antoine hat seine mit Kartätschen geladenen Kanonen gerichtet, dreimal hält man die brennende Lunte an, dreimal versagt sie, zündet nicht – so naß sind die Zündlöcher, und Stimmen rufen: Arrêtez, il n'est pas temps encore, haltet an, es ist noch nicht Zeit. Ihr Herren von der Leibgarde, ihr hattet Befehl, nicht zu feuern, und doch mußten schon zwei von euch aus dem Sattel steigen und hinken, und ein Kriegsroß liegt erschlagen am Boden. Wäre es nicht besser, ihr würdet euch ganz aus der Schußweite bringen und ins Innere zurückziehen? Wenn sich bei eurem Rückzuge ein oder zwei Musketons von selbst gegen diese krächzenden und höhnenden Krämerseelen in Waffen entladen sollten, könnte man sich darüber wundern? Schmutzig sind euere riesigen weißen Kokarden; wollte der Himmel, sie wären gegen trikolore umgetauscht! Euere Lederhosen sind durchnäßt, euere Herzen schwer; geht und kehrt nicht wieder!

Unter Schüssen von beiden Seiten rücken die Leibgarden ab; Blut fließt zwar nicht, aber eine grenzenlose Erbitterung bleibt zurück. Noch etwa dreimal erblickt man in der zunehmenden Dämmerung an diesem oder jenem Portal einen von ihnen, und jedesmal begrüßt man sie mit Flüchen oder pfeifenden Bleikugeln. Wo sich ein Gardist blicken läßt, dort macht der Pöbel sofort Jagd auf ihn, wie es z. B. »dem armen M. de Moucheton von der schottischen Compagnie«, dem Eigentümer des erschlagenen Pferdes, erging; Versailler Kapitäne mußten ihn fortschmuggeln. Oder es knallen ihm rostige Gewehre nach und zerreißen ihm – seinen Hut. Schließlich verschwinden auf höheren Befehl alle Gardes du Corps bis auf die wenigen im unmittelbaren Dienste; oder sie verstecken sich förmlich und marschieren im Dunkel der Nacht nach Rambouillet.

Nun bemerken wir auch, daß die Versailler Munition erhalten haben. Den ganzen Nachmittag konnte der Beamte keine finden, bis ihm im kritischen Augenblick ein patriotischer Unterlieutenant die Pistole ans Ohr hielt und versicherte, »er würde ihm dankbar sein, wenn er welche fände«; darauf fand er sie. Ebenso bemerken wir, daß das von Pallas Athene entwaffnete Flandern offen erklärt, es werde gegen Bürger nicht kämpfen; zum Beweise des Friedens hat es bereits mit den Versaillern Patronen getauscht.

Nun ist der Sansculottismus unter lauter Freunden und kann sich »frei bewegen«, ist empört über die Leibgarde – und klagt auch über Hunger.

## Achtes Kapitel.
## **Das gemeinsame Mahl.**

Warum verweilt aber Mounier so lange, warum kommt er nicht mit der Deputation zurück? Es wird sechs Uhr, es wird sieben Uhr, und noch kein Mounier, noch keine unbedingte Annahme.

Und seht, jetzt sind die triefenden Mänaden nicht als Abordnung, sondern in Massen in die Versammlung eingedrungen und

unterbrechen auf die schmählichste Weise die Parlamentsredner und die Tagesordnung. Maillard und der Vicepräsident können sie kaum in Schranken halten, selbst Mirabeau's Löwenstimme vermag sie trotz des Beifalls, den er findet, höchstens auf Minuten zum Schweigen zu bringen; immer wieder unterbrechen sie die Wiedergeburt Frankreichs mit den Rufen: »Brot, nicht so lange Reden. Du pain, pas tant de longs discours!« – So wenig Verständnis bringen diese armen Geschöpfe den Ergüssen parlamentarischer Beredsamkeit entgegen!

Man bringt auch in Erfahrung, daß die königlichen Wagen bespannt werden, als sollte es nach Metz gehen. Wagen, gleichgültig ob königliche oder andere, haben sich allerdings an den hinteren Thoren sehen lassen. Sie zeigten oder beriefen sich auf eine schriftliche Ordre unserer noch monarchisch, nicht demokratisch gesinnten Munizipalität von Versailles; nichtsdestoweniger wurden sie von Versaillern Patrouillen dem strengen Befehle des wachsamen Lecointre gemäß wieder hineingetrieben.

Fürwahr, ein thätiger Mann ist in diesen Stunden Major Lecointre; denn Oberst d'Estaing bleibt unsichtbar im Oeil de Boeuf, unsichtbar oder, was bedenklicher erscheint, er wird für Augenblicke *sichtbar*; auch erfordert eine hyperloyale Munizipalität eine scharfe Überwachung; kein Befehl, sei es ein Civil- oder Militärbefehl, über all die tausend Angelegenheiten entgeht ihm. Er ist im Versailler Stadthaus, er ist am Gitter des großen Hofes und verkehrt mit den Schweizern und den Leibgarden, er ist in den Reihen von Flandern, er ist hier, er ist dort, er ist überall eifrig bemüht, Blutvergießen zu verhüten, die königliche Familie von der Flucht nach Metz, die Mänaden von der Plünderung der Stadt Versailles abzuhalten.

Gegen Einbruch der Nacht sehen wir, wie er auf jene bewaffneten Gruppen von St. Antoine zuschreitet, die sich in gar zu drohender Haltung in der nächsten Nähe der Salle des Menus herumtreiben. Sie empfangen ihn im Halbkreise; zwölf Sprecher, mit brennenden Fackeln in der Hand, stehen hinter den Kanonen, deren Mündungen auf Lecointre gerichtet sind: ein Bild für Salvator! Er fragt in ruhigem,

aber festem Tone, was sie eigentlich mit ihrem Zuge nach Versailles beabsichtigten? Die zwölf Sprecher antworten mit den wenigen, aber inhaltsschweren Worten: »Du pain et la fin des affaires.« Wann diese Geschichte enden wird, das kann freilich kein Major Lecointre, ja überhaupt kein Sterblicher sagen; wegen des Brotes aber stellt er die Frage: Wie viele seid ihr? Er hört, es seien ihrer sechshundert, je ein Laib für die Person würde genügen; – und reitet zur städtischen Behörde, um die sechshundert Brote zu beschaffen.

Die monarchisch gesinnte Behörde will jedoch diese Brote nicht bewilligen; statt dessen will sie lieber zwei Tonnen Reis geben, wüßte man nur, ob er gekocht oder roh sein solle. Ja, wie auch dieses Anerbieten angenommen wird, sind die Herren Munizipalräte plötzlich verschwunden – sind wie jene sechsundzwanzig Langroben von Paris untergetaucht und verschwinden, ohne auch nur eine Spur von gekochtem oder ungekochtem Reis hinterlassen zu haben, gänzlich aus der Geschichte!

Der Reis kommt also nicht; um die Hoffnung auf Speise ist man schmählich betrogen, betrogen auch um die Hoffnung auf Rache; denn hat man nicht M. de Moucheton von der schottischen Compagnie durch List fortgeschmuggelt? So ist dies alles fehlgeschlagen, und nur Herrn Mouchetons erschlagenes Pferd sieht man dort auf der Esplanade liegen. Das enttäuschte, hungrige St. Antoine stürzt sich auf das erschlagene Roß, zieht ihm die Haut ab, brät es am Feuer, zu dem Zaunpfähle, Gitterstäbe und alles tragbare Holzwerk, dessen man habhaft wurde, das Brennmaterial liefern – natürlich fehlt es dabei nicht an Jubelgeschrei; und nach der Art der alten griechischen Helden *erhoben sie die Hände zum lecker bereiteten Mahle*, wie es sich eben bot. Das andere Gesindel geht auf Raub aus und sucht, was es verschlinge. Flandern wird sich in seine Kaserne zurückziehen, ebenso wird Lecointre mit seinen Versaillern abrücken; nur einige wachsame Patrouillen mit dem Befehle, doppelt wachsam zu sein, bleiben zurück.

So sinken unter Sturm und Regen die Schatten der Nacht herab, und auf allen Wegen wird es dunkel. Seit der Bartholomäusnacht,

da Versailles, wie Bassompierre schreibt, noch ein château chétif war, vielleicht die merkwürdigste Nacht, die man in dieser Gegend erlebt hat. O daß man die Leier eines Orpheus hätte, um durch einen Griff in die melodischen Saiten diese wahnsinnstollen Massen in Ordnung zu bringen! Denn hier scheint alles auseinandergefallen, alles von seinem Platze verrückt zu sein; und dazwischen gähnt der Abgrund. Wie beim Einsturz einer Welt ist das Höchste mit dem Niedrigsten in Berührung gebracht: Frankreichs Pöbel belagert Frankreichs Königtum, »eisenbeschlagene Knüttel« erheben sich rings um die königliche Krone, aber nicht, um sie zu beschützen! Neben Anklagen gegen die blutdürstige antinationale Leibgarde vernimmt man dumpfes Murren gegen den Namen der Königin.

Der Hof sitzt zitternd, ohnmächtig da; seine Stimmung wechselt mit der wechselnden Stimmung auf der Esplanade, mit der verschiedenen Färbung der Gerüchte aus Paris, die in rascher Aufeinanderfolge bald friedlich, bald kriegerisch lauten. Necker und alle Minister halten Rat – ohne jeden Erfolg. Das Oeil de Boeuf ist ein einziger Sturm von Geflüster: Wir wollen nach Metz fliehen, wir wollen nicht fliehen. Die königlichen Wagen versuchen noch einmal, wenn auch nur zur Probe, hinauszufahren, sie werden abermals durch Lecointres Patrouillen zurückgetrieben. In sechs Stunden hat man nichts beschlossen, nicht einmal die unbedingte Annahme.

In sechs Stunden? Ach, wer sich unter solchen Umständen nicht in sechs Minuten entschließen kann, der gebe seine Sache auf; für ihn hat das Schicksal bereits beschlossen. Und der Mänadismus samt dem Sansculottismus berät sich indessen mit der Nationalversammlung und gebärdet sich hier immer ungestümer. Mounier kehrt nicht zurück, nirgends sieht man eine Autorität; Frankreichs Autorität ruht in diesem Augenblicke in den Händen Lecointres und des Gerichtsboten Maillard. – Das ist der Greuel der Verwüstung, der so plötzlich hereingebrochen ist, wiewohl er als etwas Unvermeidliches seine Schatten schon lange vorausgeworfen hat.

Dem Blinden kommt eben alles plötzlich. Das Elend, das durch lange Zeiten keinen Wortführer, keinen Helfer gefunden hat, wird jetzt für sich selbst sprechen und sich selbst helfen. *Das* ist nun seine Sprache, eine der rohesten, nicht wahr? Konnte sie anders sein?

Um 8 Uhr kehrt in die Versammlung zwar nicht die Deputation, aber Doktor Guillotin mit der Nachricht zurück, sie werde kommen; auch sei Hoffnung auf die unbedingte Annahme vorhanden. Er selbst bringt ein königliches Handschreiben, das die Vollmacht und Weisung für die »freieste Durchfuhr des Getreides« enthält. Diesem königlichen Schreiben zollt das Mänadentum von ganzem Herzen Beifall. Demgemäß erläßt auch die Versammlung sofort ein Dekret, das von den entzückten Mänaden auch mit Beifall aufgenommen wird: – aber könnte es denn die hohe Versammlung nicht auch durchsetzen, daß »der Brotpreis auf acht Sous für das halbe Viertel, das Schlachtfleisch auf sechs Sous für das Pfund *festgesetzt* würde«; das wären doch auch ganz anständige Preise? Diesen Antrag stellt »ein Haufe von Männern und Weibern«, der sich vom Gerichtsboten Maillard nicht zurückhalten läßt; die hohe Versammlung muß ihn anhören. Der Bote Maillard ist übrigens auch nicht immer in seinen Worten maßvoll; aber zurechtgewiesen, kann er sich mit Fug und Recht mit der Eigentümlichkeit der Umstände entschuldigen.

Aber was kann schließlich, da dieses Dekret gehörig durchgegangen ist und die Unordnung fortdauert, da kein Präsident Mounier zurückkommt und die Mitglieder allmählich zusammenschmelzen, was kann der Vicepräsident thun als auch verschwinden? So schmilzt denn die Versammlung unter solchem Drucke zusammen, sie löst sich auf oder, wie der offizielle Ausdruck lautet, sie vertagt sich. Maillard wird mit dem »Dekrete über das Korn« nach Paris geschickt, er und einige Weiber und zwar in Wagen, die dem König gehören. Ebendahin hat sich schon früher die schlanke Louison Chabray mit jener »schriftlichen Antwort« begeben, wegen deren die zwölf weiblichen Mitglieder der Deputation ins Schloß

zurückkehren mußten. Ja, die schlanke Sylphe hat sich durch das düstere, kotige Land auf den Weg gemacht; sie hat viel zu erzählen, ihre armen Nerven sind so aufgeregt, und so kommt sie, wie am heutigen Tage jedermann, nur recht langsam auf der Straße vorwärts. Der Präsident Mounier ist noch immer nicht gekommen, ebensowenig wie die unbedingte Annahme, wiewohl sechs lange, ereignisreiche Stunden verflossen sind, obwohl ein Kurier nach dem anderen Lafayettes Anrücken meldet. Bedeutet sein Kommen Frieden oder Krieg? Es ist hohe Zeit, daß auch das Schloß den einen oder anderen Entschluß fasse, daß auch das Schloß ein Lebenszeichen von sich gebe, wenn es am Leben bleiben will.

Triumphierend, voller Freude nach solchem Verzug kommt endlich Mounier und mit ihm die schwer errungene Annahme, die jetzt freilich nur geringen Wert besitzt. Denkt euch Mouniers Überraschung, als er seinen Senat, den er durch die unbedingte Annahme zu entzücken hofft, verschwunden und statt seiner einen Senat von Mänaden findet. Wie der Affe des Erasmus mit einem Holzspan das Rasieren seines Herrn nachmachte, so führen diese Amazonen mit nachgeäffter Würde eine tolle Parodie auf die Nationalversammlung auf. Sie stellen Anträge, halten Reden, fassen Beschlüsse und erzielen damit wenigstens schallendes Gelächter. Alle Galerien und Bänke sind besetzt, und eine handfeste Dame der Halle nimmt Mouniers Platz ein. Nicht ohne Mühe, mit Unterstützung von Thürhütern und guten Worten bahnt sich Mounier den Weg zur Frau Präsidentin; die handfeste Dame giebt aber noch vor ihrer Abdankung besonders zu verstehen, daß sie und ihr ganzer Senat, Männlein und Weiblein (denn was war *ein* gebratenes Pferd für so viele?) ganz gehörigen Hunger leiden.

Unter den gegebenen Umständen faßt der erfahrene Mounier einen doppelten Entschluß: erstens die Mitglieder der Nationalversammlung durch Trommelschlag wieder einzuberufen und zweitens für Mundvorrat zu sorgen. Schnelle Boten fliegen zu allen Bäckern, Köchen, Pastetenbäckern, Weinschenkern und Gastwirten, Trommeln wirbeln durch alle Straßen, und die gellenden

Stimmen der Ausrufer bringen die Kundmachung zur öffentlichen Kenntnis. Sie kommen; die Mitglieder kommen und, was noch besser ist, die Lebensmittel kommen; auf Handkarren, in Mulden treffen sie ein: Brote, Wein und ein reicher Vorrat an Würsten. Die Speisekörbe wandern in schönster Eintracht von Bank zu Bank, und, wie der Vater des Epos sagt, so *schmausten sie, und nicht mangelte ihr Herz des gemeinsamen Mahles* (δαιτὸς εἴσης).

Allmählich können sich doch ungefähr hundert Mitglieder hineindrängen und, da die Mänaden ein wenig Platz machen, um Mouniers Sitz sammeln. Sie hören erst die »unbedingte Annahme« und gehen dann, entsprechend der Tages- oder richtiger Nachtordnung in die »Beratung des Strafgesetzes« ein. Alle Bänke sind überfüllt; auf den düsteren Galerien, denen die ungewaschenen Köpfe ein noch düstereres Aussehen verleihen, blitzt es seltsam von improvisierten Hellebarden. Heute sind es genau fünf Monate, seit von ebendenselben Galerien die Schönheit im reichsten Federn- und Juwelenschmuck ihren herzerfreuenden Zauber wirken ließ; und heute? So weit sind wir mit der Wiedergeburt Frankreichs gekommen; die Geburtswehen sind, wie mich dünkt, entsetzlich. Die Mänaden lassen sich gelegentliche Zwischenrufe nicht verbieten und fragen: »Was soll uns das Strafgesetzbuch? Brot ist das, was wir brauchen.« Mirabeau dreht sich um und weist sie mit seiner Löwenstimme zur Ruhe; die Mänaden klatschen Beifall – fangen aber wieder von neuem an.

So kauen sie ihre zähen Würste, mengen sich in die Beratung des Strafgesetzes und machen die Nacht fürchterlich. Wie wird das enden? Lafayette muß erst mit seinen Dreißigtausend kommen: ihn, der nicht mehr fern sein kann, erwarten alle wie einen Boten des Schicksals.

## Neuntes Kapitel.
## **Lafayette.**

Gegen Mitternacht blitzen auf dem Hügel Lichter auf, die Lichter Lafayettes! Das Wirbeln seiner Trommeln hört man schon die Avenue herauf. Bringt es Frieden oder Krieg? Geduld, Freunde! keines von beiden. Lafayette ist da, die Katastrophe ist noch nicht da.

Er hat auf dem Marsche so oft anhalten lassen und so oft gesprochen, daß er zu vier Wegmeilen neun Stunden gebraucht hat. Zu Montreuil in der nächsten Nähe von Versailles mußte das ganze Heer Halt machen und im Dunkel der Nacht mit erhobener Rechten bei dem strömenden Himmel feierlich schwören, des Königs Wohnstätte zu achten, dem König und der Nationalversammlung treu zu sein. Die Wut ist während des verlangsamten Marsches entschwunden, der Rachedurst durch Müdigkeit und durchnäßte Kleider gelöscht. Flandern rückt wieder in Waffen aus, – das so patriotisch gewordene Flandern braucht man nicht mehr »auszurotten«. Die erschöpften Bataillone halten in der Avenue; im Augenblick hegen sie keinen sehnlicheren Wunsch als den nach Obdach und Ruhe.

In Ängsten sitzt Präsident Mounier auf seinem Platze, in Ängsten ist das Schloß. Eine Botschaft kommt aus dem Schlosse, M. Mounier möge gefälligst mit einer neuen Deputation rasch wieder erscheinen und so wenigstens die zwiefache Angst zu *einer* machen. Aus eigenem Antriebe läßt der geängstigte Mounier den General benachrichtigen, Seine Majestät habe in Gnaden geruht, die unbedingte Annahme zu gewähren. Der General, der mit einer kleinen Avant-Kolonne heranrückt, will im Vorbeimarsch antworten; er wechselt mit ihm einige allgemein gehaltene Worte, wirft einen Blick auf die buntgemischte Versammlung und setzt seinen Weg zum Schlosse fort. Zwei Pariser Munizipalräte, die von den Dreihundert zu diesem Zwecke erwählt wurden, begleiten ihn. Lafayette erhält durch verschlossene und verriegelte Gitter, durch Schildwachen und Thürhüter, Einlaß in die Gemächer des Königs.

Der Hofstaat, Herren wie Damen, drängen sich auf seinen Weg, um ihr Schicksal auf seinem Gesichte zu lesen, das, wie die Geschichtsschreiber berichten, eine merkwürdige Mischung »von Sorge, Eifer und Mut« sehen läßt. Der König mit Monsieur, Minister und Marschälle erwarten ihn. »Er ist da«, sagt er in seiner hochfliegenden ritterlichen Weise, »um seinen Kopf für die Sicherheit Seiner Majestät anzubieten.« Die beiden Munizipalräte bringen die Wünsche von Paris zum Ausdruck, vier Punkte ganz friedlichen Inhalts: erstens, daß die Ehre, die geheiligte Person des Gesalbten zu bewachen, den patriotischen Nationalgarden, d. h. den Centralgrenadieren übertragen werde, die schon als Gardes Français dieses Vorrecht hatten; zweitens, daß nach Möglichkeit Lebensmittel beschafft werden; drittens, daß man in die mit politischen Häftlingen überfüllten Gefängnisse Richter sende; viertens, *daß es Seiner Majestät gefallen möge, nach Paris zu kommen und dort zu wohnen*. Auf die drei ersten Wünsche antwortet der König bereitwillig mit Ja oder kann beinahe sagen, daß er schon geantwortet habe. Auf den vierten Wunsch kann er nur mit Ja oder Nein antworten, so gern er Ja *und* Nein sagen möchte. Aber sind nicht für jeden Fall, dem Himmel sei Dank dafür, ihre Gesinnungen durchaus friedlich? Man hat Zeit zum Überlegen; die höchste Gefahr scheint vorüber zu sein.

Lafayette und d'Estaing verteilen die Wachen. Die Central-Grenadiere haben wieder ihre Wachstube zu beziehen, die sie als Gardes Français inne gehabt hatten; die Gardes du Corps, die letzten übelberatenen Inhaber, sind schon zum größten Teile nach Rambouillet fortgezogen. So lautet die Ordre für diese Nacht, und das daraus hervorgegangene Unheil genügt auch vollauf für eine Nacht. Dann verabschieden sich die beiden Munizipalräte und Lafayette in hochfliegender ritterlicher Art. So kurz war diese Zusammenkunft, daß Mounier und seine Deputation noch nicht herausgekommen waren, so kurz und so zufriedenstellend. Jedem ist ein Stein vom Herzen gefallen. Die holden Palastdamen erklären öffentlich, so abscheulich Lafayette sonst sein möge, diesmal sei er ihr Retter;

sogar die alten saueren Tanten, des Königs Tanten, die alte Graille und ihre Schwestern, die wir schon von früher her kennen, geben dies zu. Die Königin Marie Antoinette hat oft das Gleiche gesagt. Sie war überhaupt unter all den Herren und Damen die einzige, die an diesem Tage Mut, erhabene Ruhe und Entschlossenheit zeigte. Sie allein sah klar, was sie thun *wollte*, und Theresias Tochter *wagt* zu thun, was sie will, mag auch ganz Frankreich sie bedrohen: sie wagt zu bleiben, wo ihre Kinder und ihr Gatte bleiben.

Gegen drei Uhr morgens ist alles geordnet, die Wachen sind aufgestellt, die Centralgrenadiere haben ihre frühere Wachstube bezogen; sie, die Schweizer und die wenigen zurückgebliebenen Leibgardisten haben noch eindringliche Worte über ihre Pflichten angehört. Die müden Pariser Bataillone dagegen, die der »Gastfreundschaft von Versailles« empfohlen sind, schlafen in Gastbetten, Reserve-Kasernen, Kaffeehäusern oder leeren Kirchen. Ein Trupp weckte auf dem Wege zur St. Ludwigskirche in der Rue Sartory den armen Weber aus seinen unruhigen Träumen. Weber hat den ganzen Tag seine Westentasche voll Kugeln gehabt, »zweihundert Kugeln und zwei *Pulverbirnen*«; damals waren nämlich die Westen förmliche Leibröcke mit Schößen, die bis auf die halben Schenkel hinabreichten. So viele Kugeln hat er den ganzen Tag bei sich getragen, aber keine Gelegenheit gehabt, von ihnen Gebrauch zu machen; jetzt wendet er sich im Bette um, verwünscht die unloyalen Banditen, spricht als Stoßgebet einen oder zwei Flüche und schläft sofort wieder ein.

Zuletzt folgt noch eine Ansprache an die Nationalversammlung, darauf unterbricht sie auf Mirabeaus Antrag die Debatte über das Strafgesetz und geht für diese Nacht auseinander. Die Mänaden und Sansculotten haben sich in Wachthäusern, in der Kaserne des Regiments Flandern und um das Licht freundlicher Feuer gelagert; was nicht hier Raum fand, verbrachte die Nacht in Kirchen, Nebengebäuden, Schilderhäusern, kurz überall, wo das Elend eine Lagerstätte findet. Der lärmvolle Tag hat sich selbst zur Ruhe geschrien; noch ist kein Leben als das eines einzigen Kriegspferdes

zu beklagen. Das Chaos der Empörer liegt schlummernd um das Schloß herum wie der Ocean um eine Taucherglocke – an der sich noch kein Spalt entdecken läßt.

Tiefer Schlaf hat sich ohne Unterschied auf Hoch und Nieder gesenkt und hat das Meiste, sogar Hunger und Wut, zur Ruhe gebracht. Finsternis hüllt die Erde ein; aber im fernen Nordosten wirft Paris seinen großen, gelben Schein weit hinein in die feuchte, schwarze Nacht. Dort ist heute, ebenso wie in den verflossenen Nächten, alles beleuchtet, die Straßen sind wegen des Kriegslärms verödet; alle Munizipalräte wachen; die Patrouillen rufen ihr heiseres: Wer da? Gerade um diese Zeit langt dort, wie wir sehen, unsere arme, schlanke Louison Chabray, natürlich mit ganz zerrütteten Nerven, an: Eine Stunde später »gegen vier Uhr morgens« wird auch der Gerichtsbote Maillard eintreffen. Sie berichten nacheinander dem wachenden Hôtel de Ville alles Tröstliche, was sie sagen können, und dies alles wird bei Tagesgrauen durch große Anschlagzettel allen Bewohnern zur Kenntnis gebracht werden.

Lafayette sitzt nun nach glücklicher Beendigung aller Ansprachen im Hôtel de Noailles, das nicht weit vom Schlosse entfernt liegt, und berät sich mit seinen Offizieren; um fünf Uhr erklären sie einstimmig, der beste Rat für einen durch vierundzwanzig Stunden oder noch länger gehetzten und abgemüdeten Mann sei der, sich aufs Bett zu werfen und kurze Zeit Ruhe zu suchen.

So endete der erste Akt des Weiberaufstandes. Wie wird es morgen gehen? Das Morgen liegt wie immer im Schoße der Schicksalsgöttinnen. Doch darf man hoffen, daß Seine Majestät edelmütig einwilligen werde, nach Paris zu kommen; jedenfalls kann der König Paris besuchen. Antinationale Leibgarden müssen hier und anderswo den Bürgereid schwören und der Trikolore Genugthuung leisten; Flandern wird schwören. Es dürfte noch viele Eidesleistungen, sicherlich viele öffentliche Ansprachen geben, und so wird vielleicht unter Reden und Schwüren die Sache noch glimpflich ablaufen.

Ach, wird es vielleicht ganz anders, wird es schlimm gehen? Wird die Einwilligung des Königs nicht edelmütig gewährt, sondern

schmählich erzwungen sein? Das unendliche Chaos des Aufruhrs umschließt jetzt schlummernd den Palast wie der Ocean eine Taucherglocke und kann durch jede Lücke eindringen. Laßt nur einmal diesen massenhaft angesammelten Aufruhr einen Eingang finden! Es gliche dem Einbrechen unermeßlicher Wasserfluten, oder vielmehr einer Flut brennbarer, sich selbst entzündender Flüssigkeit, z. B. einer Mischung von »Terpentin- und Phosphoröl«, jener Mischung, die Spinola Santerre so wohl kennt.

## Zehntes Kapitel.
## **Les grandes entrées.**

Die trübe Dämmerung eines neuen kalten, regnerischen Morgens war kaum über Versailles angebrochen, als es dem Schicksal gefiel, daß ein Leibgardist auf dem rechten Schloßflügel aus dem Fenster schauen sollte, um zu sehen, welchen Anblick Himmel und Erde böten. Gesindel männlichen und weiblichen Geschlechts streift vor seinen Augen umher. Sein knurrender Magen macht ihn nicht ohne Grund übellaunig, und so kann er vielleicht einen kurzen Fluch über das Gesindel nicht unterdrücken, oder er kann sich wenigstens nicht enthalten, einen solchen zu erwidern.

Böse Worte erzeugen noch bösere, bis auf das böseste Wort die böse That folgt. Hat der fluchende Leibgardist, der (wie es nicht anders sein konnte) im Schimpfen übertrumpft wurde, wirklich sein Gewehr geladen und zu schießen gedroht oder wirklich geschossen? Wer das wüßte! Behauptet wird es, wenn es auch uns unglaubwürdig erscheint. Doch wie dem auch sei, der bedrohte Pöbel wiehert und rüttelt vor Wut an allen Gittern: Das Schloß des einen (einige erklären, es sei eine bloße Kette gewesen) giebt nach, der Pöbel ist im großen Hofe und wiehert noch lauter.

Der fluchende Leibgardist und noch einige seiner Kameraden geben nun Feuer, und einem Manne wird der Arm zerschmettert. Lecointre wird aussagen, »Sieur Cardine, ein unbewaffneter

Nationalgardist, sei erstochen worden«. Aber seht, gewiß ist, daß der arme Jerôme l'Héritier, auch ein unbewaffneter Nationalgardist, Sohn eines Pariser Sattlers, Kunsttischler von Beruf, dessen Kinn noch jugendlicher Flaum bedeckt, tödlich getroffen aufs Pflaster sinkt und den Boden mit seinem Blut und Gehirn bespritzt. Ein Schrei des Mitleids und unstillbarer Rache erhebt sich, wilder als der Iren heulende Totenklage. In wenigen Minuten ist auch das Gitter zum inneren und innersten Hofe, dem sogenannten Marmorhof, durch Gewalt oder Überrumpelung gesprengt und genommen; auch er wird überflutet, und dann ergießt sich die lebendige Sündflut über die große Freitreppe, über alle Stiegen und Eingänge! Deshuttes und Varigny, die zwei wachehaltenden Leibgardisten, werden niedergerannt und von hundert Piken durchbohrt. Weiber bemächtigen sich ihrer Säbel oder sonst einer Waffe und stürmen wie Mänaden hinein; andere Weiber heben die Leiche des erschossenen Jerôme auf und legen sie auf die Marmorstufen nieder; hier soll sein zerschmettertes Haupt mit dem fahlen Antlitz und dem für immer stummen Munde eine *beredte Sprache* sprechen.

Wehe nun allen Gardes du Corps, für sie giebt es kein Erbarmen. Miomandre de Sainte-Marie steigt vier Stufen auf der Hauptstiege herab und fleht mit sanften Worten zu dem wütenden Orkan; seine Kameraden reißen ihn an Schoß und Gürtel buchstäblich aus dem Rachen des Verderbens und schlagen die Thür zu. Auch sie wird nur noch Minuten standhalten; ihre Füllungen zerschellen wie Scherben. Das Verbarrikadieren hilft euch nichts; flieht, ihr Gardes du Corps, flieht schnell; gleich Höllenhunden rast euch in wilder Jagd der wütende Aufstand auf den Fersen nach!

Die entsetzten Leibgarden fliehen, alles hinter sich verriegelnd und verrammelnd, ihnen nach das wilde Heer. Wohin? Von Saal zu Saal und, wehe, jetzt stürmt es zu den Gemächern Ihrer Majestät, in deren letztem die Königin selbst schläft. Fünf Wachen stürzen durch die lange Zimmerreihe, schon sind sie im Vorzimmer und rufen laut: »Rettet die Königin!« Den angstvoll zitternden Frauen,

die sich weinend ihnen zu Füßen werfen, antworten sie: »Ja, wir wollen sterben, rettet die Königin!«

Zittert nicht, ihr Frauen, eilt nur! Hört, noch eine Stimme ruft aus der Ferne von der äußersten Thür: »Rettet die Königin!«, und die Thür schließt sich. Das ist die Stimme des wackeren Miomandre, das ist sein zweiter Warnungsruf; durch ringsum dräuenden Tod ist er hindurchgestürmt, um dies thun zu können, und nun, da es gethan ist, bietet er dem dräuenden Tode die Stirn. Der brave Tardivet du Repaire, der denselben verzweifelten Dienst leisten will, wird mit Piken niedergestoßen, und nur mit Mühe reißen ihn seine Kameraden noch lebend hinein. Miomandre und Tardivet: Mögen die Namen dieser zwei Leibgardisten, wie die Namen aller Wackeren lange fortleben!

Zitternde Ehrendamen, von denen eine Miomandre aus der Ferne erblickt und verstanden hat, hüllen die Königin hastig ein: nicht in Staatsgewänder. Sie flieht, um ihr Leben zu retten, durch das Oeil de Boeuf, auf dessen Hauptthür auch schon der Aufruhr schlägt. Jetzt ist sie in des Königs Gemach, in des Königs Armen, sie umklammert ihre Kinder; nur wenige Getreue umgeben sie. Die beherzte Tochter einer Kaiserin bricht in die Thränen einer Mutter aus: »O meine Freunde, rettet mich und meine Kinder! O mes amis, sauvez moi et mes enfants!« Die Axt des Aufruhrs wird geschwungen, und ihre Donnerschläge hallen vernehmlich durch das Oeil de Boeuf herüber. Welch eine Stunde! Ja, Freunde, eine schreckensvolle, gräßliche Stunde, gleich schmählich für die Regierten und Regenten, eine Stunde, in der Regierte und Regent schmählich bezeugen, daß ihr Verhältnis zueinander endgiltig gelöst ist. Die Wut, die in den letzten vierundzwanzig Stunden in zwanzigtausend Herzen kochte, hat sich entzündet, und Jerômes Leiche mit dem hirnlosen Kopfe liegt als glühende Kohle da. Es ist, wie gesagt, das entfesselte Element, das hereinbricht und sich über alle Corridore und Gänge verbreitet.

Inzwischen hat man die armen Leibgardisten größtenteils ins Oeil de Boeuf gehetzt; hier an des Königs Schwelle mögen sie sterben, zu ihrer Verteidigung können sie soviel wie nichts thun.

Mit *Tabourets*, Bänken, mit allem Beweglichen verrammeln sie die Thür, gegen welche die Axt des Aufruhrs donnernd schlägt. Aber was geschah mit dem wackeren Miomandre? Kam er dort an der äußeren Thür der Königin um? Nein, er wurde niedergestoßen, zerhauen, zerfetzt und als Leiche, wofür man ihn hielt, liegen gelassen; trotz alledem hat er sich hierher weitergeschleppt und wird, hochgeehrt vom loyalen Frankreich, weiter leben. Beachtet auch, daß der Aufruhr in gradem Widerspruche mit dem, was man gesagt und gesungen hat, nicht die von Miomandre verteidigte Thür gesprengt hat, sondern anderswohin gestürmt ist, um neue Leibgarden zu suchen.

Die armen Leibgardisten mit ihrem Thyestesmahle im Opernsaale! Ein Glück für sie, daß der Aufruhr nur Pike und Axt und keine richtigen Belagerungswerkzeuge hat! Welch Rütteln und Donnern! Sollen sie denn alle elend gemordet werden und mit ihnen auch das Königtum? Deshuttes und Varigny, den beim ersten Einbruch Gemordeten, hat man als Opfer Jerômes *Manen* im Marmorhofe die Köpfe abgeschnitten, ein Geschäft, das Jourdan mit dem Ziegelbarte gar willig besorgte; darauf fragte er: »Habt ihr nicht mehr?« Einen anderen Gefangenen führt man unter heulendem Gesange um den Leichnam herum; darf Jourdan seine Ärmel zum zweitenmal hinaufstreichen?

Und lauter, immer lauter tobt im Innern der Aufruhr, plündert, wo er nicht morden kann; immer lauter donnert es gegen das Oeil de Boeuf; was kann jetzt noch den Einbruch hindern? – Plötzlich hört es auf, die Axtschläge hören auf! Wilde Flucht, immer schwächer werdendes Schreien, dann Stille; man vernimmt den Tritt regelmäßiger Schritte, darauf friedliches Klopfen: Wir sind die Centralgrenadiere, die früheren Gardes français, öffnet uns, ihr Herren vom Garde du Corps! Wir haben nicht vergessen, wie ihr uns bei Fontenoy gerettet habt. Die Thür öffnet sich, und herein tritt Kapitän Gondran mit seinen Centralgrenadieren. Die Soldaten fallen einander in die Arme; es ist eine plötzliche Befreiung vom Tode zum Leben.

Wunderliche Adamssöhne! Um diese Garde du Corps »auszurotten«, sind die Centralgrenadiere von Hause aufgebrochen, und nun stürzen sie herbei, um sie vor der Ausrottung zu retten. Die Erinnerung an gemeinsame Gefahr und frühere Hilfe macht auch rauhe Herzen weich; Brust preßt sich an Brust – nicht im Streite! Der König erscheint einen Augenblick an der Thür seines Gemaches und ruft: »Schont meiner Garden!« »Soyons frères!« ruft Kapitän Gondran und stürmt wieder davon, um mit gefälltem Bajonett das Schloß zu säubern.

Jetzt ist auch Lafayette – (der plötzlich aufgeschreckt ist, nicht vom Schlafe, denn er hatte noch kein Auge geschlossen) mit seiner leidenschaftlichen, volkstümlichen Beredsamkeit, mit seinem schneidigen militärischen Kommandowort da. Die von der Trompete und Alarmtrommel geweckte Leibgarde rückt heran. Das blutige Handgemenge ist vorbei, gedämpft der himmelhochflammende Feuerbrand; noch ist er nicht ganz erloschen, doch brennt er nur mehr wie niedergebrannte Kohle und ist nicht mehr unlöschbar. Die Gemächer des Königs sind unbeschädigt. Die Minister, Beamten und sogar einige loyale Nationaldeputierte versammeln sich um die Majestäten. Die Bestürzung wird sich unter Schluchzen und Verwirrung allmählich legen und, so gut es geht, zu Plan und Rat gestalten.

Blicken wir einen Augenblick aus den königlichen Fenstern hinaus! Ein tobendes Meer von Menschenköpfen überschwemmt beide Höfe und stürmt gegen alle Zugänge, mänadische Weiber, rasende Männer, alle toll von Rachgier, Raublust und Zerstörungswuth. Der Pöbel hat seinen Maulkorb abgestreift und bellt wie der Höllenhund mit drei Rachen. Vierzehn Leibgardisten sind verwundet, zwei ermordet, von Jourdan geköpft. Er fragt: War es der Mühe wert, wegen zweier einen so weiten Weg zu machen? Die unglücklichen Deshuttes und Varigny! Ihr Schicksal war sicher beklagenswert; sie wurden so plötzlich in den Abgrund geschleudert wie Leute, die von einer weithin donnernden Berglawine erfaßt werden, welche nicht durch sie, sondern in weiter Ferne

durch andere ins Rollen gebracht wurde. Als die Schloßuhr zuletzt schlug, schritten noch beide mit geschulterten Musketen müde auf und ab und hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die nächste Stunde schlüge. Sie hat geschlagen, aber sie hören es nicht mehr. Ihre Körper liegen verstümmelt am Boden, ihre Köpfe paradieren auf zwölf Fuß langen Piken durch die Straßen von Versailles und werden gegen Mittag die Barrièren von Paris erreichen – ein gar gräßlicher Gegensatz zu den großen, tröstlichen Anschlagzetteln, die hier überall angebracht sind.

Der andere gefangene Leibgardist muß noch unter indianerartigem Kriegsgeheul die Runde um den Leichnam Jerômes machen; der bluttriefende Ziegelbart mit aufgestreiften Ärmeln schwingt seine blutige Axt, als Gondran mit seinen Grenadieren in Sicht kommt. »Kameraden, wollt ihr sehen, wie man kalten Blutes einen Menschen abschlachtet?« »Hinweg mit euch, ihr Schlächter!« antworten diese – und der arme Leibgardist ist frei. Geschäftig eilt Gondran, geschäftig eilen Garden und Kapitäne, durchsuchen alle Korridore, zerstreuen das Gesindel, die raubenden Horden und fegen den Palast rein. Die verstümmelten Opfer des Blutbades werden fortgeschafft, Jerômes Leiche nach dem Rathause zur Untersuchung; die Gluthitze des Aufruhrs wird immer mehr auf eine mäßige und erträgliche Temperatur herabgedrückt.

Wie gewöhnlich beim Ausbruch so vieler und verschiedener Leidenschaften, berühren einander auch hier Extreme aller Art; das Komische, das Lächerliche trifft mit Schrecklichem zusammen. So können wir sehen, wie hoch über dem wogenden Meere menschlicher Köpfe Strolche auf Pferden aus dem königlichen Marstall ihre Luftsprünge machen. Das sind die Plünderer; denn der Patriotismus ist immer zu einem Teile mit Schurken und Dieben durchsetzt. Gondran entriß ihnen, was sie im Schloße erbeutet hatten: Darauf eilten sie in die Stallungen und raubten die Pferde. Aber die edlen Diomedesrosse, erzählt Weber, verachteten solche Schurkenlast; sie schlugen mit ihren königlichen Hufen aus, warfen bald die Mehrzahl dieser Schurken in weitem Bogen unter lautem

Gelächter der Zuschauer ab und ließen sich einfangen; berittene Leibgarden brachten die übrigen in Sicherheit. Schließlich sei auch das beinahe rührende letzte Aufflackern der Etikette erwähnt, die hier in der kimmerischen Finsternis einer Weltzertrümmerung nicht ohne Lebenszeichen verschwindet, wie das Heimchen am Heerde noch beim Ertönen der Posaune des Weltgerichts zirpen dürfte. »Monsieur«, sagte ein Ceremonienmeister (man möchte beinahe glauben, es sei de Brézé gewesen), als Lafayette in diesen schrecklichen Minuten nach den innern Gemächern des Königs stürzte, »Monsieur, le Roi vous accorde les grandes Entrées«, da er den Moment wohl nicht für geeignet hielt, den Zutritt zu verweigern.

## Elftes Kapitel.
## **Von Versailles nach Paris.**

Die Pariser Nationalgarde, die ganz unter Waffen steht, hat indessen den Palast gesäubert, ja sogar die nächste Umgebung besetzt und den bunt zusammengewürfelten Patriotismus zum größten Teile in den großen Hof oder selbst in den Vorhof hinausgedrängt.

Die Gardes du Corps haben nunmehr, wie wir sehen, wirklich die »Nationalkokarde aufgesteckt«. Sie treten an die Fenster und auf die Balkone, halten ihre mit ungeheueren Trikoloren geschmückten Hüte hoch empor, werfen zum Zeichen der Unterwerfung ihre Bandeliere ab und rufen: Vive la Nation! Was kann das großmütige Herz darauf erwidern als: Vive le Roi, vivent les Gardes du Corps! Selbst Seine Majestät hat sich mit Lafayette auf dem Balkon gezeigt und zeigt sich jetzt noch einmal. Vive le Roi! schallt es ihm zum Gruße aus allen Kehlen entgegen; eine Kehle aber ruft: Le Roi à Paris.

Auch Ihre Majestät erscheint auf Verlangen trotz der damit verbundenen Gefahr. Sie tritt mit ihrem kleinen Knaben und Mädchen auf den Balkon hinaus. »Keine Kinder! point d'enfants!« rufen Stimmen. Sie schiebt die Kinder sanft zurück und steht, ihre Hände über der Brust gekreuzt, ruhig und gefaßt da. »Und müßte

ich sterben«, sagte sie, »so will ich es thun.« Eine solche heroische Ruhe und Fassung verfehlt nicht ihre Wirkung. Lafayette ergreift mit Geistesgegenwart in seiner hochfliegenden, ritterlichen Weise die königliche Hand und küßt sie, indem er ehrerbietig das Knie beugt. Nun ruft das Volk auch: Vive la Reine! Trotzdem »sah« der arme Weber (oder glaubte wenigstens es zu sehen; denn kaum der dritte Teil der Erlebnisse unseres armen Weber in jenen hysterischen Tagen dürfte der Kritik standhalten), »wie einer der Brigands seine Muskete auf die Königin anlegt – mit oder ohne Absicht zu schießen, wie aber ein zweiter Brigand ihm zornig die Waffe niederschlug«.

So ist schließlich alles, selbst die Königin, ja sogar der Kapitän der Leibgarde national geworden. Auch er tritt mit Lafayette hinaus; auf dem Hute des reuigen Mannes steckt, sichtbar bis im äußersten Vorhof, eine ungeheuere Trikolore von der Größe eines Suppentellers oder einer Sonnenblume. Mit lauter Stimme, seinen Hut hoch emporhaltend, schwört er den Bürgereid, ein Anblick, bei dem das ganze Heer unter Jubelrufen seine Mützen auf die Bajonette steckt. Versöhnung thut dem Herzen der Menschen wohl. Lafayette hat anderen den Eid abgenommen; unten im Marmorhofe läßt er die übrigen Leibgardisten schwören; das Volk schließt sie in die Arme. – O Brüder, warum wolltet ihr uns zwingen, euch zu töten? Seht, Freude herrscht über euch wie über die Rückkehr verlorener Söhne! – Die armen, jetzt nationalen und trikoloren Leibgarden tauschen mit dem Volke ihre Mützen und Waffen, und fortan sollen Friede und Brüderlichkeit herrschen. Und immer noch erschallt es: Vive le Roi und ebenso: Le Roi à Paris – jetzt nicht mehr aus einer Kehle allein, sondern einstimmig aus allen Kehlen; denn es ist der Herzenswunsch aller.

Ja, *der König nach Paris:* was sonst? Mögen die Minister beraten und die Nationaldeputierten den Kopf schütteln, soviel sie wollen, es bleibt doch kein anderer Ausweg. Ihr habt ihn gezwungen, »freiwillig« zu gehen. »Um ein Uhr.« Das ist Lafayettes Botschaft, die er mit weithin hörbarer Stimme verkündet und die der ganze Aufruhr

mit grenzenlosem Jauchzen, mit dem Abfeuern aller Feuerwaffen, der blanken und der rostigen, der kleinen und der großen, zur Kenntnis nimmt. Welch ein Krachen, meilenweit zu hören, wie der Donner des jüngsten Tages. – Auch dieser Donner rollt hinüber in die schweigende Ewigkeit. Seitdem steht das Schloß von Versailles öde und still da; seine weiten, von Gras überwachsenen Höfe wiederhallen nur von des Jäters Haue. So fluten Zeiten und Geschlechter in ihrem regellosen Golfstrom weiter, und auch die Gebäude haben ebenso wie die Erbauer ihre Schicksale.

Bis ein Uhr werden also die drei Parteien: Nationalversammlung, Nationalkönigtum und Nationalpöbel alle Hände voll zu thun haben. Der Pöbel frohlockt, die Weiber schmücken sich mit der Trikolore. »Ja, Paris hat mit mütterlicher Fürsorge seinen Rächern« genügende »Wagenladungen Brot« geschickt, die jubelnd empfangen und dankbar verzehrt werden. Die Rächer dagegen suchen nach Kornvorräten und laden sie auf fünfzig Wagen, sodaß der nationale König, der, wie man annimmt, der Spender alles Guten sein werde, diesmal auch als offenkundiger Bringer des Überflusses erscheint.

Und so hat der Sansculottismus, sein Wort *widerrufend*, seinen König zum Gefangenen gemacht. Die Monarchie ist gefallen, sie ist nichts weniger als ehrenvoll, sondern schmählich, in zwar oft wiederholtem, aber unklugem Kampfe erlegen; sie vergeudete ihre Kraft in Anfällen und Paroxysmen und wurde doch nur bei jedem neuen Paroxysmus noch kläglicher als bei den früheren überwunden. So ist Broglies Kartätschensalve, die ihre Wirkung hätte haben können, auf den weinseligen Mut jenes Opernmahles und jenes O Richard, o mon Roi! zusammengeschrumpft, und selbst dieser Mut und diese Begeisterung werden zu einer Favras-Verschwörung herabsinken, einer Verschwörung, die mit dem Aufhenken eines einzigen Chevaliers erledigt sein wird.

Arme Monarchie! doch was kann ein Mann, der einmal will und einmal wieder nicht will, anderes erwarten als schmählichstes Unterliegen? Offenbar hat der König entweder ein Recht, das er bis zum Tode vor Gott und Menschen behaupten muß, oder er hat

kein Recht; offenbar das eine oder das andere; wüßte er nur selbst, was von beiden! Der Himmel erbarme sich seiner. Wäre Ludwig weise, so würde er heute abdanken. – Ist es nicht sonderbar, daß so wenige Könige abdanken, und daß man noch von keinem gehört hat oder weiß, der einen Selbstmord begangen hätte?

An der Nationalversammlung aber, die sich an diesem Morgen als »von Seiner Majestät unzertrennlich« erklärt und dem König nach Paris folgen wird, fällt der außerordentliche Mangel an körperlicher Gesundheit auf. Schon nach dem 14. Juli konnte man eine gewisse Kränklichkeit unter den ehrenwerten Mitgliedern bemerken; denn gar viele von ihnen verlangten wegen geschwächter Gesundheit Reisepässe; aber jetzt und während der folgenden Tage herrscht eine förmliche Epidemie: Präsident Mounier, Lally Tollendal, Clermont-Tonnerre und alle konstitutionellen Zweikammer-Royalisten bedürfen einer Luftveränderung, wie es schon früher bei den meisten Anti-Kammer-Royalisten der Fall war.

Denn nun folgt in der That die *zweite Emigration*, die sich namentlich über Volksdeputierte, über Adel und Klerus erstreckt, so daß »allein nach der Schweiz sechzigtausend gehen«. Am Tage der Abrechnung werden sie zurückkommen! Ja, und ein heißes Willkommen werden sie finden. – Aber Emigration auf Emigration ist eben eine Eigentümlichkeit Frankreichs. Eine Emigration folgt der anderen, sei es infolge begründeter Furcht oder unbegründeter Hoffnung oder, und zwar zum großen Teil, auch infolge kindischer Laune und Empfindlichkeit. Zuerst haben sich die Hochfliegenden auf den Weg gemacht, jetzt gehen die niedriger Fliegenden, und so wird es immer weiter hinab bis zu den Kriechenden gehen. Aber warum kann nicht unsere Nationalversammlung die Konstitution um so bequemer machen, da jene Zweikammer-Anglomanen jetzt nicht mehr zu fürchten sind und in weiter Ferne an fremden Gestaden weilen? Abbé Maury wird festgenommen und zurückgeschickt; mit dem redegewandten Kapitän Cazalès und einigen anderen wird er, der zähe wie gegerbtes Leder ist, es noch ein weiteres Jahr aushalten.

Bei dieser Gelegenheit erhebt sich die Frage: Hat man Philipp von Orléans wirklich an diesem Tage »in grauem Ueberrock im Bois de Boulogne« gesehen, wo er unter der nassen, welken Laube abgewartet haben soll, was der Tag bringen werde? Ach ja, sein Schatten spukt – im Gehirn Webers und anderer seines Schlages. Das Châtelet wird in dieser Sache eine weitläufige Untersuchung einleiten, einhundertundsiebzig Zeugen verhören, und der Deputierte Chabroud wird seinen Bericht veröffentlichen; aber etwas *Weiteres* wird nicht enthüllt werden. Was aber hat denn diese beiden Oktobertage, die ohnegleichen dastehen, veranlaßt? Eine solche dramatische Aufführung hat sich doch niemals ohne Dramatiker und Maschinisten in Scene setzen lassen; nicht einmal der hölzerne Hanswurst mit seinen häuslichen Leiden taucht ans Tageslicht empor, wenn man nicht am Drahte zieht; wie könnte es menschlicher Pöbel? Waren es also nicht Orléans und Laclos, Marquis Sillery, Mirabeau und die Söhne der Verwirrung, welche den König nach Metz zu treiben und die Beute an sich zu reißen hofften? Nein, waren es nicht vielmehr das Oeil de Boeuf, Leibgardenoberst de Guiche, Minister Saint-Priest und hochfliegende Loyalisten, die ihn auch nach Metz zu treiben hofften, um es dann mit dem Schwert des Bürgerkrieges zu versuchen? Der gute Marquis Toulongeon, Historiker und Deputierter zugleich, sieht sich gezwungen zuzugeben, daß es *beide* waren.

Ach, meine Freunde, ein gar seltsames Ding ist leichtgläubige Ungläubigkeit. Wenn aber eine ganze Nation von Argwohn erfüllt ist und sogar in der Wirkung des Magensaftes ein dramatisches Wunder erblickt, was kann da helfen? Eine solche Nation ist nur mehr ein Bündel hypochondrischer Krankheiten; sie ist zerbrechlich, als wäre sie in Glas verwandelt, sie ist so gallig und hinfällig, daß sie Krisen entgegengehen muß. Ist nicht der Argwohn oder Verdacht schon an sich das Verdächtigste, wie Montaigne nichts mehr fürchtete als die Furcht?

Jetzt aber hat die kurze Stunde geschlagen. Schon sitzt Seine Majestät mit der Königin, mit seiner Schwester Elisabeth und mit

den beiden königlichen Kindern im Wagen; aber es dauert noch eine gute Stunde, bis sich der endlose Zug geordnet und in Bewegung gesetzt hat. Das Wetter ist trübe, regnerisch, die Stimmung sehr verschieden, der Lärm groß.

Der feierlichen Aufzüge hat unsere Erde gar viele gesehen: römische Triumph- und Huldigungszüge, kabirische Festzüge mit Cymbelklang, königliche Prunkzüge, irische Leichenzüge; dieser Zug aber, der Gang der französischen Monarchie zu ihrem Sterbebette, blieb der Welt noch zu sehen übrig. Seine Länge beträgt Meilen, seine Breite verliert sich schier ins Endlose, denn die ganze Umgebung drängt sich zum Schauen heran. Langsam geht es weiter, stellenweise stockt die Bewegung ganz, als wäre es ein regungsloser ungeheuerer See, aber es braust und tost wie der Niagara, es rast und tobt wie in einem Babel oder Bedlam. Ein Spritzen und Stampfen, ein Hurrarufen, Brüllen, Gewehrabfeuern; – fürwahr, ein wirkliches Stück Chaos, das man in unserer Zeit gesehen hat. So wälzt es sich langsam fort, bis es sich bei zunehmender Dunkelheit von Passy bis zum Hôtel de Ville zwischen einer doppelten Reihe von Gesichtern in das wartende Paris ergießt.

Seht doch: als Avantgarde Nationaltruppen mit Geschützen; Pikenmänner und Pikenweiber, die auf Kanonen, Karren oder Mietkutschen sitzen oder zu Fuß marschieren und dabei tanzen; alle vom Scheitel bis zur Sohle mit trikoloren Bändern behangen; auf den Bajonettspitzen stecken Brotlaibe, in den Gewehrläufen grüne Zweige. Dann als Hauptzug: »Fünfzig Wagenladungen Korn«, das man um des Friedens willen aus den Lagerhäusern von Versailles entlehnt hat. Dann folgen einzelne Leibgardisten, ganz gedemütigt, in Grenadiermützen; unmittelbar hinter ihnen fährt der königliche Wagen und andere Hofwagen; denn es sind auch hundert Nationaldeputierte da, unter ihnen auch Mirabeau – seine Bemerkungen sind nicht überliefert. Als Nachtrab ein buntes Durcheinander: Flandern, Schweizer, Hundert-Schweizer, andere Leibgardisten, Brigands und alles, was nicht vorausgehen konnte. Zwischen allen diesen Waffen fluten zucht- und

zügellos St. Antoine und die Kohorte der Mänaden; die letzteren zumeist um den königlichen Wagen; da tanzen sie in ihrem trikoloren Schmuck, singen »anzügliche Lieder«, und, mit der einen Hand auf den königlichen Wagen, dem ihre Anspielungen gelten, mit der anderen auf den Proviantwagen zeigend, rufen sie: »Mut, Freunde! Jetzt wird es uns an Brot nicht fehlen, wir bringen euch den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen; (le Boulanger, la Boulangère et le petit Mitron).«

Der Regen durchnäßt die Trikoloren, aber die Freude ist nicht zu dämpfen. Ist jetzt nicht alles gut? »Ah! Madame, notre bonne Reine«, sagte vor einigen Tagen eine dieser handfesten Damen, »seien Sie nur keine Verräterin mehr (ne soyez plus traître), und wir alle wollen Sie lieben!« Der arme Weber geht im Kote platschend, Thränen in den Augen, dicht neben dem königlichen Wagen. »Die Majestäten erwiesen mir die Ehre (oder ich glaubte, daß sie es thaten), von Zeit zu Zeit durch Achselzucken und himmelwärts gerichtete Blicke die Gefühle, die sie empfanden, anzudeuten.« So schwimmt das königliche Lebensschifflein gleich einer zerbrechlichen Muschel steuerlos auf das Pöbels schwarzen Fluten.

Mercier schätzt in seiner oberflächlichen Weise den Zug und die Zuschauer auf zweihunderttausend Menschen. Er sagt, das Ganze sei ein grenzenloses, unartikuliertes Haha gewesen, ein *alles Maß überschreitendes* Weltgelächter, das sich nur mit den Saturnalien der Alten vergleichen ließe. Warum nicht? – Auch hier ist, wie gesagt, die menschliche Natur wieder einmal menschlich; schaudere darob, wer Lust zum Schaudern hat; aber bedenkt, daß sie menschlich ist. Sie hat »alle Formeln verschlungen« und zeigt dies selbst in ihrem Tanze. Darum können Sammler von Vasen und Antiken mit Figuren tanzender Bacchantinnen »in den seltsamsten, beinahe unmöglichen Stellungen« wohl mit einigem Interesse auch auf diesen Tanz blicken.

So hat das langsam sich bewegende Chaos, diese Saturnalien der Alten in modernem Gewande, die Barrieren erreicht und muß hier Halt machen, um sich von Maire Bailly in einer feierlichen

Ansprache begrüßen zu lassen. Dann geht es zwischen dem doppelten Spalier von Gesichtern, inmitten dieses maßlosen, himmelerschütternden Haha noch zwei lange Stunden bis zum Hôtel de Ville schwerfällig weiter. Hier wird es abermals von verschiedenen Persönlichkeiten begrüßt, unter ihnen auch von Moreau de Saint-Méry, jenem Moreau der dreitausend Befehle, der jetzt Nationaldeputierter von St. Domingo ist. Auf dies alles findet der arme Ludwig, der beim Betreten des Stadthauses »eine leichte Rührung zu empfinden scheint« keine andere Antwort als, »daß er mit Vergnügen, mit Vertrauen unter sein Volk komme«. Maire Bailly vergißt bei der Wiedergabe der königlichen Worte das »Vertrauen«, und die arme Königin sagt lebhaft: »Fügen Sie hinzu, mit Vertrauen.« – »Messieurs«, fügt darauf Bailly hinzu, »Sie sind glücklicher als wenn ich es nicht vergessen hätte.«

Zum Schlusse wird der König auf einem oberen Balkon bei Fackelbeleuchtung, mit einer ungeheueren Trikolore am Hute, dem Volke gezeigt, »und alle Leute«, sagt Weber, »faßten einander bei den Händen«; – glaubten sie doch, *nun* sei gewiß die neue Zeit geboren. Erst kurz vor 11 Uhr nachts kann das Königtum in seinen leeren, lange verödeten Tuilerienpalast gelangen, um hier beinahe nach Art wandernder Schauspieler sein Quartier aufzuschlagen. Es ist Dienstag, den 6. Oktober 1789.

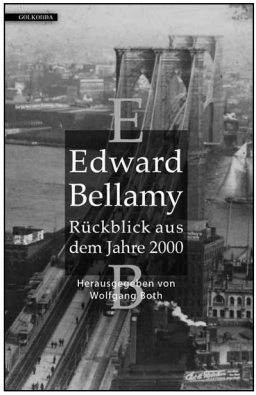
Noch zwei Pariser Prozessionen hat der arme Ludwig durchzumachen: die eine komisch-schmählich wie die gegenwärtige, die andere weder komisch noch schmählich, sondern ernst, ja erhaben.

**Ende des ersten Bandes.**

*Bitte beachten Sie auch die nachfolgenden Seiten ...*

Edward Bellamy

# *Rückblick aus dem Jahre 2000*




Julian West schläft im Boston des Jahres 1887 ein – und wacht im Boston des Jahres 2000 auf! Die Welt hat sich grundlegend verändert. Sein Gastgeber, der Arzt Dr. Leete, führt ihn durch eine Stadt, die er zu kennen glaubte, und er erlebt eine Überraschung nach der anderen. Denn die Menschheit hat endlich den Schritt hin zum idealen Gemeinwesen getan … oder?

*Looking Backward: 2000–1887*, im Original erstmals im Jahr 1887 erschienen, ist die erfolgreichste Utopie des 19. Jahrhunderts und die vielleicht meistgelesene Utopie überhaupt. Dem Buch wurde die Ehre zuteil, von zahllosen Anhängern und Kritikern nachgeahmt zu werden, und es liefert bis heute Zündstoff für Diskussionen darüber, wie eine gerechte Gesellschaft einzurichten sei.

Die vorliegende Neuausgabe verbindet die wirkungsmächtige Übersetzung von Clara Zetkin mit einer neuen Einleitung, die – erstmals in deutscher Sprache – umfassend auf das Leben Bellamys eingeht und einen Schwerpunkt auf die Rezeption im deutschsprachigen Raum legt. Im Anhang werden ein aussagekräftiger Ausschnitt aus Bellamys eigener Fortsetzung *Equality* sowie die Rezension des Buches von William Morris publiziert.

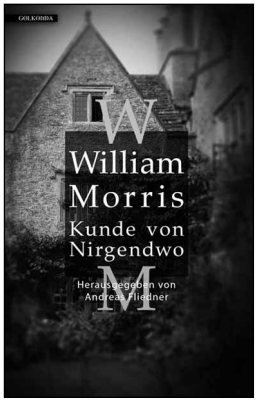
Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen
von Wolfgang Both

Durchgesehene Neuausgabe
**Aus dem Amerikanischen von Clara Zetkin**
Klappenbroschur | 340 Seiten | € 18,90
ISBN 978-3-944720-10-4
Auch als E-Book erhältlich.

Golkonda Verlag | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf
www.golkonda-verlag.de

William Morris

# *Kunde von Nirgendwo*




Der Ich-Erzähler der Geschichte, ein desillusionierter Vertreter des viktorianischen England, erwacht eines Morgens in einer völlig anderen Welt – dem England der Zukunft. Nichts ist mehr übrig von Industrie und Umweltverschmutzung, von hektischem Großstadtleben und ungerechter Klassengesellschaft. Die Menschen leben in einer ländlichen Idylle, die keineswegs völlig auf technologische Annehmlichkeiten verzichtet, aber alles in ein angenehmes Gleichgewicht zu bringen weiß.

*News from Nowhere*, im Original erstmals im Jahr 1890 erschienen, war die direkte Antwort des Autors auf Edward Bellamys *Looking Backward: 2000–1887*. Der industriellen Armee jener einflussreichen Utopie setzt Morris eine pastorale Lebenswelt entgegen, deren Faszination wir uns, bei aller Skepsis, auch heute nicht entziehen können.

Die vorliegende Neuausgabe verbindet die klassische Übersetzung von Natalie Liebknecht & Clara Steinitz mit einer neuen Einleitung, die umfassend auf das Leben des Autors eingeht und Voraussetzungen und Wirkungsgeschichte des Buches aufarbeitet. Im Anhang werden die Rezension des Buches von Edward Bellamy publiziert sowie der Romantext um zwei neu übersetzte längere Passagen ergänzt.

Herausgegeben von Andreas Fliedner
Mit einer Einleitung versehen von Clive Wilmer

Durchgesehene Neuausgabe
**Aus dem Englischen von Natalie Liebknecht & Clara Steinitz**
Klappenbroschur | 265 Seiten | € 16,90
ISBN 978-3-944720-12-8
Auch als E-Book erhältlich.

Golkonda Verlag | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf
www.golkonda-verlag.de

Victor Hugo

# *Der lachende Mann*

»Die Comprachicos – im siebzehnten Jahrhundert berühmt-berüchtigt, im achtzehnten Jahrhundert vergessen. Die Comprachicos – sie kauften und verkauften Kinder. Und was machten sie mit diesen Kindern? Sie machten Ungeheuer aus ihnen. Warum Ungeheuer? Zum Vergnügen. Das Volk will lachen, die Könige auch. Die Straßenecken brauchen ihren Hanswurst, die königlichen Schlösser ihren Narren.«

*L'homme qui rit*, im Original erstmals 1869 erschienen, wird hier in der noch im selben Jahr vorgelegten Erstübersetzung von **Georg Büchmann** neu herausgegeben, wie ebendiese in vier schön ausgestatteten Bänden. Dieses Meisterwerk des sozialkritischen Grauens war die Vorlage für den legendären Film *Der Mann, der lacht* (1928) mit Conrad Veidt. Hugos Figurenzeichnung wie auch seine Schilderung des menschlichen Leidens an der Gesellschaft sind bis heute unübertroffen.

Der lachende Mann | Band 1 | Klappenbroschur,
207 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-02-9

Der lachende Mann | Band 2 | Klappenbroschur,
164 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-29-6

Der lachende Mann | Band 3 | Klappenbroschur,
162 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-30-2

Der lachende Mann | Band 4 | Klappenbroschur,
232 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-31-9

Golkonda Verlag | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf
www.golkonda-verlag.de